This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

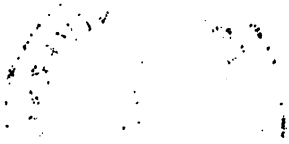
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E 5/1159



Makanda un

Meine Erlebnisse

in der

Wissmann-Truppe.

Von

G. Richelmann

Hauptmann u. Comp. Ch. im Inf. Regt. Prinz Louis Ferdinand v. P.
(2. Magdeb.) Nr. 27.
ehemaligem Stationschef von Bagamojo.

Magdeburg.
Creutz'sche Verlagsbuchhandlung
(R. & M. Kretschmann).
1892.

DT446
R5-A3

Das Recht der Übersetzung bleibt vorbehalten.

Druck von A. Hopfer, Burg.

Seinem hochverehrten Führer auf afrikanischem Boden,

Herrn Major von Wissmann,

in dankbarer Erinnerung und treuer Kameradschaft

gewidmet

vom Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

		Seite
Vorwort, oder wie es kam, daß ich nach Afrika ging und sogar ein Buch schrieb!		
Kapitel 1.	Die Reise von Aden nach Bagamojo	1
„ 2.	Die ersten Tage in Bagamojo	11
„ 3.	Die Erstürmung von Buschiri's Lager	20
„ 4.	Bagamojo's nächste Umgebung und die Mission	32
„ 5.	Expedition nach Kwale	45
„ 6.	Erstürmung von Pangani	63
„ 7.	In Pangani und Tanga	81
„ 8.	In Sansibar	94
„ 9.	Als Stationschef in Bagamojo	111
„ 10.	Friedliche Arbeit als Stationschef	130
„ 11.	Unruhige Zeiten	160
„ 12.	Marsch nach Dunda und Patrouillengang	178
„ 13.	Kämpfe mit den Mafiti's	195
„ 14.	Wissmann's Rückkehr von Mpapua, Buschiri's Ende	206
„ 15.	Emin Pascha und Stanley	220

Vorwort

oder wie es kam, daß ich nach Afrika ging und sogar ein Buch schrieb!

Motto: Nicht träumen sollt Ihr Euer Leben,
Erleben sollt Ihr, was Ihr träumt!
(O. Roquette.)

Von Jugend auf beseelte mich der Wunsch, ferne Länder und Völker kennen zu lernen, mit eigenen Augen das zu schauen, wofür ich mich, wenn auch nur Laie, als eifriger Freund der Geographie, Etnographie und Naturwissenschaften interessirte. Doch dazu bot sich keine Gelegenheit; der Beruf, an dem ich von Herzen hing, der Soldatenstand, brachte andere Pflichten mit sich. Nur in den Mußestunden, soweit sie nicht fachmännische Lektüre in Anspruch nahm, ging ich meiner alten Neigung nach.

Als Deutschland die Arbeit wieder aufnahm, welche einst der große Kurfürst mit seinem kleinen Brandenburg kühn versuchte, da hätte ich laut aufjubeln mögen. Nicht als sogenannter „Kolonialschwärmer", nicht weil ich so thöricht gewesen wäre, zu glauben, daß dort in der Ferne uns gleich Reichtümer erwüchsen, das kann erst durch praktische, umsichtige Arbeit geschehen, sondern weil ich aus der Geschichte gelernt hatte, daß Völker nur so lange emporsteigen, als sie auch nach außen hin sich große Ziele stecken, Ziele, die schwer zu erreichen sind und darum kein Erschlaffen, kein Erlahmen der alten Energie und Thatkraft zulassen!

Dann kam ein Glückstag für mich! Nach einer Trennung von mehr als einem Vierteljahrhundert traf ich mit einem Bekannten aus der frühen Kindheit zusammen: mit Wissmann.

VII

Gleichzeitig fast kam die Nachricht, daß unten in Ostafrika kriegerische Zeiten hereinbrachen, und damit schlug auch für den Soldaten die Stunde. Kaum hatte ich von Wissmann die Zusage, so ging ich zum Regiments-Commandeur und bat um Urlaub nach Berlin.

„Sie wollen zu Wissmann," fragte er sofort.

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

Der Versuch, welchen mein hochverehrter und mir ungemein wohlwollender Vorgesetzter machte, mich von jenem Vorhaben abzubringen, änderte meinen Entschluß nicht.

„Nun, dann fahren Sie mit Gott."

Schnell ging's noch in's Casino, um den vollkommen überraschten Kameraden Adieu zu sagen; wenige Stunden später saß ich schon im Koupé, nochmals von den Kameraden herzlichen Abschied nehmend. Einer der Hauptleute rief mir noch scherzend zu: „Sie fangen doch in Berlin hoffentlich gleich mit Afrika an und wohnen in der Mohrenstraße!"

Im Koupé ging's schon los mit Afrika. „Sie wollen nach Afrika? sagte ein Herr. „Ja." „Ich war auch in Afrika, wenn auch nicht dort, wo Sie hingehen, sondern weiter im Süden. Passen Sie auf, es wird Ihnen gefallen."

Fürwahr, er hat Recht gehabt; es hat mir gefallen.

Recht hatte auch Emin Pascha, als er mir beim Abschied sagte: „Es thut mir leid, daß Sie gehen, aber denken Sie an mich: wer Afrika einmal kennen gelernt hat, den hält sein Zauber gefangen."

Ja, Afrika und das Leben dort draußen ist schön!

Wer aber hinausgehen und sich dort wohl fühlen will, der darf nicht am materiellen Wohlleben hängen, nicht nur für Kneipe, Concert und Theater schwärmen. Findet er dagegen Freude an der Natur, an frischem, fröhlichem Wagen, ist er kerngesund dazu und allen, auch den größten Strapazen gewachsen, dann wird er seinen Entschluß nicht bereuen, dann wird er gleich mir solche Jahre zu den schönsten des Lebens zählen. —

Nach Niederwerfung des Araberaufstandes in die Heimath zurückgekehrt, lag mir die Absicht fern, etwas zu schreiben. Der

Bücher über Oſtafrika ſind ja heutzutage mehr denn genug. Leider ſind unter dieſer großen Zahl auch ſehr viel minderwerthige, welche ganz falſche Auffaſſungen erwecken können und die wenigen wirklich vorzüglichen werden nur ſelten geleſen.

Entweder ſind ſie zu theuer, wie das ausgezeichnete Werk über die von der Decken'ſche Expedition, oder ſie ſind, weil rein ſachlich, für das große Publikum nicht intereſſant genug, wie das hervorragende Buch von Dr. Schmidt: „Sanſibar" und die Aufſätze deſſelben Verfaſſers in Petermann's Mitteilungen.

Nicht eigener Antrieb, ſondern mehrfache Aufforderungen von anderer Seite bewegten mich dazu, das vorliegende Büchlein zu verfaſſen. Daſſelbe ſoll jedoch nicht gleich andern Oſtafrika ſchildern oder den, nach meinem Dafürhalten unverkennbaren Werth jenes Landes erörtern, ſondern nichts weiter bringen, als eine anſpruchsloſe Erzählung meiner erſten Afrikazeit, ohne daß ich dabei auf wiſſenſchaftliche oder militäriſche Fragen, die mir eigentlich viel mehr am Herzen lagen, einginge.

Deßhalb ſind z. B. auch ſämmtliche Namen und die wenigen Worte aus der Kiſuaheli-Sprache, welche ich einflechte, durchweg nur ſo geſchrieben, wie ſie der Eingeborene ausſpricht oder wie ſie dem europäiſchen Ohre klingen.

Nur eine leichte Lektüre wird geboten, was ich dabei aber verbürge, iſt die abſoluteſte Wahrheit, denn ich halte es für bitteres Unrecht, eine Sache zu übertreiben oder zu beſchönigen, nur um ſie vielleicht intereſſanter oder angenehmer zu machen.

Magdeburg, Anfang October 1891.

Der Verfaſſer.

1. Die Reise von Aden nach Bagamojo.

Ein Monat war verstrichen, seitdem wir den heimatlichen Hafen verlassen und vor sechs Tagen waren wir vom sonnendurchglühten Aden abgedampft; die Linie lag nahe vor uns, einige freuten sich schon auf die beim Passiren üblichen Tauffeierlichkeiten, wir alle aber sahen voller Erwartung dem ersehnten, jetzt so nahen Ziele: Bagamojo an Ostafrikas Küste entgegen. Nicht etwa, daß wir reisemüde gewesen wären, allein es drängte uns, die Arbeit, die wir freudigen Herzens erwählt hatten, in Angriff zu nehmen.

Doch ein tückischer Schiffskobold zwang uns, noch einmal gründlich Geduld zu üben. Hell und klar — wie fast immer zwischen den Wendekreisen — war am 26. April die Sonne eben aufgegangen, da plötzlich stoppte die Maschine und bald lag unser Dampfer „Martha" regungslos in der tiefblauen, spiegelglatten Fluth des indischen Oceans.

Die Überraschung war just keine freudige, und die Gesichter verklärten sich gerade nicht, als es sich herausstellte, daß die Maschine, wie der Seemann sagt, „unklar" war, und zwar derart, daß die Maschinisten selber zunächst darüber nicht ins Klare kommen konnten.

Ein fröhlicher Soldatensinn findet sich jedoch schnell ins Unvermeidliche. Helfen konnten wir nichts, um mit unseren Mannschaften zu exerziren war kein Platz vorhanden, so trat man denn zum Zeitvertreib an die Bordwand heran, um nach dem einen oder anderen Meeresungetüm auszuspähen, im Stillen hoffend, daß sich vielleicht Gelegenheit zu besonderen Beobachtungen oder gar einem guten Fang böte. Schon früher hatte ich mich dieserhalb mit einigen unserer Unteroffiziere unterhalten, und auf Grund dessen war denn auch für einen etwaigen Hay schon ein gewaltiger Angelhaken bereitet, Köder dazu war auch vorhanden, nur die

Hauptsache: der Fisch — fehlte bisher. Doch der ließ heute nicht lange auf sich warten; bald genug umkreiste ein solches mächtiges Ungetüm das Schiff. Schnell ward der Haken mit einem tüchtigen Stück Salzfleisch über Bord gelassen und Freund Hay ließ sich nicht lange nötigen. Langsam dreht er sich auf den Rücken, Köder und Haken verschwinden in dem gewaltigen Rachen. Vorsichtig wird angezogen, um zu prüfen, ob der Haken auch richtig sitzt, in der That, er hält, und nun greifen an dreißig rüstige Arme zu, um die Beute an Deck zu holen. Der Gefangene zeigte eine ungemeine Abneigung gegen frische Luft und sträubte sich gewaltig, allein das half nichts. Die Kraft, welche eine solche Bestie entwickelt, ist zwar staunenerregend, doch einmal aus dem Wasser heraus, ist der Widerstand gebrochen. Leider hatten wir aber an jenem Tage nun einmal kein Glück, die Spitze des Angelhakens blieb an einem Vorsprung der Bordwand hängen, sich bald unter dem gewaltigen Druck gerade biegend, und in mächtigem Bogen sauste die sicher gewähnte Beute ins nasse Element zurück, um blitzschnell in die Tiefe zu schießen.

Was uns mit dem ersten Hay nicht glückte, das gelang dafür um so besser mit einem zweiten, dem dann an Deck der Garaus gemacht ward. Freilich war dieses Stück kein solches Prachtexemplar wie das erste, immerhin aber betrug die Länge $2^1/_2$ m und der Umfang des Kopfes nicht weniger als 1 m. Während dieser Jagd war manche Stunde verstrichen und jetzt endlich nach 9stündigem Suchen und Arbeiten in der Maschine der Fehler gefunden, langsam, sehr langsam ward die Fahrt fortgesetzt. An ein schnelleres Tempo war überhaupt nicht mehr zu denken, denn wie der Kapitän uns mittheilte, war die Hochdruckkurbel geborsten, es galt die äußerste Vorsicht anzuwenden, da die Maschine nur noch langsam vorwärts, rückwärts aber gar nicht mehr arbeiten konnte. Vorläufig hatte dies bei ruhigem Wetter nichts zu sagen, wer garantirte uns aber das Wetter? In jener Zeit zwischen Ende April und Anfang Mai pflegt der Südwest-Monsun einzusetzen, und sobald dieser eintritt, haben die gegen ihn angehenden Schiffe ein böses Stück Arbeit. Angesichts

der üblen Lage blieb dem Kapitän nichts übrig, als den Kurs ändernd, von der hohen See wieder nach der afrikanischen Küste hinzuhalten, um diese entlang den Weg fortsetzend, schlimmstenfalls dort irgend eine geschützte Bucht anzulaufen. Die Fahrt ging jetzt so langsam, die entgegengesetzte Strömung der See war dabei so stark, daß wir im wahren Sinne des Wortes nicht schneller vorwärts kamen, als eine recht gemütlich fahrende Droschke. Das war aber auch das einzige gemütliche bei der Sache, alles andere war höchst ungemütlich. Nicht etwa, daß uns die ziemlich gefährliche Lage sonderlich beunruhigt hätte, nein, wir waren außer uns, plötzlich das nahe gewähnte Ziel, zeitlich wenigstens, hinausgeschoben zu sehen. In Ostafrika war die Lage brennend genug, jeder Tag fiel dort schwer ins Gewicht und wir alle glühten vor Verlangen, jenes Land zu betreten, uns mit dem Gegner zu messen.

Noch kurz vor dem Verlassen der Heimat hatte Se. Majestät in der Audienz, zu der wir Offiziere das Glück hatten, befohlen zu werden, der Erwartung Ausdruck verliehen, daß jetzt wohl bald ein Wechsel zum Besseren in Ostafrika zu erwarten sei. Jedermann kann sich da denken, daß es für uns keinen höheren Wunsch gab, als dieser Erwartung unseres Kriegsherrn voll und ganz zu entsprechen. Alles war bislang so glatt und gut gegangen, und nun am Schluß der Reise mußte solch leidiger Zwischenfall kommen. Hinter diesen Betrachtungen trat zunächst alles andere zurück, ja wir vergaßen an jenem Tage sogar den höchst unbehaglichen Zustand an Bord unseres Schiffes, obgleich dieser unerfreulich genug war.

Seitdem wir in Aden die Mehrzahl der angeworbenen schwarzen Soldaten — Sudanesen und Somali — an Bord genommen, glich die Martha in der That der Arche Noah's, vielleicht kam sogar jenes altberühmte Fahrzeug dem unseren nicht gleich. Beherbergte die Martha, obgleich ein Schiff von kaum 1400 Tonnen, doch nicht weniger als 106 Deutsche, gegen 700 Schwarze, darunter 300 Weiber und 70 Kinder, 24 Pferde und Maultiere, eine Anzahl Hunde, eine kleine Heerde verschiedenen Schlachtvieh's und ein paar Hundert Brieftauben. Die unteren Schiffsräume waren durch die verschiedenartigsten für die Schutztruppe und ihre Aus-

rüstung nötigen Dinge ganz in Anspruch genommen, die Schwarzen biwakirten alle mit ihren Familien an Deck.

Malerisch war das Bild zweifellos und bot auch die Hülle und Fülle Stoff zu ethnologischen und anderen Studien. Obgleich eng zusammengepfercht fühlten sich die Schwarzen ganz behaglich und in ihrem Benehmen machten sie einen ungemein günstigen Eindruck. Man merkte den Leuten schnell an, daß sie in Ägypten schon eine gute soldatische Erziehung genossen hatten, wenn auch natürlich nicht daran zu denken war, jetzt militärische Übungen mit ihnen vorzunehmen.

Anfänglich ist es für den Europäer nicht leicht, die einzelnen Leute von einander zu unterscheiden, die Gesichter zumal erscheinen einem verzweifelt ähnlich. Sehr bald aber gewinnen dieselben sozusagen an Ausdruck, oder vielmehr man lernt jenen Ausdruck kennen und verstehen, man vermag Hübsches und Häßliches, Dummheit und Intelligenz so gut zu unterscheiden wie bei der eigenen Race.

Die Männer machten fast sämmtlich, wie schon gesagt, einen recht guten Eindruck, sahen auch keineswegs übel aus. Von den schwarzen Damen konnte man das leider nicht behaupten, fast durchweg waren es häßliche Geschöpfe. Später habe ich manch schwarze Evatochter erblickt, die gar nicht übel aussah, jene Sudanesinnen aber konnte man beim besten Willen nicht als schöneres Geschlecht bezeichnen. Um jedoch die Männer als schwarze Landsknechte anzuwerben, hatte man wohl oder übel ihre Familienanhängsel mit in den Kauf nehmen müssen. Übrigens möchte ich glauben, daß mancher biedere Sudanese sich schnell noch eine Landsmännin angeheiratet hatte in der Befürchtung, daß er im fremden, feindlichen Lande alles, nur keine Frau erobern könne. Als die Leute dann aber herausfanden, daß die Suahelimädchen sehr oft weit hübscher und auch nicht uneinnehmbar waren, zeigte der eine oder andere sogar Neigung, sich zu verändern und wir mußten dann natürlich vermittelnd eintreten. Glücklicherweise waren dieses jedoch nur einzelne Ausnahmen, im allgemeinen war das Familienleben der Leutchen recht gut und besonders die Kinder, fast durchweg niedliche Geschöpfchen, bildeten ein festes Band für die Eltern.

Wesentlich anders als die Sudanesen stellten sich die Somali, welche auch nicht als Soldaten, sondern nur als Schiffsleute für die Schutztruppe angeworben waren. Der Eindruck, den diese viel verschrieenen Gesellen machen, ist keineswegs ungünstig. Von den Negern halten sie sich in stolzer Überhebung streng gesondert, sind denselben ja auch nicht zuzurechnen, wie man sofort an den schön geschnittenen Gesichtern mit den ausdrucksvoll blitzenden Augen erkennen kann. Ganz auffallend war die Sauberkeit dieser Leute, und mit Vergnügen sah ich jedesmal zu, wenn sie morgens beim Deckwaschen lustig schwatzend und schnatternd ihr Bad nahmen.

Übrigens biwakirten unsere Schwarzen nicht allein, wir Europäer thaten dasselbe. Die Temperatur in den über der Maschine gelegenen Kammern war unerträglich heiß, und allabendlich flüchteten wir uns, mit unseren Matratzen und einer Decke beladen, ins Freie, und zwar mit Genehmigung des sehr entgegenkommenden Kapitäns in die Rettungsboote, den einzigen noch unbenutzten Platz.

Von ernster, nutzbringender Arbeit konnte unter solchen Umständen keine Rede sein; nur einer der unsrigen war durch seinen Beruf zu einer aufreibenden Thätigkeit gezwungen, der er sich mit ebenso großem Eifer wie Erfolg hingab. Es war dies einer der beiden, die Expedition begleitenden Ärzte: Dr. Kohlstock, der während der Reise schon und noch mehr draußen in Ostafrika sich die allgemeine Liebe und das vollste Vertrauen errang.

Mehrere Schwarze hatten die Pocken mit an Bord gebracht, und nur der Sorgfalt und der hingebenden Pflege des Arztes, den seine Lazaretgehilfen auf's Beste unterstützten, war es zu danken, daß die braven schwarzen Burschen noch leidlich davon kamen. Die Zahl der Todesfälle blieb sehr beschränkt, und schon gegen Ende der Reise erlosch die Krankheit.

Am zweiten Tage nach dem Unfall war die Somaliküste erreicht und langsam, einem Panorama gleich, glitt das Land am Schiffe dahin. Wenn auch für das bloße Auge zu fern, so ließ sich doch durch scharfe Gläser erkennen, daß jener Küstensaum kein allzu verlockendes Gepräge trug. Wir empfanden herzlich wenig Nei-

gung, dort vielleicht durch Wind und Wetter gezwungen zu landen, obgleich wir uns diesen Fall oft genug ausmalten. Friedlich wäre eine solche halbe Robinsonade schwerlich abgelaufen, denn die Somali sind bekanntlich den Fremden wenig zugethan und durchweg recht kriegslustige Gesellen. Unter andern Umständen wäre ja ein solches Abenteuer garnicht übel gewesen, so aber sehnten wir uns danach, unsere Kräfte an einem anderen Punkte einzusetzen.

Endlich am 2. Mai erblickten wir früh die in bläulichen Duft gehüllten Berge Usambaras, das erste sichtbare Zeichen der Küste, an der es bald gelten sollte, für unsere colonialen Interessen einzutreten, dem deutschen Namen unter der heißen afrikanischen Sonne Ehre zu machen. Fast andächtig schauten wir hinüber wie nach einem Lande der Verheißung, hoffend und träumend von diesem und jenem.

An jener Stelle zwischen dem Festlande einer- und den Inseln Pemba und Sansibar andererseits finden sich zahlreiche Untiefen; Seezeichen aber, die nachts dem Seemann von Nutzen sein könnten, fehlen noch. Allerdings besitzt Sansibar einen Leuchtturm mit electrischem Licht, nach welchen Regeln aber die Beleuchtung stattfand, ist — oder war damals wenigstens — schwer zu sagen. Jedenfalls war an jenem Abend nichts davon zu sehen, und so gingen wir denn wohl oder übel zwischen Sansibar und der Küste nochmals vor Anker.

Am folgenden Tage mit dem Morgengrauen wird weiter gedampft, näher und näher kommt die Küste in Sicht. Die Spannung wächst. Gravenreuth, v. Zelewski, Dr. Schmidt, die der Leser wohl schon aus ihrer Thätigkeit in Ostafrika kennen gelernt hat, können jetzt uns Neulingen schon einzelne Punkte bei Namen nennen. Dort liegt zunächst Saadani, wo wir später fochten, dann kommt langsam ein anderer Punkt näher. Hurrah, jetzt tauchen die Masten des ersten deutschen Kriegsschiffes auf! Näher und näher kommen wir heran, bald kann man's erkennen, S. M. S. Leipzig ist es, das stattliche Flaggschiff des deutschen Geschwaders. Mir selber war's, als ob mir die Kriegsflagge und der stolze Bau einen Gruß aus der Heimat zuwinkten, einen

Gruß aus den Tagen, in welchen ich vor Jahren als Offizier im Seebataillon ſtand. An Bord unſerer Kriegsſchiffe fand ich manch alte liebe Bekannte wieder, die ich ſeit langem nicht mehr geſehen. Langſam dampften wir an der Leipzig vorbei noch eine kleine Strecke weiter, dann ſtoppt die Maſchine und raſſelnd ſauſt der Anker in die Tiefe; wir ſind am Ziel, Bagamojo liegt vor uns.

Neugierig ſchweift der Blick die Küſte auf und ab, das Land iſt zwar flach, doch der Eindruck überaus freundlich. Hier gewahrt man nichts von jener ſonnendurchglühten Sand- oder Felſenmaſſe, wie wir ſie an der Somalikküſte kennen lernten und wie auch ſolche die Gegenden am Kap Guardafui und die Küſte des roten Meeres auszeichnen. Nein, das ganze Land iſt grün, und vor allem ſind es die in Unmenge vorhandenen Kokospalmen, die der Landſchaft ihr charakteriſtiſches Gepräge geben. Zwiſchen die ſchlanken Palmen ſind zahlreich eingeſtreut prächtige dunkle Mango-, Citronen-, Orangen-, und Banianbäume ſowie Limonen, während die freien Flächen mit Gräſern, Kräutern und Buſchwerk dicht bewachſen ſind.

Aus dem friſchen, ſaftigen Grün heraus leuchten blendend weiße, zum Teil recht ſtattliche Steinhäuſer. Etwas ſüdlich der Stadt, nahe am Strande erhebt ſich ein beſonders großer, faſt burgartiger Bau: das Stationsgebäude, ſo zu ſagen die Citadelle von Bagamojo.

Unten am Strande herrſchte reges Leben, bald ſtießen mehrere Boote ab und wir freuten uns nicht wenig, als, wie erwartet, Wiſſmann ſelbſt als erſter unſern Dampfer betrat: „Nun meine Herren, ſind Sie endlich da? Wir haben ſehnſüchtig Ihrer geharrt und fingen ſchon an zu fürchten, daß irgend etwas paſſirt ſei.“ Dann ging's an's Begrüßen, Fragen und Vorſtellen, denn natürlich fanden wir hier noch manchen ſogenannten, „alten Afrikaner“, mit dem wir zuſammen arbeiten ſollten. Was uns am meiſten intereſſirte, war Wiſſmanns Mitteilung, daß Buſchiri in nächſter Nähe ſei.

Nachdem die erſte Begrüßung vorbei war, ging Wiſſmann ſofort daran, die nötigen Befehle zu erteilen, welche in erſter

Linie besagten, was von der Ladung sofort zu löschen sei und wer von uns zunächst mit an Land zu kommen habe. Zu meiner großen Freude gehörte ich mit zu der kleinen Zahl, und wohlgemut ging's bald darauf der Küste zu. Mit welcher Freude ich den Fuß zum ersten Mal ans Land setzte, läßt sich schwer beschreiben. Das günstige Bild, welches man in der Ferne empfangen, ward in der Nähe nicht abgeschwächt, ja es wurde noch verschönt durch den Eindruck, welchen die Schwarzen auf uns Ankömmlinge machten. Besonders angenehm berührte es, zu sehen, wie sie mit freudestrahlenden Gesichtern ihren früheren Herrn, den Frh. von Gravenreuth begrüßten. Simba Mrima (d. h. Küstenlöwe) nennen ihn die Eingeborenen seiner kühnen Thaten wegen, und daß er es auch verstanden hatte, sich die Herzen der Leute zu gewinnen, das zeigte sich jetzt so recht, als sie ihn nach der Trennung von einigen Monaten wiedersahen.

Das Stationsgebäude liegt nur 200 Schritt vom Strande entfernt und besteht aus einem stattlichen, durch bedeutende Anbauten noch vergrößerten arabischen Steinhause, welches durch Bastionen und Mauern ein burg- oder festungsartiges Aussehen erhält. Die Festungsbauten waren in erster Linie das Verdienst des Chefs von Zelewski, welcher die Zeit, während er als von Gravenreuths Nachfolger in Bagamojo commandirte, dazu benutzt hatte, sich gegen den übermächtigen Feind durch geschickte Verstärkung seiner Station zu halten.

So geräumig die Station auch war, so blieb für den Einzelnen bei der dichten Belegung doch nur herzlich wenig Platz. Von uns erhielten jetzt vier ein mehr als einfaches Zimmer als Aufenthalt angewiesen, das eben erst fertig gestellt war, wie uns die rohen noch nicht abgeputzten Wände und die thürlose Thüröffnung bewiesen. Ebenso einfach war auch das auf vier Betten und einen improvisirten Waschtisch beschränkte Mobiliar. Doch das genügte vollkommen, wir hatten ja eine trockene Schlafstelle — es war gerade Regenzeit — und wer das im Kriege sein eigen nennt, kann sich mit Recht glücklich preisen. Unser Privatgepäck war bald in Pyramidenform in der Mitte des Raumes aufgebaut

und damit für die nächste Zeit die Einrichtung fertig, in der wir lustig und guter Dinge hausten. Nur die offene Thür war zuweilen lästig, weil der eine oder andere zum Stationsinventar gehörige Affe unseren Habseligkeiten hin und wieder einen unliebsamen Besuch abstattete, besonders ein großer, „Buschiri" getaufter Hundspavian, der übrigens aller Welt Liebling war, hatte er bislang doch sogar an allen Kämpfen teilgenommen und dabei erstaunliche Kaltblütigkeit an den Tag gelegt.

Mit unserer Einrichtung waren wir, wie gesagt, schnell fertig und da uns der erste Nachmittag frei blieb, trieb es uns natürlich hinaus, um die erste Neugier und Wißbegierde zu stillen. Unweit der Station lag ein anderer stattlicher Steinbau, das sogenannte Rathaus, in welchem es wie in einem Ameisenhaufen wimmelte, denn dort wohnten unsere Verbündeten, die Waniamwesi, Karawanenleute tief aus dem Inneren Afrikas, die während des ganzen Aufstandes getreulich zu unseren Landsleuten gehalten, und die uns auch fernerhin, besonders als Träger, noch vorzügliche Dienste leisteten. Es gereichte uns damals zum besonderen Vergnügen, wenn diese schwarzen Biedermänner, die Hand zum militärischen Gruß an den Kopf legend, mit freundlichem Grinsen in unverfälschtem Deutsch ihr „guten Morgen" sagten.

Dicht hinter besagtem Hause beginnt die eigentliche Stadt, und mit traurigem Staunen sahen wir, welche Verwüstungen hier durch die fortgesetzten Kämpfe angerichtet waren. Die Bewohner waren geflüchtet, die früher so ausgedehnte Negerstadt durch Brände vollkommen verschwunden, und nur die weite, aus zahlreichen Straßen mit zum Teil recht stattlichen Gebäuden bestehende Steinstadt hatte dem Feuer getrotzt. Buschiri's Angriffe, welche in jenen Gebäuden meist ihren Stützpunkt suchten, hatten leider zu mehrmaliger Beschießung durch die schweren Schiffsgeschütze geführt, die einen ziemlichen Theil jener ungemein starken Gebäude in Trümmer legten. Am besten war noch die Mitte der Stadt erhalten. Hier wohnten in zwei großen Häusern die Somali, welche Dr. Peters für die deutsche Emin Pascha-Expedition angeworben hatte. Die Eingänge waren durch Stacheldrahtzäune

gesperrt, die platten Dächer — alle arabischen Häuser haben bekanntlich solche Dächer — zeigten eine durch Aufbau von Steinen errichtete Brustwehr. An diese Gebäude schloß sich ein anderer Häusercomplex an, der als Unterkunft für einige Hundert kurz vor uns eingetroffene Sudanesen mit ihren deutschen Offizieren diente. Auch hier war alles zur Verteidigung eingerichtet, vorgeschobene Wachen und Posten schützten zugleich gegen eine plötzliche Überraschung. Zum ersten Mal sahen wir hier unsere Schwarzen exerziren, und wenn man vom parademäßigen deutschen Drill absah, den auch wohl niemand erwartete, so mußte man sagen, daß sie einen recht guten Eindruck machten.

Gern hätten wir unsere Schritte noch weiter gelenkt, besonders vor die Stadt hinaus, doch daran war in jenen Tagen nicht zu denken, es wäre das ein frevelhafter Leichtsinn gewesen und zudem war es auch direct verboten. Wir mußten sogar noch vor Sonnenuntergang zur Station zurückkehren, denn von 6 Uhr ab waren außerhalb der befestigten Gebäude nur Patrouillengänge gestattet. Deßhalb wurde uns aber der Abend doch keineswegs lang, da gab es noch mancherlei anzuordnen, und zugleich lauschte man als Neuling dem einen und andern in rebus africanis erfahrnen Kameraden, vor allem Wissmann, der es verstand, bei solcher Gelegenheit manches in fesselnder Weise zu erläutern. Diese und spätere, bald ernste, bald heitere Gespräche mit unserem hochverehrten Führer waren ebenso unterhaltend, wie oft auch belehrend, vor allem habe nicht bloß ich, sondern auch meine Kameraden daraus eins gelernt: die Eingeborenen richtig zu behandeln. Wissmann ist darin Meister und er ist dies, weil er die Schwarzen liebt. Alle Eingeborenen, von den schlimmsten und rohesten Stämmen natürlich abgesehen, merken das bald genug, sie fühlen schon nach kurzer Zeit instinktiv, daß sie es mit einem aufrichtigen Freunde zu thun haben. Leider ist so mancher Europäer, besonders der Unkundige, nur allzu geneigt, den Schwarzen lediglich scharf anzufassen, das aber ist grundfalsch und gern denke ich an die Worte zurück, die Wissmann einst einigen von uns sagte: „Vergessen Sie nie, daß auch unter der schwarzen Haut ein menschliches Herz schlägt."

2. Die ersten Tage in Bagamojo.

Die nun folgenden Tage brachten eine zwar friedliche, aber recht anstrengende Thätigkeit, galt es doch, die Schutztruppe operationsfähig zu machen. Zu diesem Zwecke war es vor allen Dingen nötig, die Ladung der Martha zu löschen, und Eile war hier auch mit geboten, um die Zahlung von Überliegegeldern zu vermeiden. Die uns zustehende Frist von vierzehn Tagen wollte bei dem Umfange der Ladung und den zum Löschen verfügbaren Mitteln nicht allzuviel sagen. Offiziere, Beamte und Unteroffiziere mußten tüchtig heran und überall fleißig Hand anlegen. In der heißen Tropensonne war das kein leichtes Stück Arbeit, doch alle waren von solchem Feuereifer beseelt, daß diese Mühseligkeiten freudig ertragen wurden. Am lästigsten blieb es, daß man, um die Ladung an Land zu bringen, auf eine sehr geringe Zahl von Booten beschränkt war, ein Übelstand, der sich doppelt fühlbar machte, da die Martha bei ihrem Tiefgang, gleich allen andern großen Dampfern, der sehr flachen Rhede wegen gegen 4—5 Kilometer vom Strande ablag. Mit jenen Arbeiten ward natürlich stets nur ein Theil der Europäer und Schwarzen beschäftigt, die übrigen lagen militärischen Übungen ob: Exerzieren und Wachtdienst. Die neugebildete Truppe mußte erst etwas zusammengeschweißt werden, Führer und Untergebene sich an einander gewöhnen, und vor allem durfte der Sicherheitsdienst nicht aus den Augen gelassen werden.

Buschiris befestigtes Lager war ganz in der Nähe, man mußte auf alles gefaßt sein, wenn auch ein energischer Angriff ziemlich unwahrscheinlich blieb. Buschiri besaß selbstverständlich von unserer Ankunft und Stärke sehr gute Nachrichten, einen großen Schlag versuchte er deßhalb schwerlich, höchstens irgend einen überraschenden Putsch, bei dem freilich die Überraschung wohl mehr auf seiner als unserer Seite gewesen wäre. Des Gegners ganzes Streben zielte darauf ab, sein Lager nach besten Kräften zu verstärken, um dann in der, wie wir später

sahen, sehr geschickt verschanzten Stellung unserem Angriff zu trotzen.

Daß Buschiri seine Stellung befestigte, war gewiß begreiflich, allein es erging ihm dabei genau so wie vielen anderen Führern in ähnlicher Lage: er verbiß sich auf die reinste Defensive, der offensive Geist kam abhanden und mit diesem zugleich die Beweglichkeit, aus der er gerade bei der Beschaffenheit jenes Landes und seiner Truppe den größten Nutzen hätte ziehen, und uns durch den regelrechten Guerillakrieg eine lange Reihe unangenehmer Erfahrungen bereiten können.

Trotzdem er unsere Kräfte kannte, fehlte es ihm doch keineswegs an Zuversicht. So sandte er kurz vor Ankunft der Martha einen Gruß nach Bagamojo, dessen Rohheit, selbst wenn man dem Orientalen Rechnung trägt, doch unmöglich verziehen werden konnte. Beim Bau der Station Bagamojo war ein hübscher und intelligenter junger Neger, Dunia genannt, als Maurer thätig gewesen. Sorglos wie die Schwarzen oft sind, war Dunia trotz des Verbots eines Tages etwas von der Stadt weggegangen; Aufständische fingen ihn und schleppten ihn nach dem Lager. Buschiri ließ dem Ärmsten ohne lange Umschweife beide Hände abhauen und jagte ihn darauf, nachdem man die Blutung gestillt, noch selbigen Tages nach Bagamojo zurück, indem er ihm noch höhnisch die Weisung gab: „So nun kannst Du Wissmann meinen Salaam (Gruß) bringen, und sagen, ich würde mich sehr freuen, ihn und seine Leute kennen zu lernen.“

Nun, er hat uns bald genug kennen gelernt. Dem armen Dunia konnten unsere Erfolge die Hände freilich nicht wieder verschaffen, aber Wissmann und die Deutsche Ostafrika-Gesellschaft haben ihn nicht vergessen; er erhielt einen Aufseherposten mit nettem Gehalt und einen künstlichen Ersatz für die Hände. Später habe ich Dunia noch oft gesehen und gesprochen und mich selbst überzeugt, daß er sich mit einer uns Europäern fast unbegreiflichen Leichtigkeit in sein Schicksal gefunden. Eigentlich war er sogar recht zufrieden, er hielt sich für ganz gut situirt, brauchte nicht schwer zu arbeiten, konnte gut essen, sich nett kleiden, eine Frau

anschaffen und damit waren die Hauptwünsche des Negerherzens erfüllt. Ich selbst bekam mit Dunias Sache gleich am ersten Tage zu thun.

Als Wissmann die verschiedenen Befehle erteilte, sagte er mir: „Für Sie habe ich eine andere Arbeit, Sie sind ja lange untersuchungsführender Offizier gewesen, haben auch in Berlin diesbezügliche Instructionen erhalten, nehmen Sie gleich einige Araber und Belutschen vor, die kürzlich gefangen wurden."

Von der Hauptsprache des Landes, dem Kisuaheli, hatte ich herzlich wenig Ahnung und mir unterwegs nur einige Wörter angeeignet; das machte jedoch nichts, denn auf der Station war ein vorzüglicher Dolmetscher, ein Komore Namens Ali, der etwas englisch und ganz gut französisch sprach. Ali war ein geriebener, schlauer Fuchs, zweifellos ein für die verschiedensten Dinge brauchbarer Mensch, aber auch mit weiser Vorsicht zu genießen. Besaß er doch viele schlechte Eigenschaften des Orientalen in hohem Grade. Er nahm es daher mit der Wahrheit nicht zu genau, wenigstens nicht, wenn er glaubte, daß sie ihm schaden, oder einem seiner Privatfeinde nützen könne. Uns Deutschen war er jedoch ergeben, wußte er doch ganz genau, daß sein Geschick mit dem unsrigen eng verflochten war, denn wehe ihm, wenn er den Gegnern in die Hände gefallen wäre. Zu Anfang war er eine Art Faktotum und kam sich daher nicht wenig wichtig vor. Später ließ das bald nach, der Schlauberger wußte ganz genau, daß wir ihn sattsam kannten, und selten habe ich ein komischeres Bild gesehen, als wenn Herr Ali in Nöten war und sein Gesicht die verborgen geglaubten Ängste widerspiegelte.

An jenem Tage ließ ich mir besagten Kunden kommen, ermahnte ihn, getreulich zu dolmetschen und kündigte ihm gleichzeitig an, daß seine Angaben kontrolirt würden, denn der Vorsicht wegen hatte ich noch einen unserer Beamten, der das Kisuaheli einigermaßen verstand, zugezogen. Darauf erschienen die Gefangenen, zwei Araber und ein Belutsche. Auf den wirklich gemeinen Gesichtern stand sozusagen die Schuftigkeit geschrieben. Selbstverständlich durfte das aber die Untersuchung nicht beeinflussen.

„Sage — Ali — kennst Du die Leute?"

„Ja Herr, es sind Halunken, man muß sie hängen."

Ich machte ihm schnell und nachdrücklich klar, daß ihn das gar nichts angehe, worauf er sofort sehr unterwürfig keine Ansicht mehr äußerte.

„Woher kennst Du die Leute?"

„Sie lebten früher in Bagamojo und dann in Buschiris Lager."

„Ali, sage den Leuten, daß sie die Wahrheit sprechen, sonst sind sie verloren."

„Inschallah" (wie Gott will) lautet die Antwort der Gefangenen und nicht eine Muskel zuckt in den Gesichtern. Jetzt begann nun ein Kreuzverhör, bei dem die Leute sich zwar als Spießgesellen Buschiris bekennen mußten, aber Spionage, deren sie verdächtig waren, ließ sich nicht nachweisen. Zwei derselben waren als diejenigen bezeichnet, die Buschiri schon zu verschiedenen Missethaten aufgehetzt und speziell auch Dunias Verstümmelung verursacht hätten. Natürlich leugneten die Betreffenden dies unter allen möglichen Beteuerungen, obgleich ihnen sichtlich schlecht zu Mute war. Ich ließ Dunia rufen und muß gestehen, daß ich überrascht war, wie gut er sich benahm. Er erkannte die Leute, die er im feindlichen Lager gesehen, sofort, doch als ich ihn fragte, ob sie beim Abhauen seiner Hände geholfen, da wurde er ruhiger, sah sie immer und immer wieder an, schien zu zweifeln, um endlich zu sagen: „Herr, die Leute waren dabei, sie haben auch mit Buschiri gesprochen, aber, und er zögerte wieder, es war ein anderer, der mir die Hände abschlug."

Kurzum, es war nichts zu machen, man hatte die feste Überzeugung, daß jene Araber und der Belutsche Erzschurken waren, allein nachweisen ließ sich nichts, und so blieb es denn dabei, daß sie lediglich als Gefangene gehalten wurden.

Dergleichen Fälle wiederholten sich später noch oft, und wir haben in dem Bemühen, vollste Gerechtigkeit walten zu lassen, vielleicht manchem Individuum das Leben, ja selbst die Freiheit geschenkt, bei dem es besser gewesen wäre, es für die menschliche Gesellschaft möglichst unschädlich zu machen.

Nachmittags traf bei uns ein englischer Missionar ein, den Buschiri gefangen gehalten und nunmehr gegen ein anständiges

Lösegeld freigegeben hatte. Über das feindliche Lager vermochte er leider so gut wie nichts zu berichten, da man ihn in strenger Haft gehalten hatte. Uns war es äußerst angenehm, jetzt keinen Europäer mehr in Feindes Hand zu wissen, wir waren dadurch freier in unseren Handlungen; ungleich froher als wir war aber jedenfalls der Befreite selbst, dem es auch niemand verdenken konnte, daß er sich der erlangten Sicherheit freute, so interessant die persönliche Bekanntschaft mit Buschiri auch sein mochte. Baldmöglichst trat der Missionar die Weiterfahrt nach Sansibar an, ohne unsere Gastfreundschaft lange in Anspruch zu nehmen. Gern geboten war sie, aber freilich nicht glänzend, denn räumlich beschränkt, hatten wir auch keine Zeit, uns groß um die Küche zu kümmern. Die freie Zeit war knapp bemessen und füglich hatte man auch keine rechte Verwendung dafür.

So sehr es manchen von uns drängte, etwas von dem Lande zu sehen, in jenen Tagen war es unmöglich, man durfte es nicht wagen, allein oder selbst zu mehreren den zerschossenen Ort zu verlassen und über die Linie unserer Sicherheitswachen hinauszugehen. Zu ethnologischen Beobachtungen bot Bagamojo für den Neuling übrigens ganz netten Stoff, und jedermann hatte Gelegenheit, mit der einen oder anderen Eigentümlichkeit der Schwarzen bekannt zu werden, ein erstes Verständniß für das Fühlen und Denken jener Leute zu gewinnen. Besonders fesselten neben unsern eigenen Leuten die Waniamwesi die Aufmerksamkeit. Die braven Burschen hatten in den verschiedenen Kämpfen mit Buschiri manchen der ihrigen verloren, sonst war der Krieg aber den Leuten nicht schlecht bekommen, sahen sie doch durchweg wohlgenährt aus und fühlten sich äußerst behaglich und zufrieden. Sie schlugen sich auch recht brav; bezeichnend aber dafür, wie die Eingeborenen sich oft in kritischen Lagen benehmen, ist vielleicht nachstehender Vorgang.

Mehrfach hatten sie ziemlich passiv zugesehen, wenn der eine oder andere von ihnen während eines der zahlreichen Angriffe Buschiris von dessen Leuten gefangen und weggeschleppt wurde. Eines Tages drangen nun die Araber auch bis zu einem Steinhaus vor, in welchem die Waniamwesi ihre noch unverkauften Elfenbeinschätze verwahrten. Als die

Gegner dort die Thüren erbrachen und daran gingen, das Nest auszunehmen, da sahen die Söhne Uniamwesis ganz und gar nicht ruhig zu. Voller Wut, gut oder schlecht bewaffnet, wie es gerade die Eile ermöglichte — der Angriff war ganz überraschend gekommen — fielen sie über die Buschirileute her, und trieben sie mit ungeahnter Wucht von ihrem Eigentum weg, auch nicht das kleinste Stück Elfenbein dem Feinde überlassend, denn auch bei diesen Naturkindern hörte in Geldsachen jede Gemütlichkeit auf.

Unter den Waniamwesi war das weibliche Element ebenfalls vertreten, und besonders eine schwarze Dame zog vieler Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein hübsches junges Ding, mit munterem, frischem Gesicht, das wirklich etwas anmutiges hatte, besonders wenn man sie mit den Weibern unserer Sudanesen verglich. Bei uns hieß sie schlechtweg die „Prinzessin", weil sie einer Häuptlingsfamilie ihrer Heimat entstammte. Für eine Negerin war sie entschieden das, was man bei uns eine gute Parthie nennt, gehörte ihr doch ein großer Teil des Elfenbeinreichtums jener Karawane. Ich selbst lernte das junge Ding an einem der ersten Tage kennen, als ich am Strande das Bergen eines Teiles der Ladung leitete. Prinzeßchen setzte sich ganz zuthunlich auf dieselbe Bank und fing dann an, verschiedenes zu reden und zu fragen. Gar zu gern hätte ich geantwortet und ihr auch ein paar schwarze Artigkeiten gesagt, allein der Überfluß an Mangel von Kisuaheli schnitt mir das Wort ab, und da ich auch just noch kein Meister in der Zeichensprache war, hat mich die junge Dame jedenfalls für einen ebenso einfältigen wie langweiligen Menschen gehalten.

Von den Waniamwesi wendete sich sehr rasch das Interesse den Sulus zu, welche bereits kurze Zeit nach uns eintrafen. Dieselben stammten aus portugiesisch Ostafrika. Von militärischer Erziehung war bei ihnen noch ganz und gar keine Rede, vielmehr waren es reine Naturkinder, denen übrigens ihr höchst einfaches Kostüm gar nicht übel stand, zumal es durchweg junge, hübsch gewachsene Burschen mit offenen, frischen Gesichtern waren. Gleich allen Negern ziemlich eitel, machte es den Leuten geradezu Vergnügen, die für sie bestimmten Uniformen anzulegen: Drillichhosen und eine dunkelblaue

Blouſe mit kurzen Ärmeln und ſchwarz-weiß-rother Einfaſſung der Halspartie. Nur mit den Schuhen konnten die Leutchen ſich anfangs nicht befreunden und marſchirten ungleich lieber und beſſer unbeſchuht.

Die ſprachlichen Schwierigkeiten, die ohnehin anfänglich das Werk erſchwerten, waren recht beträchtlich. Für die arabiſch ſprechenden Sudaneſen hatten wir ja ausreichend Dolmetſcher, die ſehr gut franzöſiſch, einzelne ſelbſt deutſch ſprachen, für die Sulus war jedoch nur ein einziger Dolmetſcher aufzutreiben geweſen, der zudem außer jener Sprache blos des Portugieſiſchen mächtig war, und letzteres verſtand von uns nur Wiſſmann, ſowie die Lieutenants von Medem und Blümke. Dazu entpuppte ſich der Dolmetſcher Joſé, ein Miſchling, bald genug als ein dunkler Ehrenmann, und die Sulus verſuchten es ungleich lieber, mittels Zeichenſprache ſich direct mit uns zu verſtändigen, als durch jene Perſon. Übrigens waren dieſe Leute ſo ungemein willig und aufmerkſam, daß ſie jedermann gut leiden mochte, ja beinahe verzog, und ihren directen Vorgeſetzten ſchenkten ſie alsbald vollſtes Vertrauen. Lieutenant von Medem und die für die Sulus commandierten Unteroffiziere verſtanden es aber auch, ihre Mannſchaften in richtiger Weiſe zu nehmen, indem ſie neben dem nöthigen Ernſte eine ſtets gleichbleibende Freundlichkeit, ja oft die reine Engelsgeduld entwickelten.

Schon am erſten Tage nach der Ankunft begann natürlich das Exerziren der Sulus, und wenn das Sprichwort ſagt, aller Anfang iſt ſchwer, ſo war hier der Anfang mehr originell als ſchwer. Den Leuten war glücklich klar gemacht, um was es ſich handele, und die munteren Burſchen hatten verſtändnisinnig genickt. Kaum aber war in Reih und Glied angetreten und „ſtillgeſtanden" commandiert, da ſprang einer der Schwarzen vor die Front und begann hier einen wild grotesken Kriegstanz, einen ſo vollendeten Kriegstanz, wie ich ihn früher niemals, auch nicht bei der beſten Hagenbeck'ſchen Karawane geſehen. So etwas war beim Exerziren bislang freilich noch keinem von uns begegnet und Lots zur Salzſäule verwandeltes Weib hat, glaube ich, nicht ſprachloſer und ſtarrer dageſtanden, als der preußiſche Unteroffizier, der dieſe ſchwarzen Rekruten auszubilden im Begriff ſtand.

Doch man ließ den schwarzen Waffenbruder gewähren, er meinte es ja gut, wollte uns zeigen, wie kriegslustig er und seine Stammesgenossen seien, wie sie sich tapfer schlagen würden. Mit einigen halb athemlos hervorgestoßenen Worten schloß die ganz überraschende Production, begleitet von einem halblauten Beifallsgemurmel der Sulus. Der kühne Krieger und Vortänzer trat wieder ins Glied und — schwupp, da war auch schon ein zweiter an seine Stelle getreten, der seinen Vorgänger natürlich noch zu übertreffen suchte. Auch ihn ließ man tanzen, sobald er aber geendigt, ward schlennigst den Biederleuten erst ein Lob für ihre Kriegslust und Tapferkeit gespendet und daran anschließend verkündet, nun müßten sie aber auch unseren Kriegstanz lernen, denn nur dann könnten sie die guten, schönen Hinterladegewehre brauchen. Das leuchtete ihnen denn auch vollkommen ein, und sie widmeten sich mit großem Eifer dem Dienst.

Uns allen bereitete es nicht wenig Scherz, zu sehen, daß jene schwarzen Naturkinder genau dieselben komischen Fehler zeigten, durch welche auch der liebe heimatliche Rekrut sich auszeichnet. In die Augen springend war übrigens die ungemeine Aufmerksamkeit der Leute, die es ermöglichte, in der Ausbildung äußerst schnell vorzugehen. Von parademäßigem Drill konnte natürlich keine Rede sein, wir hatten keine Zeit zu verlieren. Zunächst ward nur die Handhabung des Hinterladers, sowie die einfachste Form des zerstreuten Gefechts gelehrt und überraschend schnell erfaßt. Jedenfalls blieb es erstaunlich, daß wir schon nach vier Tagen die Leute an den Feind heranführen, und mit ihrem Verhalten zufrieden sein konnten. Später ward natürlich das Exerzitium gründlicher und allgemach verschwand dann auch die Gewohnheit des Kriegstanzes, welchen die Leute nur noch in der Freizeit zu ihrem eigenen Vergnügen hin und wieder übten.

Wie schon erwähnt, waren jene Schwarzen geistig ungemein geweckt, und ihre gute Begabung trat auch in anderer, so z. B. musikalischer Beziehung hervor. Einige Lieder, die sie auf Märschen sangen, waren geradezu melodisch und berührten selbst europäische Ohren durchaus angenehm. Später lernten sie sogar etwas von

unseren deutschen Liedern, und Herr Major Liebert war nicht wenig erstaunt, als er im folgenden Jahre in Bagamojo von Sulus, und zwar durchaus correct, ein oder zwei Strophen unseres deutschen „Heil dir im Siegerkranz" zu hören bekam. Die Sulus hatten das Lied von den Unteroffizieren gehört, und nachdem ihnen auf ihr Befragen der Inhalt klar gemacht war, erklärt, das müßten sie auch lernen.

Nach einigen Tagen waren die nöthigsten Vorbereitungen getroffen, und am 7. Mai versammelte Wissmann zum ersten Male die Truppe zu einem großen Musterungsappell. — Es war eine für ostafrikanische Verhältnisse stattliche Truppe, welche Wissmann mit ebenso viel Geschick, wie umsichtiger Schnelligkeit zusammengebracht hatte. Aus eigener langjähriger Erfahrung mit dem tropischen Afrika, sowie dessen klimatischen Einflüssen auf den Europäer vertraut, hatte er sofort erkannt, daß das Werkzeug selbst, d. h. die Soldaten, um leistungsfähig zu bleiben, jenem Klima in jeder Beziehung gewachsen und somit Afrikaner sein mußten; nur die Köpfe und die Hände, die jenes Werkzeug führen sollten, also Offiziere und Unteroffiziere konnten und mußten Deutsche sein.

Die Truppe bestand aus:

5 Compagnien Sudanesen jede zu 100 Mann,
1 Compagnie Sulus,
1 Abtheilung Artilleristen (Sudanesen),
1 Abtheilung Suaheli Askaris.

Letztere waren Landeseingeborene, sie wurden von der deutschostafrikanischen Gesellschaft übernommen, in deren Dienst sie durch frühere Offiziere bereits in gründlicher Weise geschult, und in den vorangegangenen Kämpfen mit Erfolg verwendet worden waren. Jede Compagnie resp. Abtheilung commandirte ein Offizier, dessen Befehl deutsche Unteroffiziere unterstellt waren. Sämmtliche übrige Unteroffiziere, etwa 40 an der Zahl, bildeten unter Führung des Lieutenant End einen kleinen, geschlossenen Kerntrupp, während die anderen Offiziere zu Wissmanns specieller Verfügung blieben.

Im Anschluß an den Appell wurden wir Offiziere zur Station befohlen und hier ward uns endgiltig von unserem Führer bekannt gegeben: „Meine Herren, morgen früh greife ich Buschiris Lager

an. Wahrscheinlich wird die Marine ebenfalls ein Landungscorps mitschicken, hierüber wird jedoch erst heute Abend definitiv entschieden."

Daran anschließend erläuterte Wissmann in kurzen, klaren Zügen die Gesammtlage, wie er sie aus den wenigen ihm zugegangenen Nachrichten hatte erkennen können, und seinen darauf beruhenden Angriffsplan. Von bestimmten Befehlen wurden jedoch nur die nöthigen Marschbefehle ausgegeben, während der eigentliche Gefechtsbefehl naturgemäß erst an Ort und Stelle erfolgen konnte. Zum Schluß richtete Wissmann noch einige besondere Worte an uns, in denen er ungefähr sagte: „Meine Herren, vom morgenden Tage hängt sehr viel für uns ab. Der Sieg über Buschiri ist für die hiesigen Verhältnisse von weittragendster Bedeutung. Wir können mit Sicherheit darauf rechnen, unterschätzen Sie deshalb aber den Gegner nicht. Die Anstrengungen, die zu ertragen sind, werden große sein, jeder wird sein Bestes thun, das weiß ich; eins aber verbiete ich auf's entschiedenste: jede tollkühne, unüberlegte Handlung. Ich würde diese, selbst wenn erfolgreich, nie gutheißen. Besonnenheit, Überlegung, ist es, was ich in erster Linie erwarte. Kein Europäer darf sich oder seine Truppe durch bloßen, sogenannten „Schneid" leichtsinnig einem Mißgeschick aussetzen, denn jeder — selbst noch so kleine Mißerfolg schadet bei den hiesigen Verhältnissen in ungeahntem Maße."

Auch später hat Wissmann stets nach diesem Grundsatz gehandelt und trotz seiner Kühnheit nie einen Schritt gethan, bei dem er nicht berechtigt war, den Erfolg zu erwarten; und wie die Ereignisse zeigten, haben er selbst und alle, die seinen Anweisungen folgten, ihr Vorhaben auch jedesmal durchzuführen vermocht.

---

3. Die Erstürmung von Buschiri's Lager.

Der Morgen des 8. Mai hatte noch nicht zu dämmern begonnen, da herrschte in Bagamojo schon reges Leben, und mit Sonnenaufgang bereits zogen die Truppenabtheilungen von ihren Quartieren nach dem als Versammlungsort befohlenen Platz beim

Stations-Gebäude. So wünschenswert es auch war, den Vormarsch gegen Buschiri's Lager möglichst frühzeitig anzutreten, verzögerte sich derselbe doch noch einigermaßen. Während die Truppen bei ihren zusammengesetzten Gewehren lagerten, standen wir Offiziere in munterem Gespräche beisammen, unsere Ansichten lustig austauschend, wie daheim an einem schönen Manövertage.

„Wenn's nur endlich losgehen wollte," sagt ein ungeduldiger Geist.

„Na, Sie kommen immer noch früh genug, um eins abzukriegen."

„Vielleicht, vielleicht auch nicht, fürchte ich doch immer, daß die Gesellschaft im letzten Augenblick uns noch entwischt."

„Nur keine Sorge, das geschieht sicher nicht, die Kerls sind zahlreich und fanatisch genug, dazu vorzüglich bewaffnet und wahrscheinlich auch gut verschanzt."

„Um so besser, da können wir heute einmal eine kleine Probe auf das machen, was wir daheim so oft geübt haben, und schließen zuletzt mit einem regelrechten Sturm."

„Bin doch neugierig, ob Buschiri seinen Harem mit hat, ich will mich gleich danach umsehen, sonst bekommt man ja ein solches Institut nie zu Gesicht und ich möchte den Damen daheim später gar zu gern davon erzählen."

So scherzte und lachte man zusammen in fröhlicher Soldatenlaune, und wie bei uns, so war auch bei der schwarzen Mannschaft die Stimmung offenbar ausgezeichnet. Bislang hatten wir die Sudanesen noch nicht im Feuer gesehen, trotzdem aber wollte es uns scheinen, als ob sie zuverlässig seien, als ob sie, wie man zu sagen pflegt, gut anbeißen würden, und sie haben's auch gethan, nicht blos an jenem Tage, sondern auch später an so mancher anderen Stelle.

Oft genug denke ich jetzt noch an die braven Burschen zurück, wie sie treu und ehrlich zu ihren Führern gestanden, nach Art der Landsknechte früherer Zeit; sie waren ja auch Landsknechte, und zwar schwarze Landsknechte, aber im besten Sinne dieses Wortes. Selbstverständlich fehlten heute auch die Waniamwesi nicht; teils

kamen sie als irreguläre Kriegsfreiwillige mit, teils dienten sie uns als ziehende Bedienung unserer Geschütze, denn wie hätten wir diese sonst so gut vorwärts bringen können, als es nachher geschah? Zugthiere waren nicht vorhanden und ebenso ist auch die Beschaffenheit der Wege zur Benutzung solcher wenig geeignet. Es fehlt im tropischen Afrika zwar nicht an Wegen, diese sind jedoch sämmtlich Fußpfade der einfachsten Art. Nicht selten hört man die Bezeichnung „große Karawanenstraße", damit ist aber nicht die Beschaffenheit der Straße gemeint, sondern stets nur der lebhafte Verkehr auf derselben. Doch genug davon, ich werde später bei der einen oder anderen Gelegenheit darauf eingehender zurückkommen können.

Während der Ruhepause war von dem Geschwader, welches auf der Rhede vor Anker lag — außer S. M. S. Leipzig waren z. B. auch die Carola und Schwalbe vor Anker gegangen — ein Landungscorps von circa 200 Mann unter Führung des Korv.-Kapitäns Hirschberg eingetroffen. Admiral Deinhard war ebenfalls an Land erschienen, hatte mit Wissmann nochmals Rücksprache genommen und bald darauf erfolgte der ersehnte Abmarsch.

Eine kriegsmäßig gegliederte Marschkolonne, wie sie europäische Verhältnisse bedingen, war für uns unthunlich. Der Weg zwang dazu, einer hinter dem andern zu gehen und hierdurch ward die Kolonne derart verlängert, daß es vor allem darauf ankam, alle weiteren Zwischenräume zwischen den verschiedenen Abteilungen zu vermeiden. An der Spitze marschirte eine Abteilung von 50 Suaheli Asikaris unter dem Stationschef Frhr. von Eberstein, dann folgten 2 Compagnien Sudanesen (Frhr. von Gravenreuth), 3 Geschütze (Krupp'sche 4,7 cm Schnellfeuer-Kanonen, Führer Chef Krenzler), 30 deutsche Unteroffiziere (Lieutenant End), Landungscorps der Marine, 2 Comp. Sudanesen (Chef Dr. Schmidt), 1 Comp. Sudanesen und 1 Comp. Sulus, Chef von Zelewski. In Summa etwa 850 Mann.

Der genaue Platz von Buschiri's Lager war nicht bekannt, sondern nur die ungefähre Lage. Die Suaheli Asikaris waren jedoch mit der Umgegend so wohl vertraut, daß wir erwarten konnten,

durch sie sicher und schnell den Feind zu erreichen, und da die Bewachsung, sowie die Gestaltung des Geländes keine Schwierigkeiten bot, so waren wir zugleich in der Lage, den Marsch in altgewohnter Weise nach den Seiten hin durch Patrouillen zu sichern.

Wissmann selbst ritt unmittelbar hinter den Askaris, Dr. Bumiller und ich befanden uns zu seiner speciellen Verfügung neben ihm. Der Marsch führte zunächst auf dem das Meer begleitenden Höhenrücken hin, dann ward landeinwärts abgebogen. An jener Stelle ist alles Kulturland und Schamba reiht sich an Schamba. Mit diesem Namen wird in Sansibar und der gegenüberliegenden Küste alles bebaute Land bezeichnet, möge es nun eine große Plantage oder der kleinste bäuerliche Besitz sein. Mit hohem Vergnügen ruhte das Auge auf dem überaus freundlichen Bilde. Schlanke Palmen, schattige Mangobäume und großblätterige Bananen verleihen der Landschaft einen echt tropischen Charakter, neben ihnen zeugen Maniokfelder, massenhafte Ananas u. s. w. von ausgiebiger Bebauung des Landes. Allein diese Felder waren infolge der kriegerischen Unruhen verwahrlost, die Hütten und Häuschen am Wege von ihren Besitzern verlassen und oft genug auch zerstört.

Schon nach dreiviertelstündigem Marsch ward eine leichte Hügelkette, die sogenannte Dschem-Dschem-Höhe, überschritten und vor uns dehnte sich eine flache, nur mit Gras bestandene Thalmulde aus, die jetzt im frischesten Grün prangte und aus der Ferne gesehen ganz den Anstrich eines ausgedehnten Wiesengrundes trug. Später las ich in Zeitungsartikeln von Sumpfland, das wir auf jenem Marsche durchschritten hätten und damit konnte nur diese Stelle gemeint sein. Von Sumpf war aber in Wahrheit keine Rede, es war nichts weiter als eine nasse Wiese, auf welcher sich hie und da infolge der Regengüsse eine etwa handhohe Wasseransammlung vorfand, die keinerlei Hindernis bot. Bald ging es wieder zwischen Palmen und Feldern dahin, bis gegen 9 Uhr eine weite, mit einzelnen Büschen und Bäumen durchsetzte Grasebene erreicht war. Nicht lange waren wir hier vorgedrungen, da traf von der Spitze die Meldung ein: „Buschiri's Lager in Sicht".

Von unserem Platze aus ließ sich jedoch nichts erkennen, erst nachdem wir den Marsch noch weiter fortgesetzt, erblickten wir in einem vorliegenden Kokuspalmenhain graue, regelmäßige Palliſadenwände. Für die Anwesenheit des Feindes sprach eine Anzahl von Leuten, die sich außerhalb des Lagers aufhielt, nunmehr aber dorthin zurückzog.

Wissmann ließ die Spitze halten, die Truppen aufmarschiren und ertheilte, nachdem er sich rasch im Gelände orientirt hatte, folgenden Gefechtsbefehl für seine Truppe:

„Frhr. v. Gravenreuth mit 2 Comp. Sudanesen, die Suaheli Askaris rechts daneben, greift in der Front an.

Chef Dr. Schmidt mit 2 Comp. Sudanesen und dem geschlossenen Trupp deutscher Unteroffiziere umfaßt den feindlichen rechten Flügel und drückt zugleich auf die Rückzugslinie des Gegners.

Chef von Zelewski geht gegen die linke feindliche Flanke vor.

Chef Krenzler wählt sich für seine Geschütze einen geeigneten Punkt zum Feuer auf die feindliche Front.

Ich (Wissmann) werde mich im Centrum in der Nähe der Artillerie befinden."

Kapitän Hirschberg mit den Matrosen stand zunächst als zweites Treffen hinter unserem Centrum, um in geeigneter Weise einzugreifen.

Um den zur Umfassung des Gegners bestimmten Abteilungen Zeit zu lassen, ward das Centrum noch zurückgehalten, dazu benutzte ich die kurze Rast, schnell noch einmal nach dem einen und anderen Bekannten auszuschauen. Dicht an uns vorbei marschirten die Unteroffiziere unter Lieutenant End. Die drückendheiße, feuchte Luft hatte den Marsch für die Europäer zu einem recht anstrengenden gemacht; jetzt aber war das alles vergessen, Kampfeslust leuchtete aus den Gesichtern. Ich freute mich über den echten Soldatengeist der kleinen Elitetruppe und rief ihnen noch ein „Glück auf den Weg und gut und ruhig geschossen" zu; „adieu, Herr Hauptmann, heute machen wir unsern Schützenabzeichen Ehre" schallte es munter zurück.

Dann sagte ich einigen Bekannten von der Marine guten Tag. Jahrelang hatte ich sie nicht gesehen, und als ich damals von ihnen

schied, nicht daran gedacht, daß wir uns einst draußen in weiter Ferne, nach der ich mich im Stillen so oft gesehnt, wiedersehen sollten. Manch anderen Kameraden lernte ich neu kennen, unter diesen den braven Lieutenant Schelle, der wenige Augenblicke später den Heldentod fand, als er seinen Leuten kühn voran über die Palliſadenwand hinweg in's feindliche Lager stürmte.

Endlich war der Augenblick zum Angriff gekommen. Unsere Schützenlinien avancirten gegen die feindliche Stellung, von der wir nur noch 600 m entfernt lagen.

Mit Erstaunen lasen wir später in verschiedenen Zeitungsartikeln, welche uns von zu Hause zugingen, daß das Feuer auf 1000 m eröffnet worden sei. Auf diese Entfernung vermochte man des hohen Grases und der Büsche wegen die Befestigungen überhaupt nicht zu sehen, erst auf 7—800 m war dies möglich. Vom Schießen oder richtiger vom Zielen war aber auch dort noch keine Rede, auch der Gegner beschoß uns noch nicht, wie hätte da also einer der Offiziere daran denken können, eine völlig nutzlose Munitionsvergeudung zu treiben. Heran an den Feind auf wirksame Schußweite und dann tüchtig los, das war das einzig Richtige und das ist geschehen.

Auf 300 m erst begann unsere Schützenlinie ein langsames, ruhiges Feuer, der Feind blieb uns die Antwort nicht schuldig und das scharfe, helle Pfeifen der Geschosse zeigte sofort, daß die gegnerische Bewaffnung großentheils aus ebenbürtigen Hinterladern bestand. Daß der Gegner auch leidlich zielte, dafür sprach das laute wupp, wupp, mit dem die Geschosse überall vor und neben uns einschlugen. Doch selbst auf 300 m war eine gute Wirkung unseres Feuers nicht zu erwarten, der noch unsichtbare Gegner stand in vorzüglich starker Deckung, die leichten Geschütze aber vermochten der niedrigen Lafetten wegen im hohen Grase nicht zu feuern. Rasch ging es deshalb sprungweise weiter vor. Die Artillerie mit ihrer ermatteten Mannschaft konnte nur langsam folgen, Wissmann sandte mich deshalb zurück, um das Werk zu beschleunigen. Chef Krenzler und die geschützführenden Unteroffiziere waren schon selbst tüchtig an der Arbeit, die letzten Kräfte wurden daran gesetzt

und mit lautem „jalla, jalla“ (vorwärts, vorwärts) der Sudaneſen ging's rückſichtslos trotz Buſchwerk und anderen Hinderniſſen vor. Es war ein tüchtiges Stück Arbeit, denn bis auf 100 m mußten wir an die feindliche Verſchanzung heran, erſt dort war es möglich, erfolgreich zu feuern. Hier aber lohnte ſich die Anſtrengung, praſſelnd ſchlug Granate auf Granate in die auserſehene Einbruchsſtelle bahnbrechend ein, ununterbrochen knatterte das Feuer der dichten Schützenlinien, während ſich von links und rechts das Eingreifen der umfaſſenden Abteilungen bemerkbar machte. Auch das Landungscorps der Marine griff jetzt in's Feuergefecht ein, da es klar war, daß die Araber es nicht wagten, zu einem energiſchen Offenſivſtoß überzugehen. Eine Erſchütterung des Feindes machte ſich jedoch noch nicht bemerkbar, und aus ſeiner vollkommen kunſtgerecht angelegten Befeſtigung rollte ein ununterbrochenes, heftiges Gewehrfeuer. Bisweilen erdröhnte auch ein dumpfer Schlag als Beweis, daß Buſchiri ſeine Geſchütze in Thätigkeit brachte. Damit hatte es nun freilich nicht viel auf ſich, denn es waren nur alte Rohre auf ungeſchickten Lafetten. Schaden haben dieſe Dinger kaum angerichtet, und auch ein moraliſcher Eindruck war nicht vorhanden. Ganz beſonders heftig richtete ſich das feindliche Feuer gegen die kleine Erhöhung, auf welcher Wiſſmann ſich mit ſeinem Stabe nahe bei den Geſchützen befand. In unſeren weißen Uniformen boten wir auch ein verlockendes Ziel, Wiſſmann hatte jedoch die Bitte, ſich als Führer nicht derart zu exponiren, kurz abgewieſen: „Ich kann hier alles am beſten ſehen“, war ungefähr die Antwort.

Der oberſte Führer darf ſich nicht exponiren, das iſt wahr, und doch kann ich Wiſſmann nicht Unrecht geben, es war in der That der einzige Platz, welcher die ohnehin ſchwierige Leitung des Gefechtes ermöglichte. Erſtaunlich bleibt es, daß Wiſſmann niemals von einer Kugel erreicht ward, obwohl es der Gegner nicht an der löblichen Abſicht fehlen ließ. Schließlich brachte dies die Araber zu einem höchſt ſonderbaren Aberglauben: „Wiſſmann,“ behaupteten ſie, „ſtreicht ſich mit Schweinefett (alſo einer dem Muſelmann verbotenen Sache) an und da gleiten alle Geſchoſſe von ihm ab.“

So wunderlich das auch scheinen mag, von unseren Gegnern glaubten sehr viele fest an solchen Zauber. Erfreulich war jedenfalls die Ruhe, die unser junger Führer beobachtete. Damit meine ich nicht die Gleichgiltigkeit gegen die Gefahr, er hatte sich auf afrikanischem Boden ja schon in viel unangenehmeren Situationen befunden, sondern die Ruhe, die er beobachtete, obgleich die ganze Verantwortung auf seinen Schultern lastete. Wie oft sieht man selbst bei friedlichen militärischen Übungen den einen und andern durchaus tüchtigen Führer nervös werden, bei unserem Kommandeur war davon nichts zu bemerken. Übrigens herrschte auch sonst überall ruhiges Handeln und wir alle waren überrascht, wie vorzüglich die schwarze Mannschaft der Leitung ihrer deutschen Führer folgte. In jenem Augenblicke gewann man Vertrauen zu den braven Kerls, mit Freuden sagte man sich: Mit diesen Leuten kommen wir sicher überall an's Ziel. — Wenn etwas zu tadeln blieb, so war dies höchstens die Nichtachtung der Gefahr seitens der berittenen Offiziere, die es, wie z. B. Gravenreuth, Zelewski, Dr. Schmidt, Dr. Bumiller und andere, verschmähten abzusteigen.

Eben war ich von den Geschützen zum Stabe zurückgekehrt, als unser Stabsarzt Dr. Schmelzkopf, ein alter Kamerad von mir, mit dem ich zuletzt im 65. Regiment zusammengestanden, einen Schuß gegen den Unterleib erhielt. Glücklicherweise nur einen Prellschuß, der ihm freilich noch lange genug zu schaffen gemacht hat, wenn er es sich auch während des Gefechtes nicht weiter merken ließ. Die Leutchen drüben schienen's überhaupt auf die alten 65er abgesehen zu haben, ich hatte ebenfalls schon einen Streifschuß, der jedoch nur an der Hüfte Koppel und Unterzeug zerriß, erhalten, bald aber gab es einen so heftigen Schlag an's Bein, daß ich einen Purzelbaum schoß und auf der Nase lag.

Mit dem Aufstehen war's, wie ich gleich merkte, vorbei, trotzdem mußte ich auflachen, und zwar über meinen schwarzen Diener, der mich in's Gefecht begleitet hatte. Dies Menschenkind war ohnehin nichts weniger denn intelligent, aber so ein dummes, verblüfftes Gesicht, wie er in jenem Momente schnitt, habe ich nie wieder gesehen. Da es mit dem Laufen nicht mehr ging, trugen mich

unſere Ärzte, die ſelbſt mit in der vorderſten Feuerlinie ſtanden, ein Stückchen zurück, um mich nach allen Regeln der Kunſt zu verbinden, dann transportirten mich ein paar Leute nach dem rückwärts gelegenen Sammelplatz für die Verwundeten. Die bislang roſige Stimmung war nun verſchwunden; es iſt aber auch ein unbeſchreiblich ärgerliches Gefühl, gerade in dem Augenblicke außer Gefecht geſetzt zu werden, wenn die Entſcheidung naht, wenn die Truppen im jubelnden Anſturm den Sieg erringen, und dieſer Moment trat gleich darauf ein. Das eigene Feuer ſchwieg und zugleich erſchallte brauſendes Hurrah! Noch ein letztes Mal flammte das feindliche Feuer auf, dann tönte nur das kräftige „Hurrah" zu uns herüber, hin und wieder von einzelnen Schüſſen unterbrochen. Bald ward's ganz ſtill, aus dem Lager erhoben ſich mächtige Rauchſäulen: die Poſition war erſtürmt, der erſte Sieg errungen! Die kleine Schaar Verwundeter und durch die Tropenſonne Erſchöpfter, mit der ich unter einem Mangobaume zuſammen lag, mußte unthätig zuſchauen, wir konnten nicht mit in den jauchzenden Siegesruf einſtimmen und dem Feind ſo recht auf den Pelz rücken; das einzige, was wir zu thun vermochten, war ein dreifaches Hoch, das wir unſerem kaiſerlichen Kriegsherrn brachten, als der fanatiſche und, man muß es ihm laſſen, tapfere Gegner dem deutſchen Anſturme erlag.

Auf das Toben des Gefechtes war tiefe Stille gefolgt, die erſchöpften Truppen ruhten auf dem Gefechtsfelde. Ich ſelbſt befand mich in keiner geringen Spannung, näheres über den Schluß des Kampfes, von dem Ergehen der Kameraden zu hören. Vorläufig hieß es aber, ſich ein Weilchen gedulden. Inzwiſchen gingen mein Diener und ein paar andere Leute daran, Kokosnüſſe zu holen, um durch deren erquickendes Waſſer den Durſt der Maroden und Verwundeten zu ſtillen, während ein bei uns befindlicher Dolmetſcher für unſeren Rücktransport mehrere Waniamweſi zuſammenholte. Die bald darauf zurückmarſchirenden Truppen hatten allerdings einen Vorſprung gewonnen, die flinken Träger holten ſie jedoch ziemlich bald ein, denn die ermatteten Europäer waren zu abermaliger längerer Raſt gezwungen.

Das Bild, welches sich auf dem Halteplatz bot, war ein wild malerisches, schwerlich aber hätte jemand den Heimkehrenden angesehen, daß sie soeben erst glänzend gesiegt, denn die Europäer waren in so hohem Grade erschöpft, wie ich es noch nie bei einer Truppe gesehen. Wer jedoch den Einfluß des Tropenklimas und zumal der glühenden afrikanischen Sonne kennt, den kann es nicht Wunder nehmen. Die mit Feuchtigkeit gesättigte Luft läßt eine Verdunstung des Schweißes und somit eine Abkühlung nicht eintreten. Dazu brennt die Sonne ganz anders als selbst an heißen Sommertagen daheim im lieben Deutschland; man kann wohl sagen, sie sticht. Ich selber empfand dies an den folgenden Tagen, denn an der einen Hand, welche ich zum Schutze gegen die Sonne lange Zeit vor die Augen hielt, schälte sich unter leichtem Jucken die Haut ab. Der Marsch vor dem Gefecht und dieses selbst hatten hohe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit eines jeden gestellt, so daß die nunmehr eintretende Reaction ganz natürlich war. Zudem hatten unsere Unteroffiziere die vorhergehenden Tage unausgesetzt auf's angestrengteste arbeiten müssen. Bei den Mannschaften der Marine zeigte es sich, daß die Kopfbedeckung für die sengenden Sonnenstrahlen doch noch zu leicht, die Fußbekleidung dagegen zu schwer war, denn es ist ganz erstaunlich, wie empfindlich der Nordländer gegen solche scheinbare Kleinigkeiten in der heißen Zone wird. Freilich gilt dies nur von der überwiegenden Mehrzahl, während einzelne Naturen — ich selbst hatte das große Glück, dieser Kategorie anzugehören — fast nichts von der alten Zähigkeit einbüßen.

An zahlreichen Hitzschlägen fehlte es nicht und nur der Vorsicht der Vorgesetzten und der großen Pflichttreue sämmtlicher Ärzte war es zu danken, daß Todesfälle sehr selten eintraten. Ganz anders als die Europäer nahmen sich freilich die Schwarzen aus; sie waren dem Klima gewachsen, daher frisch und munter, in bester Ordnung und voller Siegesfreude.

Später hörten wir dann durch andere Leute, wie unsere Subanesen sich geäußert. „Ja," hatten sie gesagt, „in Ägypten und im Sudan, da hat man uns schlecht behandelt, stellte Europäer hinter uns, um uns anzutreiben, die Deutschen aber sind ganz

anders, sie behandeln uns gut, im Gefechte gehen sie stets voran und da werden wir ihnen auch überall folgen."

Am Halteplatz erfuhr ich von den Kameraden näheres über den Sturm. Gravenreuth's Kolonne war die erste an den Palliſaden, die, noch ein schweres Hindernis bildend, nur an einzelnen Stellen einen Durchbruch oder Übersteigen erlaubten. Lieutenant Sulzer konnte seine stets nervöse Ungeduld hier stillen und jubelte noch, daß er, seinen schwarzen Burschen voran, der erste im feindlichen Lager war, indem er sich ohne Besinnen durch eine kleine Öffnung hindurch in die Feinde hinein drängte.

Die von der Marine behaupteten allerdings ebenfalls, sie seien die ersten gewesen; es war da eine Rivalität vorhanden, wie solche noch oft wiederkehrte und wie sie zwischen verschiedenen Truppentheilen meistens herrscht. Man kann sich dabei manchmal wohl etwas gegenseitig anärgern, doch sollte man nie vergessen, daß es im Grunde genommen nur der Ausfluß von Ehrgeiz und Wetteifer und somit ein weiterer Sporn für beide Theile ist, stets das Höchste zu leisten. In einem Punkte stimmten alle überein: der Anprall war überall fast gleichzeitig und mit vollster Wucht erfolgt. Auch der Bravour des Gegners wurde ungetheilte Anerkennung gezollt. Ungefähr an Zahl gleich stark, hatte er vorzüglich Stand gehalten, noch im Lager selbst zuerst tapfer weiter gekämpft, um dann allerdings durch die noch freie Rückseite in wilder Flucht sein Heil zu suchen und in dem dicht bewachsenen Gelände nach allen Seiten hin auseinander zu stieben. Von regelrechter Verfolgung konnte unter solchen Umständen um so weniger die Rede sein, als ja, wie schon erwähnt, die vollständige Erschöpfung der Europäer ein Veto einlegte. Man hätte den ungemein flüchtigen Feind auch schwerlich irgendwo erreicht und ihm neue Verluste zugefügt. Durch den Kampf im Lager hatte er übrigens schwere Verluste erlitten, während ihm gegen unser vorbereitendes Feuer seine Befestigungen ausgezeichnete Deckung gewährten.

Diese Befestigungen, welche ich später genauer in Augenschein nahm, waren in der That ganz überraschend nach europäischer Art ausgeführt. Um das ganze, in Rechteckform errichtete Lager lief ein ausge-

zeichnet ausgehobener Graben für stehende Schützen, auf der Brustwehr stand die starke hohe Palliſadenwand, nicht blos eine Deckung, ſondern zugleich für den Anſtürmenden ein ungemein ſtarkes Hinderniß. An jeder Seite neben den feſt verſchloſſenen Eingängen befand ſich ein für ausgiebige Flankirung geſchaffener Vorſprung. Dieſe durchaus ſachgemäße Anlage hatte jedenfalls ein gewiſſer Jehaſi geleitet, der früher Artilleriſt geweſen und nunmehr die rechte Hand Buſchiris war. Letzterer hatte es übrigens vorgezogen, ſeine eigene Perſon rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. In einem lauſchigen Verſteck, unweit des Lagers, hatte er den Zuſammenbruch ſeiner Herrlichkeit abgewartet, während einer ſeiner Kundſchafter, über ihm in den Zweigen eines dicht belaubten Baumes thronend, von dort aus Bericht über den letzten Gang des Kampfes erſtattete. Erſt viel ſpäter iſt dies zu unſerer Kenntnis gelangt und dann auch von Buſchiri ſelbſt beſtätigt worden; damals ahnte es niemand, ſonſt hätte man jenes Verſteck doch vielleicht aufgefunden.

Noch bevor die Truppen aufbrachen, wurde ich nebſt andern Verwundeten weiter getragen unter Bedeckung einer Anzahl Aſikaris. Glücklicherweiſe erfreute mich der Vertreter der deutſch-oſtafrikaniſchen Geſellſchaft Frh. v. St. Paul, der das Gefecht als Freiwilliger mitgemacht, durch eine Cigarre, ſodaß ich unter Dampf weiter ziehen und mir den Weg verkürzen konnte. Gelangweilt hätte ich mich freilich auch ſo nicht, denn wer ein wenig Naturſchwärmer iſt und die Tropen noch nicht kannte, für den gab es mehr als ausreichend zu ſehen, und Muße zur Umſchau hatte ich ja mehr, als mir eigentlich lieb war.

Gegen ½2 Uhr nachmittags war Bagamojo erreicht und nun ging der Feſtjubel der Schwarzen los. Der erſte Feſtact war gerade nicht ſchön; die begleitenden Aſikaris feuerten nach allen Richtungen hin Freudenſchüſſe — natürlich ſcharfe — ab. Wenn ich nur damals ſchon die Landesſprache ſoweit gekannt hätte, um dem Unfug zu ſteuern, ſo mußte ich aber, oft in Sorge um meine eigenen Knochen, alles ruhig geſchehen laſſen. Es wundert mich heute noch, daß dieſem afrikaniſchen Freudenfeuer nicht mehr als nur ein Menſchenleben zum Opfer fiel. Wir haben den Leuten dieſe Un-

sitte allerdings bald genug abgewöhnt. Harmloser, aber dafür um so origineller war der Empfang am Orte. Alles, was sich noch dort befand, war herbeigeströmt, und die schwarzen Damen grüßten die Sieger nicht mit Blumen, aber mit einem weniger melodischen, als ergötzlichen Freudengeschrei. Ich weiß nicht wie man es beschreiben könnte, am meisten gleichen jene schrillen Töne vielleicht dem Geschrei einer erregten großen Anzahl von Truthühnern. Noch oft habe ich dieselben Töne vernommen, aber alle Versuche, selbige nachzuahmen, schlugen vollständig fehl.

Leider ging es nun ins Lazareth, und es waren langweilige vier Wochen, die ich dort zubrachte. Glücklicherweise bewohnte Dr. Kohlstock dasselbe Zimmer und so fehlte es wenigstens nicht an Unterhaltung.

---

4. Bagamojos nächste Umgebung und die Mission.

Es giebt entschieden interessantere Aufenthaltsorte als ein Lazareth; doppelt ungern hält sich aber jemand in solchem Lokal auf, der eigentlich ganz gesund ist und nur nicht laufen kann, weil eben ein Bein nicht mitspielen will. Schon bei uns ist es dann kein Vergnügen, das Bett zu hüten, in der heißen Zone aber erst recht nicht, denn dort kommt ein erschwerendes Moment hinzu: die Schlaflosigkeit. Im tropischen Afrika leiden die meisten Europäer sehr darunter, und viele nehmen alsdann ihre Zuflucht zu Morphium. Für mich bedurfte es oft aller Willenskraft, um nicht zu Schlafmitteln zu greifen, doch ich setzte es durch, obgleich ich damals jede Nacht vollkommen durchwachte; erst das Signal der Reveille, welches ein schwarzer Hornist unten vor dem Hause blies, war für mich das Zeichen zu einem kurzen Schlaf. Die Nacht ward somit zum Tag, und ein Kamerad bemerkte, das käme vielleicht daher, weil ich jetzt auf der andern Halbkugel sei.

Unser Lazareth war für afrikanische Verhältnisse leidlich eingerichtet und befand sich in dem geräumigen, mitten in der Stadt

gelegenen Steinhause eines indischen Händlers. Dr. Kohlstock errang sich hohe Verdienste um Einrichtung jener Anstalt, die er mit großem Geschick ausstattete, indem er alle irgendwie brauchbaren Dinge zusammensuchte, sei es in den engen, noch nicht geordneten Magazinen, sei es in den von Indiern und Arabern verlassenen Wohnungen, welche freilich nur noch herzlich wenig enthielten.

Wir, d. h. ich selbst als Zuschauer, waren förmlich stolz auf die Schöpfung, da erfuhr selbige plötzlich noch einen unerwarteten Aufschwung durch das Eintreffen zweier barmherziger Schwestern: Auguste Herzer und Antonie Bäumlein. Dieselben brachten mehrere stattliche Kisten mit allen möglichen, für ein Krankenhaus erwünschten Dingen mit, und unter Frauenhand nahmen sämmtliche Räume gar bald einen wunderbar freundlichen Anstrich an. Dazu veränderte sich nun vor allem eine Sache sehr zu ihrem Vorteil: die Verpflegung, ein Faktor, der bei schwer Kranken eine so hervorragende Rolle spielt. An letzteren fehlte es leider nicht mehr, Dyssenterie und noch mehr Fieber machten sich geltend, und unseren deutschen Landsmänninnen, die dort so segensreich schalteten, ist mancher zu großem Danke verpflichtet.

Zu Anfang Juni war es, da rückten unsere Truppen nach Saadani ab, um dort neue Lorbeern zu pflücken, während wir armen Kerls ganz still zurückbleiben mußten. Still ist aber eigentlich nicht richtig, denn wir schimpften ganz gewaltig über unser Pech, und besonders Dr. Bumiller, den eine schwere Dyssenterie befallen, war in seinem jugendlich feurigen Temperament ganz unglücklich, bei Saadani nicht mitwirken zu können.

In jenen Tagen kam Dr. Peters mit seinen Begleitern, um uns Adieu zu sagen. Er litt nicht wenig durch die Schwierigkeiten, die sich überall gegen seine Emin Pascha-Expedition auftürmten, ertrug jedoch das Ungemach standhaft, oft sogar mit einem bitteren aber schlagenden Humor. Wir konnten und durften ihm nicht helfen, obgleich unsere Sympathien jenem Unternehmen voll und ganz gehörten. Wissmann hatte gethan, was er zu thun vermochte, aber auch ihm war durch die politischen Verhältnisse und die kriegerischen Zustände im Lande eine Grenze gezogen. Freudig

bewegt hörten wir bald darauf von der Landung der Expedition und wie rasch und geschickt Dr. Peters den fremden blockirenden Kriegsschiffen ein Schnippchen geschlagen. „S'ist doch ein energischer ganzer Kerl, der Peters" hörte man oft genug sagen, „das Schwerste hat er freilich noch vor sich, aber wer weiß, vielleicht setzt er's doch durch."

Saadani war genommen, es kamen noch mehr Verwundete und Kranke in's Lazareth und für mich endlich der Tag, an dem ich zwar noch humpelnd, aber recht vergnügt sagen konnte: „So leb denn wohl, du stilles Haus, ich zieh' vergnügt von dir hinaus."

Im Stationsgebäude, wo ich wieder Quartier bezog, war's gräulich eng, kaum wußte man, wo sich selbst und seine Sachen lassen, allein das blieb unvermeidlich und die allgemeine Stimmung trotzdem so vorzüglich, wie sie es jemals gewesen.

Wenn ich nur eine andere Thätigkeit gehabt hätte, so aber mußte ich mich leider in's Büreau setzen. Im dunkeln Continent mit Tinte arbeiten, das ist eigentlich des Schwarzen zuviel, aber was half's, auch das wollte gethan sein und wen diese Arbeit traf, der mußte sich hübsch fügen, denn für den Soldaten giebt's nur Befehle und ihre Ausführung.

Um so mehr suchte ich mich in den freien Stunden zu entschädigen und lief draußen herum schlecht und recht, wie ich's gerade konnte. Die Stadt bot dasselbe Bild wie früher, es war ein vollständiges afrikanisches Kriegslager, in welchem manche Scene vielleicht einen alten Wallensteiner angeheimelt hätte. Nur die Somali machten einen traurigen Eindruck. Die armen dunkeln Burschen entstammten zwar der heißen Zone, aber ihre Heimat ist dürr und trocken, während man dies von unserm Deutsch-Ostafrika ganz und gar nicht behaupten kann, am allerwenigsten in der damaligen Jahreszeit. Daher litten die Somali arg durch Fieber, weit, weit mehr als selbst die Europäer; mancher von ihnen sank in's Grab und Wissmann sah sich genötigt, nach gar nicht langer Zeit schon, die letzten Leute nach Aden zurückzusenden.

Die Subanesen hingegen fanden als Neger keine große Schwierigkeit, sich in dem für sie ziemlich ungewohnten feucht-

heißen Lande zu akklimatisiren und die Sulus fühlten sich von Anfang an so wohl wie daheim. Mit diesen munteren Gesellen passirte damals eine komische Geschichte, die zugleich zeigt, wie leicht sie von Leuten, denen sie vertrauten, zu lenken waren.

Eines Mittags saßen die jungen Offiziere in dem Casino, das sie sich in der Stadt improvisirt hatten, als plötzlich einer der schwarzen Diener hereinstürzte mit der Meldung, die Sulus rückten aufgeregt gegen das Haus an.

„Na nu, was ist denn da los?"

„Schnell den Dolmetscher José geholt."

Mit diesem Ausruf sprang alles an die Fenster, und wirklich, da standen auch schon sämmtliche Sulus, jedoch regelrecht in Reih' und Glied. Einer derselben trat vor und hielt nun eine lange Rede an die oben am Fenster befindlichen Vorgesetzten, von denen natürlich keiner auch nur ein Wort zu verstehen vermochte, denn kein Europäer war der Sulusprache mächtig, und den Sulus wiederum war das Kisuaheli, welches sie später recht gut erlernten, noch fremd.

„Was die Kerls nur wollen?"

„Ich höre nur öfter José".

„Sicherlich hat der Schlingel irgend etwas ausgefressen, wenn man nur ahnte, was."

„Lassen Sie mich nur machen, ich werde schon alles in Ordnung bringen," sagte jetzt der Führer der Sulu-Compagnie Lieutenant von Medem, den seine Ruhe so leicht nicht verließ.

Darauf commandirte er: stillgestanden, die Schwarzen standen bewegungslos da und nun hielt er ihnen auf deutsch eine Rede, die darin gipfelte, sie seien gute Kerls und José ein Halunke, er werde ihm die Sache schon eintränken, sie sollten nun aber ruhig nach ihrer Kaserne gehen. Natürlich verstanden die armen Teufel kein Sterbenswörtchen, aber das wiederholte „José" und die entsprechenden Gesten gefielen ihnen offenbar. Lieutenant v. Medem commandirte: „rechts um, Bataillon Marsch," sichtlich beruhigt und befriedigt traten alle an und zogen ganz von selbst so wie sie gekommen waren nach der Kaserne zurück.

Offenbar hatte José, den ich schon früher als dunklen Ehrenmann bezeichnete, irgend etwas losgelassen, was freilich, das wußten die Götter, denn als er dann in der Kaserne vorgenommen ward, log er natürlich das Blaue vom Himmel herab, obgleich man ihm sehr wohl anmerken konnte, daß ihm gar nicht wohl zu Mute war. Es wurde ihm daher gründlich der Kopf gewaschen und aufs strengste verboten, sich mit den Sulus irgendwie zu schaffen zu machen, außer in seiner Eigenschaft als Dolmetscher. Damit war jene Sache abgethan und zugleich für die Zukunft gesorgt, die Sulus aber durchaus zufrieden. Was José verbrochen hatte, haben wir freilich niemals ergründet.

Weit lieber als in der Stadt erging ich mich draußen im Freien. Rings um Bagamojo herum ziehn sich ausgedehnte Palmenhaine untermischt mit allen möglichen fremdartigen anderen Pflanzen. Entzückend sahen besonders die halbwüchsigen und ganz jungen Kokospalmen aus, deren mächtige, oft bis zu 18 Fuß lange gefiederte Blätter oder richtiger Wedel zugleich einen imposanten und doch auch zierlichen Eindruck machen. Als eifriger Freund der Zoologie fand ich dazu vieles, was meine Aufmerksamkeit fesselte. Wenn auch die überwiegende Menge dessen, was ich sah, mir sehr wohl bekannt war, so gewährte es doch ein hohes Vergnügen, jetzt das alles an Ort und Stelle vor sich leben und weben zu sehen. Lärmend jagen sich goldgelbe Webervögel um ihre Nester herum, die, kunstvoll gearbeitet, in ganzen Kolonien an den Wedeln einer Palme befestigt sind. Unten an den niederen Bäumen und Büschen schwirren funkelnde Nectarinias, die reizenden Vertreter der Kolibris in Afrika, in schnellem Fluge eilt der schwarz und grüne Papilio Nireus und der große Demoleus durch den Hain. Niedliche Callosune huschen, auf und nieder tanzend, über Gras und Kräuter dahin, während zarte Acraeen, die für Afrikas Fauna charakteristischste Schmetterlingsform, langsam einherflattern.

Obgleich mit all solchen Dingen vertraut, zahlte ich doch einmal Lehrgeld. Meine Wißbegierde verleitete mich, einen besonders schönen Citronenbaum kräftig abzuklopfen, um seine stets zahl-

reichen Bewohner genauer kennen zu lernen. Leider war er nur allzu ſtark bevölkert, und im nächſten Moment regnete es nur ſo herab: Ameiſen, Ameiſen in unglaublicher Menge. Die kräftigen, hellbraunen Tierchen zeigten ſich ungemein feindlich, o, was das zwickte und zwackte! Hut fort, Rock weg, trotz der ſtechenden Sonnenſtrahlen weg mit allem, was nur irgend ging, um die ſchändlichen, kleinen Böſewichter zu entfernen. Ich mußte über mich ſelber lachen; zügelte aber von da ab den Eifer ſoweit, daß ich wenigſtens immer erſt genau zuſah, was ich anfaßte.

So anziehend die nächſte Umgebung der Station für den Neuling auch ſein mag, der Glanzpunkt von allem bleibt bei Bagamojo die vielgerühmte katholiſche Miſſion.

Wenn ich hier nur von der katholiſchen Miſſion erzähle, ſo darf das nicht Wunder nehmen, denn von einer dortigen evangeliſchen Miſſion läßt ſich nichts aus jener Zeit berichten. In ganz Deutſch-Oſtafrika war nur in Dar es Salaam eine evangeliſche Miſſionsſtation gegründet; kaum geſchaffen, ward ſie auch ſchon im Aufſtande unbarmherzig hinweggefegt, und damals erſt konnte man das Werk wieder in Angriff nehmen.

Jetzt iſt noch eine andere evangeliſche Station entſtanden, weiter nach Norden zu, in dem mir ſpäter ſo lieb gewordenen Tanga. Dort ſchaltet und waltet Miſſionar Krämer, unterſtützt von ſeiner jungen Frau, und ich glaube, er faßt die Sache am richtigen Ende an. Ich lernte Miſſionar Krämer in Sanſibar kennen; ausdauernder Fleiß, practiſcher Sinn ſind ihm eigen, ſowie ein ruhiges, ſtets ſich gleichbleibendes, freundliches Weſen, Dinge, die ſämmtlich von höchſter Wichtigkeit ſind.

Um aber ein Reſultat zu erreichen, dazu bedarf es der Zeit. Nicht mit Jahren, nein mit Jahrzehnten muß man rechnen; nur mit Geduld, unſagbarer Geduld und ruhiger Klugheit kommt man zum Ziel. Zuerſt muß man den Neger und ſein Weſen ſtudiren, man muß ihm nachfühlen, nachdenken lernen, dann kommt man ihm allgemach näher. Ich bin überzeugt, unſere Miſſionen werden dieſe Aufgaben löſen, aber Zeit gehört dazu, viel Zeit und Mittel.

Die Neger habe auch ich im Laufe der Zeit lieben gelernt,

sind sie doch Menschen so gut als wir, aber Menschen, die eben vermöge ihrer ganzen Entwickelung vom Europäer im Charakter und ihrem seelischen Leben fast eben so sehr abweichen, wie in der äußeren Erscheinung, also auffallend genug und trotzdem wieder nur äußerlich.

Die katholische Mission arbeitet schon seit 30 Jahren in Ostafrika, zielbewußt, practisch und darum erfolgreich.

An Erwachsenen lohnt die Missionsarbeit nicht, man predigt da tauben Ohren, vergeudet Zeit und Kräfte, die man nutzbringender anwenden kann, indem man sich ganz dem jugendlichen Alter zuwendet. Die frischen Kindergemüter sind empfänglicher, hier läßt sich ein gutes Werk schaffen, zumal wenn man gleichzeitig jedem Einzelnen auch noch practische Kenntnisse und Fertigkeiten mit auf den Lebensweg giebt.

Die katholischen Missionen haben das alles sehr richtig erkannt und lehren die Kinder bei Zeiten auch arbeiten. Die Mädchen lernen Verrichtungen im Haus und im Garten, die Knaben ein Handwerk, indem sie als Schneider, Schuster, Tischler, Zimmermann, Maurer, Schlosser u. s. w., gleichzeitig aber auch in Garten und Feld unterwiesen werden. Selbstverständlich wird auch Schulunterricht ertheilt.

Die herangewachsenen Zöglinge verheiraten sich dann untereinander. Auf diese Weise werden die Einzelnen vor einem Rückfall in den früheren Zustand bewahrt und bilden einen zuverlässigen Stamm, der das Missionswerk fördern hilft. Wir alle freuten uns immer, wenn wir mit Zöglingen jener Mission arbeiten konnten; durchweg waren es brauchbare, zuverlässige Menschen, bei denen die Lehren ihrer frommen Erzieher vorzüglich Wurzel geschlagen hatten.

Die älteste, und darum die Hauptstation auf dem Festlande ist bei Bagamojo, von dort ressortiren alle anderen, so die in Mandera, Tununguo, Mrogoro, Longa und Mhonda.

Kurz nach Pfingsten lenkte ich meine Schritte zum ersten Mal hinaus. Dem Meeresstrande folgend, kommt man, an einer sauberen Moschee der Indier vorbei, bald an dichtes Buschwerk, langstach-

liger Feigencactus, falſche Kroton- und andere Sträucher wachſen wirr durcheinander. Da plötzlich öffnet ſich ein breiter, wohlgepflegter Weg und mitten darauf, dicht am Strande, erhebt ſich ein hohes, in der umgebenden Pflanzenfülle durch ſeine ſchmuckloſe Einfachheit imponirendes Holzkreuz. Ein feines, flüſterndes Rauſchen tönt von oben herab, gleich dem unſerer heimiſchen Wälder, und wie mein Blick aufwärts ſchweift, da grüßen mich dunkle Nadelholzbäume, Kaſuarinen. Von rückwärts her aber rauſchen bald leiſe, bald lauter brandend, die Wogen des Oceans, als wollten ſie feierlich an die Ewigkeit mahnen. Die helle Sonne übergießt alles mit ſtrahlendem Licht: eine Feiertagsſtimmung kommt unwillkürlich über den Wanderer, der jene Stelle zum erſten Male betritt.

Der ſchnurgerade, breite Weg iſt mit Nadeln beſtreut, auf denen man lautlos dahinſchreitet. Faſt könnte man ſich in der Heimat wähnen, doch durch die Kaſuarinen hindurch gewahrt man nur Fremdlinge: Kokospalmen, ſo weit das Auge reicht.

Als ich etwas ſpäter unſern erſten Gaſt führte, der Oſtafrika aufſuchte — einen Herrn Oldemeyer — welcher ſeit Jahren in Indien als Kaufmann thätig iſt, blieb er erſtaunt ſtehen und ſagte: „Ich habe doch ſchon manches geſehn, aber eine ſolche Fülle prächtiger Kokospalmen wie hier ſah ich bislang nur auf Ceylon.“

Etwas weiter hin ſteigt der Weg eine leichte Erhebung hinauf und nachdem man einen mit ſtattlichen Aloës beſetzten Weg überſchritten, verwandelt ſich die Kaſuarinen-Allee in eine ſolche mit Mangobäumen.

Nicht lange mehr, und wir ſtehen vor der Miſſion.

Das breite eiſerne Eingangsthor mit den Nebenthüren iſt auf der Miſſion gearbeitet. Vor dem Eingange ſteht ein lebensgroßes, aus Erz gegoſſenes Chriſtusbild, die Arme halb zum Segen erhoben. Der Steinſockel, auf dem es ſich erhebt, trägt eine eiſerne Tafel mit der lateiniſchen Inſchrift: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken.“

Durch das Thor hindurch gewahrt man einen blühenden Garten, ein kleines Paradies.

Gleich neben dem Weg ſtehen verſchiedenartige, prächtige

Palmen, unter denen die Königspalme besonders hervorsticht. Glatt und schnurgerade, wie von Meisterhand gedrechselt, steigt der graue Stamm empor, dessen oberstes Drittel eine prächtig grüne Färbung zeigt, überschattet von der dichten, gefiederten Krone. Daneben erheben sich verschiedenartige Eucalyptus, von denen der Blick sich wieder herabsenkt zu prächtigen Baumfarrn.

Aber es treibt uns vorwärts zu den dicht vorliegenden Gebäuden. Besonders imponirend wirkt das hohe, ringsum in beiden Stockwerken von breiter Veranda umgebene Hauptgebäude, an welches sich nach der einen Seite hin die umfangreichen Gebäude der Tischlerei und Maschinenwerkstatt anschließen.

Hier waltet der fromme Bruder Polykarp schon dreißig Jahre unermüdet auf seinem Posten. Er kennt nur drei Pflichten: arbeiten, beten und gefällig sein gegen andere.

Auf der anderen Seite erhebt sich die Kirche, einfach und würdig. Dieser Bau ist großenteils durch den Ertrag von Naturaliensammlungen ermöglicht, welche die Missionare nach Europa sandten, ebenso aber sind auch alle anderen Häuser ihr eigenes Werk. Nicht nur, daß sie dieselben selber gebaut, nein, sie haben sogar zu Anfang die Steine selber unten auf den Korallenriffen in der See gebrochen.

Hinter der Kirche ist durch einen dichten Zaun ein großer, mit verschiedenen Höfen und Häusern besetzter Raum abgegrenzt, den die Schwestern bewohnen, gemeinsam mit den Negermädchen, die sie arbeiten lehren und im Christentum unterrichten.

Die Knaben sind in großen Gebäuden unweit der Maschinenwerkstatt untergebracht und befinden sich dort unter beständiger Aufsicht.

Bruder Adelin waltet hier seines Amtes in nie rastendem Eifer. Oft habe ich ihn bewundert, wie er, der lebhafte Franzose, so geduldig sein konnte und jede Stunde, ja jede Minute unverdrossen den schwarzen, großen und kleinen Burschen widmete. Daneben ist er noch Baumeister für die Mission und führt die Aufsicht über die ausgedehnte Palmenpflanzung.

Diese Pflanzung ist jedoch nicht die einzige; noch mehr staunte ich ob der Fülle der Nutzpflanzen, die ich weiterhin gewahrte. Prächtige Fruchtbäume ziehen sich an den Wegen hin: Orangen, Mandarinen, Pumpelmusen, Papaya's, Guiaven, Granatäpfel, Anonen, Limonen und wie sie alle heißen mögen. Wie heimeln die Beete einen jeden an, denn da sprießen Endivien und Kopfsalat, Radieschen, Rettiche, Kohlrabi, Kohl und andere nordische Erzeugnisse in friedlicher Eintracht neben dem heißesten Sohne der Tropen: dem Pfeffer.

Verwundert blickt man an ausgedehnten Zäunen hin, durch welche sich dicke Stengel mit langen, fleischigen nach unten gerichteten Blättern schlingen. Neben den Blättern hervor drängen sich dichte Büschel von langgestreckten, rundlichen Schoten, unseren Bohnen vergleichbar: es ist Vanille, die auf der Mission in ziemlicher Menge und vorzüglicher Qualität gezogen wird.

Hier in diesen Pflanzungen lernen die schwarzen Kinder, große wie kleine, arbeiten und saubere Ordnung halten.

Gehen wir noch ein Stück weiter, so betreten wir einen ernsten Ort, den Friedhof.

Blühende Sträucher umschließen den stillen Fleck, in welchem in langen Reihen gebettet die Schwestern, Brüder und Patres ruhen, die einst opferfreudig ihr Leben im Dienste einer edlen Sache gelassen.

Auch mancher Landsmann, manch rheinisches Kind ist dort in afrikanischer Erde gebettet, nachdem es rastlos mit treuem deutschen Sinn gewirkt hat, fern von der Heimat, nicht ahnend, daß deren Banner einst auch dort draußen stolz wehen sollte.

Gleichgiltig wäre es jenen Wackeren nicht gewesen, denn auch in der Ferne gehört das Herz dem Vaterlande; ja dort schlägt es ihm oft mit doppelter Wärme entgegen, auch unter der schwarzen Kutte, wie ich oftmals gesehen. Ich entsinne mich noch, wie ich einst in halb heiterem, halb ernstem Gespräche einem Pater sagte:

„Na, füglich kann's Ihnen doch einerlei sein, welches Landes Flagge hier weht, Politik dürfen Sie ja ohnehin nicht treiben."

„Gewiß, es ist mir untersagt, Politik zu treiben, aber es ist mir nicht verboten, mein Vaterland zu lieben," lautete die schlichte, aber in warmem Tone gegebene Antwort.

Kehren wir von dem Friedhofe zum Missionshause zurück, um uns einmal einige seiner Bewohner anzuschauen.

Doch bevor wir dahin kommen, fesselt ein Baumriese das Auge, der aus üppigem Bambusgebüsch herausschaut. Ein Baobab ist es, ein Mitglied jener Species, welche durch die Massigkeit des hellgrauen Stammes eine der auffallendsten Erscheinungen unter den Riesen der Pflanzenwelt bildet. Viele Jahrhunderte sind schon an ihm dahingerauscht; er kannte das Land schon, als es noch keines weißen Mannes Fuß betreten, er sah die Araber kommen, sah den Neger sich unter muhamedanisches Joch beugen, bis er jüngst den scharfen Knall unserer Büchsen vernahm, bis donnernde deutsche Geschütze ihm mit ehernem Munde verkündeten, daß eine neue Epoche heranzieht, eine Zeit, die helles Licht in den dunkeln Continent bringt.

Halten wir uns aber nicht weiter bei diesen Betrachtungen auf; nur ein paar Schritte noch, da sind wir schon auf der Veranda, und ein älterer Herr mit graumelirtem Vollbart heißt uns herzlich willkommen. Es ist Pere Etienne, der würdige Pater superior. Schon an dreißig Jahre ist er in rühriger Thätigkeit, kennt Land und Leute so genau wie wenige und genießt bei allen ein unbegrenztes Vertrauen. Auch wissenschaftlich sehr durchbildet, ist er ein äußerst angenehmer Gesellschafter, einer jener Leute, die im Fluge jeden Menschen für sich gewinnen. Sein mildes Denken und Handeln hat sich auf alle, die mit ihm oder unter ihm arbeiten, übertragen; kein Wunder, daß wir rauheren Kriegsleute und Weltkinder uns gerade dadurch mit angezogen fühlten und fast allabendlich nach gethaner Arbeit zu einem Plauderstündchen nach der Mission gingen.

Da saßen Soldat und Priester in heiterem Gespräche beisammen, und wenn hierzulande sich vielleicht jemand wundert, daß wir Evangelischen draußen so viel mit den katholischen Geistlichen verkehrten, so vergesse man nicht, daß die Confession dort glück-

licherweiſe nicht ſo ſchroff hervortritt, in erſter Linie hält der Chriſt zum Chriſten im Gegenſatz zum Muhamedaner.

Mit wehmütiger Freude denke ich oft an jene Plauderſtündchen zurück, aber auch mit Genugthuung, denn ich erfuhr und lernte dabei manches, was mir für meine ſpätere Thätigkeit von großem Nutzen war.

Am meiſten mit erſtaunte ich zu Anfang über das ungemeine Vertrauen, welches die ganze Bevölkerung den „Padri", wie die Leute ſie nannten, entgegenbrachte. So groß war das Anſehen der Miſſionare, daß Buſchiri ſogar jene Station als neutrales Gebiet erklärt und ſtets als ſolches geachtet hatte. Infolge deſſen war ein großer Teil der früheren Bewohner Bagamojos dorthin geflüchtet und neben der Miſſion ein proviſoriſches Dorf aus zahlreichen kleinen Hütten entſtanden. Als ſpäter dann ruhige Zeiten zurückkehrten, traf ich unendlich oft ſelbſt Araber und Indier in der Miſſion, die ſich Rat bei den Geiſtlichen holten, denn obgleich ſtrenge Muhamedaner, wendeten ſie ſich doch vertrauensvoll an jene Männer, von denen ſie wußten, daß ſie allezeit hilfsbereit waren.

Ich kann jedoch die Miſſion nicht verlaſſen, ohne eines Mannes zu gedenken, der ſozuſagen in Oſtafrika eine gewiſſe Berühmtheit genießt, dies iſt Bruder Oskar.

Bruder Oskar iſt ein Düſſeldorfer Kind und, obgleich ſchon 24 Jahre draußen, hört man ihm doch auch heute ſofort den Rheinländer an. Er iſt ein Biedermann, Herz und Kopf — beides auf dem richtigen Fleck und vielleicht aus ähnlichem Holz geſchnitzt, wie jene Mönche, die einſt die Kreuzfahrer mit zum heiligen Grabe führten. In früheren Jahren, da hat er auch tiefer im Innern zu thun gehabt, auf jenen Märſchen war die Büchſe ſeine ſtete Gefährtin, und ich glaube, er kennt ſie ebenſo gut, wie ſein Gebetbuch.

Flüchtig hatte ich ihn ſchon früher kennen gelernt, ſo recht kennen lernte ich ihn aber kurz nach meinem erſten Beſuche in der Miſſion.

Ich hatte mich einige Tage ſpäter aufgemacht, um einen nach dem Kinganifluß hin liegenden Buſchwald zu durchſtreifen, nur

den Revolver im Gürtel und einen Stock in der Hand, denn so ging sich's am bequemsten. Schon war ich ein Stück über die Mission heraus und nahe am Ziel, da höre ich Schritte hinter mir, drehe mich um und sehe Bruder Oskar, der, die Flinte über der Schulter, rüstigen Schrittes daher kommt.

„Na, Bruder Oskar, wo soll denn die Reise hingehen?"

„Ich will mit in den Busch, vielleicht kann ich für die Schwestern dort ein Paar Tauben schießen."

„Schön, dann wollen wir zusammen gehn."

Munter ging's in den Busch hinein, und wo's die dichte Bewachsung irgend erlaubte, da verließ ich den Weg. Mir war ja alles noch neu, an jedem Vogel, an jeder frembartigen Pflanze freute ich mich. Bruder Oskar in seiner langen Kutte war immer mit dabei, manchmal rief ich ihm lachend zu: „Sachte, sachte, Bruder Oskar, Sie reißen sich alles entzwei."

„Ach was, ich komm' schon durch, wenn's hier auch bessere Wege giebt als die, welche wir gehen und kriechen."

Allgemach hatten wir uns nach dem Meeresstrand durchgearbeitet und lenkten die Schritte heimwärts; Bruder Oskar hatte aber gar nicht den Versuch gemacht, etwas zu schießen, das fiel mir auf, ich fing an etwas zu ahnen.

„Nun sagen Sie mal ganz ehrlich, Bruder Oskar, warum sind Sie eigentlich mit dem Gewehr hier überall mit herumgekrochen?"

„Ja, lieber Herr, sehen Sie, da drüben über dem Kingani in Uwindi, da wohnt eine bitterböse Gesellschaft, dort haben Ihre Leute noch keine reine Bahn gemacht, und Sie hatten nichts bei sich als das kleine Ding," dabei zeigte er auf meinen Revolver.

„Na, warum haben Sie das nicht vorher gesagt?"

„S' hätt' doch nix genutzt, Sie wären doch gegangen, da war's schon besser, ich ging gleich mit, denn Sie kennen Land und Leute noch nicht, aber ich kenn' sie und die Leute kennen auch mich."

Ja, ja er ist ein braver, ein prächtiger Mensch, der Bruder

Oskar, thätig und fleißig dazu, ein Mann, der auch für seine Mission von hervorragendem Werte ist.

Noch manches ehrenwerten Mannes wäre hier zu erwähnen, doch das würde zu weit führen.

---

5. Expedition nach Kwale.

In der kurzen Zeit eines Monats hatte Wissmann die kriegslustigen Araber bei Bagamojo und Saadani gründlich geschlagen.

Das Hauptaugenmerk mußte er jetzt auf den dritten und besonders starken Stützpunkt des Gegners in der Nordhälfte unserer Küstenregion richten: Pangani.

Damals ließ es sich noch nicht erkennen, ob die erlittenen Niederlagen nachhaltig genug wirkten, um jenen Ort auf friedlichem Wege zur Unterwerfung zu bringen.

Jedenfalls hatten die Araber Verhandlungen angeknüpft, auf die der Reichscommissar bereitwilligst einging, denn Wissmann lag es nicht sowohl daran, Siege zu erkämpfen, als vielmehr den Aufstand auf die bestmöglichste Art zu dämpfen.

Ließ sich dies auf gütliche Weise erreichen, um so besser, denn er behielt unentwegt das Ziel im Auge, nur dort scharf durchzugreifen, wo es absolut nötig war, im übrigen aber das Land und die Gemüter zu beruhigen, um gleichzeitig mit dem deutschen Ansehen auch das Vertrauen zu uns zu stärken.

Jene Verhandlungen wurden naturgemäß am Hauptort, in Sansibar selbst, geführt und erforderten damals fast ständig daselbst die Anwesenheit unseres Commandeurs.

Die Lösung der nächstwichtigen Aufgabe, im Hinterlande der neugewonnenen Küste Ruhe zu schaffen, die vereinzelten feindlichen Abteilungen, welche sich festsetzen wollten, zu vertreiben, war sonach den ältesten Chefs übertragen.

In der näheren Umgegend von Bagamojo war es allerdings friedlich und sicher geworden, tiefer in Usaramo drin — dies ist

die weite Landschaft, zu der Bagamojo und Dar es Salaam gehören — aber brodelte und gährte es noch fort.

Ausführliche, zuverlässige Nachrichten darüber einzuziehen war schier unmöglich. Unsere Anhänger mußten bei ihren Erkundigungen sehr vorsichtig verfahren; die Landeseingeborenen, die Wasaramo aber, waren zwar den Arabern nicht allzu grün, aber sie fürchteten diese noch immer und uns trauten sie auch noch nicht recht. Sie glichen somit dem Streichhölzchen zwischen zwei Feuern. Negermeldungen sind außerdem fast stets Wahrheit und Dichtung, absichtlich oder unabsichtlich übertrieben, um wieviel mehr mußte das damals der Fall sein.

Mehrfach kam dann die Kunde zu unseren Ohren, daß Buschiri und seine Leute landeinwärts eine neue Boma, d. h. befestigtes Lager, errichteten. Endlich erschien es, als ob man einigermaßen die betreffende Stelle erkundet habe, und Chef von Zelewski zog mit einer Kolonne von 400 Mann und einigen Geschützen aus, um dem Gegner auf den Pelz zu rücken und auf dem Rückweg womöglich dem andern Kingani-Ufer einen Besuch abzustatten.

Nach mehreren Tagen erst kehrte er zurück. Gründlichst hatte er ein größeres Gebiet durchstreift, nirgends aber feindliche Abteilungen oder gar Befestigungen aufgefunden. Nur die Artillerie hatte einmal auf dem Marsche überraschend Feuer erhalten, der Gegner war aber nach dieser Heldenthat schleunigst verduftet.

Ich selbst freute mich im Stillen darüber, so unkameradschaftlich es auch war, aber ich hatte ja nicht mitgekonnt, schriftliche Arbeiten hielten mich fest.

Da endlich kam eines Tages der richtige Mann. Ein junger Neger war's, der mit der Bitte antrat, ihn als Askari einzustellen, zugleich erklärte er auch, er kenne ganz genau den Platz, wo die Buschirileute sich aufhielten, er sei selbst im Lager gewesen. Das war eine frohe Botschaft! Gern ward dem Mann, falls er die Wahrheit sagte, seine Anstellung und eine Belohnung obendrein zugesichert. Er erzählte darauf, das Lager befände sich sechs Stunden von uns im Walde. Er habe sich gerade, um Nahrungsmittel zu verkaufen, dort befunden, als Zelewskis

Kolonne unweit vorbeizog. Die Araber hätten schußbereit dagestanden, jedoch, da man sie nicht gesehen, den Kampf vermieden. Buschiri selbst sei nicht im Lager. Das war allerdings bedauerlich, indessen wir waren auch so noch zufrieden.

Wissmann war damals in Sansibar abwesend, Gravenreuth lag im Hospital. Dr. Schmidt war somit als „alter Afrikaner" der älteste am Platz anwesende Chef.

„Richelmann, dies Mal sollen Sie mitkommen," rief er mir zu. Wer war vergnügter, als ich! Lange Vorbereitungen waren nicht nötig; Waschzeug, eine Decke, ein Paar Schuhe und etwas Wäsche, das ist alles, was für die paar Tage, die wir voraussichtlich wegblieben, mitzunehmen war.

Dr. Schmidt, welcher sich stets sehr geschickt den afrikanischen Verhältnissen anzupassen verstand, beschloß schnell zu handeln und schon am folgenden Nachmittag, aber erst in später Stunde aufzubrechen, einen Teil der Nacht fortzumarschiren und so bis Sonnenaufgang die größte Wegstrecke zurückzulegen.

Auf diese Weise konnte man vielleicht verhindern, daß der Feind allzufrüh unser Anrücken erfuhr. Zweifellos hatte er ja Kundschafter in unserer Nähe, diese konnten jedoch unsern Abmarsch erst kurz vor Sonnenuntergang bemerken und dann hatten wir nicht viel von ihnen zu fürchten, denn jene Leute scheuen sich, nachts zu marschiren, besonders wenn der Weg zum Teil durch uncultivirtes, also wildes Land führt.

Ja, wenn wir Glück hatten, konnte der Gegner sogar gleich mit Tagesanbruch erreicht und ganz überraschend angegriffen werden. Dr. Schmidt rechnete hierauf jedoch nur wenig; er kannte die Schwarzen aus seiner Praxis genau genug, um zu wissen, daß die Entfernungsangaben derselben sehr unzuverlässig sind. Der Küstenneger rechnet zwar nach Stunden, nimmts aber mit diesem Zeitmaß nicht sehr genau, außerdem weiß man nie, wie schnell die Leute gegangen sind. Für gewöhnlich gehen sie allerdings nicht rascher, als es hier zulande Brauch ist, brennt es ihnen aber etwas auf die Nähe, dann schlagen sie auf weite Strecken ein Tempo an, wie ein Kulturmensch es nicht einzuhalten ver-

möchte. Dazu wußte man auch nicht, ob unser Führer zuverlässig war, ob man ihm trauen konnte, obgleich bislang noch kein Versuch gemacht war, uns in einen Hinterhalt zu locken.

½5 Uhr nachmittags sammelten sich die zur Expedition bestimmten Truppen und Chef Dr. Schmidt gab folgenden Befehl aus:

»Avantgarde: Chef Frhr. von Eberstein.

Truppen: Suaheli Askaris (40 Mann).

1 Comp. Sulus (80 Mann).

Gros: Chef Richelmann.

Truppen: 3 Comp. Sulus (à 80 Mann).

3 Geschütze.

Sanitätsdetachement (20 Mann).

Waniamwesiträger.

10 türkische Polizisten.

Ich (Chef Schmidt) halte mich bei der Avantgarde auf.«

Für das Gros befahl ich selbst:

»Marschordnung: 1 Comp. Sudanesen (Lieut. R.)

Artillerie.

2 Compagnien Sudanesen.

Sanitätsdetachement.

Waniamwesiträger.

Türkische Polizisten.

Ich halte mich bei der Artillerie auf.«

Ich wählte diesen Platz, weil hier am meisten Stockungen zu befürchten waren, denn der Weg war natürlich nur ein mangelhafter Fußpfad und wir konnten diesmal außerdem auf das eine oder andere Hinderniß rechnen, zum mindesten trat an vielen Stellen dichtes Buschwerk den Geschützen hemmend in den Weg. Ob es leichter war, die kleinen Geschütze zu ziehen oder auseinanderzunehmen und tragen zu lassen, dafür waren noch keine Erfahrungen gesammelt. Die Praxis lehrte uns dann, daß es bei kleinen Märschen und leidlichem Weg empfehlenswert blieb, die Schnellfeuerkanonen zu ziehen, bei großen Expeditionen und schlechten Wegen aber selbige tragen zu lassen, unsere Führer hatten somit von Anfang an das Richtige getroffen.

Zur Bedienung der Geschütze gehörte ein Offizier (Lieut. Blümke), 3 deutsche Artillerie-Unteroffiziere und 12 Sudanesen, als ziehende Kraft fungirten 30 stramme Waniamwesi.

Die Zahl der Waniamwesiträger war auf 20 beschränkt, und waren diese nur mit Reservemunition und etwas Mundvorrath für die Europäer beladen. Das Privatgepäck der letzteren blieb auf ein Minimum beschränkt, welches der schwarze Diener des Betreffenden trug. Zu solcher Verrichtung war mein Manikumo wie geschaffen, denn was Mutter Natur dem Jüngling an Geistesgaben abgeknöpft hatte, war dafür in körperlicher Beziehung zugelegt.

Die schwarzen Soldaten trugen den auf 3 Tage berechneten Mundvorrat selbst. Alles in allem zählte die Kolonne rund 500 Köpfe, und wenn wir auch nach Kräften darauf hielten, daß nirgends unnötige Zwischenräume entstanden, so ergab sich doch eine Länge von durchschnittlich 800—1000 Meter je nach dem Wege. Eine solche Kolonne besitzt sehr wenig Widerstandskraft, es blieb doppelt schwierig, sie gut in der Hand zu behalten, da die Zahl der deutschen Offiziere und Unteroffiziere sehr gering war.

Glücklicherweise sind aber die Sudanesen ausgezeichnete und zuverlässige Soldaten. Wissmann hatte mit ihrer Anwerbung, an die vorher kaum irgend einer unserer Landsleute dachte, einen Meistergriff gethan.

Das Bedenklichste, vom militärischen Standpunkte aus, bildete auf unseren Märschen stets der Mangel an Sicherheitsmaßregeln nach der Seite hin. Die Bewachsung des Geländes machte es leider sehr schwer, Patrouillen seitwärts nebenher marschiren zu lassen, dieselben konnten, trotz der Gewandtheit der Schwarzen, im dichtverschlungenen Grase nur langsam vorwärts kommen und blieben deshalb sehr leicht hinter der Spitze zurück.

Als Soldat war ich mir der durch solche Verhältnisse drohenden Gefahr sehr wohl bewußt und unterließ, wo es von mir abhing und irgend möglich war, niemals die Sicherungsmaßregeln, welche ein Kriegsmarsch erfordert.

Hierdurch wurde natürlich die Marschgeschwindigkeit verringert und mit Rücksicht darauf kam es auch vor, daß der eine oder andere ohne Seitensicherung marschirte, um schneller vorwärts zu kommen,

denn der Erfolg hing vielfach mit von der Schnelligkeit der Ausführung ab. Nur an besonders verfänglichen Stellen nahm sich jeder die Zeit, solche Plätze vorher flüchtig abzusuchen.

Der Gegner wagte es übrigens niemals, einen energischen Überfall auszuführen. Durch die verschiedenen siegreichen Gefechte hatten wir ein zu großes moralisches Übergewicht erlangt. Die Araber hatten die Erfahrung gemacht, daß sie selbst in befestigten Stellungen uns nicht widerstehen konnten, deshalb erwarteten sie wahrscheinlich von einem Kampfe im offenen Felde noch weniger, und nur hin und wieder beschossen sie plötzlich, aus einem guten Versteck heraus, irgend eine marschirende Abteilung, um dann aber sofort zu verschwinden. Während sie offensives Vorgehen scheuten, schlugen sie sich in festen Positionen meist recht brav und mit großer Zähigkeit.

Die überaus kurze Dämmerung — sie währt in den Tropen nur 15, höchstens 20 Minuten — brach bereits herein, als wir das Bagamojo umgebende Kulturland verließen und die Savanne betraten, so daß ich an diesem Tage von der mir neuen Scenerie kein rechtes Bild mehr erhielt. Bald war es völlig dunkel, so dunkel, daß ich nur noch die nächsten Vorderleute zu erkennen vermochte. Da man hintereinanderging oder ritt, war an Unterhaltung nicht zu denken, und schweigsam zog die Kolonne dahin.

Nur hinter mir hörte ich die kleinen Geschütze durch die zahlreich den Weg einengenden Büsche rauschen und amüsirte mich manchmal über den einen oder anderen Artillerieunteroffizier, der dabei seinem Herzen Luft machte mit einem „Nein diese schwarzen Faultiere“ oder „Wollt ihr wohl ziehen, ihr Kameele, heia, heia“ (Kisuaheli: vorwärts, vorwärts).

Übrigens waren die Waniamwesi gar nicht faul, sie thaten ihr Bestes und Lieutenant Blümke muß ich nachrühmen, daß er, ebenso wie die Unteroffiziere, rasch und practisch handelte, sonst wäre es unmöglich gewesen, daß die Artillerie immer dicht aufblieb.

„Na, wie geht's denn, kommen Sie wirklich überall durch?“ hörte ich plötzlich neben mir sagen. Es war Chef Schmidt, der

neben dem Wege halten geblieben war, um einen Teil der Kolonne selbst in Augenschein zu nehmen.

„Zu Befehl Herr Chef, es geht noch."

„'S ist schmählich dunkel und es kann leicht vorkommen, daß die Kolonne an einer schwierigen Stelle auseinanderreißt."

„Ich habe der Tetencompagnie, Lieutenant R., schon befohlen, scharf aufzupassen, die Unteroffiziere müssen überall zwischen den Zügen gehen. Hier bei den Geschützen, wo's am schwersten ist, passe ich selbst auf. Jede Störung nach vorn oder hinten muß durch Zuruf sofort gemeldet werden."

„Gut. Ich reite wieder vor, wenn irgend eine Störung eintritt, so geben Sie mir ein Zeichen."

Damit reichte mir Chef Schmidt ein kleines, fingerlanges Horn aus Messingblech, welches sich durch einen hellen, schrillen Klang auszeichnete, der sich viel weiter vernehmen läßt als die sonst übliche Schützenpfeife.

Schweigsam ging's weiter, und außer auf meine Leute richtete ich auch meine Aufmerksamkeit auf meinen Gaul. Es war ein dicker, kleiner aber kräftiger Schimmel, den ich ritt, eines unserer ausdauerndsten Pferde. Zugleich mußte ich übrigens mich selbst etwas besser schützen, denn alle Augenblicke schlug ein Zweig gegen das dummer Weise immer noch empfindliche Bein. Dem ließ sich aber abhelfen, indem ich mir einen kräftigen Stock abschnitt und, ihn im Bügel einklemmend, vor dem Schienbein festband.

Mehrere Stunden waren verstrichen, es mochte ½9 Uhr sein, als plötzlich Lieutenant R. vor mir auftauchte mit der Meldung: „Herr Chef, meine Compagnie ist mir mitten durchgerissen."

„Wann ist das geschehen?"

„Ich — ich weiß nicht, eben erst habe ich es bemerkt."

„Na, das ist eine nette Geschichte, Sie hätten besser aufpassen müssen," und dabei jagten wir beide an der nun haltenden Kolonne vorbei nach der Tete.

Zu sehen war natürlich nichts mehr, schnell setzte ich das Horn an, der schrille Ton schallte in die Nacht hinaus — keine Antwort.

„Lieutenant R., haben Sie einen Horniſten?"

„Zu Befehl, hier iſt er."

Ich ließ in der Richtung des Weges „Halt" blaſen — keine Antwort.

Das war eine nette Beſcheerung, der gute R. hatte offenbar ſchlecht aufgepaßt, die Kolonne mußte ſchon eine ganze Weile zerriſſen ſein, denn ſonſt hätte man unſere Signale gehört, wenn auch die zahlreichen Bäume und Büſche den Schall brachen.

Ich ſchluckte meinen Unmut herunter, der arme R. war ſo ſchon halb geknickt, mit Schimpfen und Zurechtweiſungen macht man einen Fehler auch nicht rückgängig, ſondern lähmt oft die Initiative der Untergebenen.

„Unteroffizier," ſagte ich zu dem nächſtſtehenden, „bleiben Sie hier ſtehen, bis das Ende der Kolonne da iſt, erſt dann ſchließen Sie ſich an. Allen Europäern teilen Sie meinen Befehl mit, dicht aufzubleiben und die geringſte Störung durch lautes „Halt" ſofort zu melden."

Dann kommandirte ich „marſch". So lange der Weg ſich nicht teilte, war's ja nicht ſchlimm, man mußte nur ſcharf aufpaſſen, daß man nicht in der Dunkelheit einen ſeitwärts abführenden ſchmalen Pfad überſah. Hoffentlich merkten auch die Ausreißer vorn, was paſſirt war, dann ließen ſie halten und wir fanden uns wieder zuſammen.

Ein ganzes Weilchen ging's auch recht gut, auf einmal gabelte ſich der Weg. Beim Schein einiger hellbrennender Windſtreichhölzer wurden beide Wege von Europäern und Schwarzen unterſucht. Vergebens, beide ſahen ganz gleich aus, keiner ließ erkennen, daß er es ſei, auf dem eine Truppenabteilung marſchirt war.

Da ſtand man nun mit dem Talent und konnt' es nicht verwerten!

Die Gegend war uns allen fremd, ein vierſtündiger Marſch trennte uns ſchon von Bagamojo, und keiner von uns hatte je zuvor die Savanne betreten. Gefährlich war es ja nicht, aber über alle Maßen ärgerlich. Da jeder Anhalt fehlte, wäre ein Weitermarſch

der größte Fehler, ein reines Hazardspiel gewesen. Ich that, was mir das beste schien, d. h., ich beschloß hier zu warten.

Vorn mußten sie ja endlich doch zu einer kurzen Nachtruhe übergehen und dabei merken, daß wir fehlten. Ohne uns konnte die Expedition nicht weiter gehen, jedenfalls wurden dann Patrouillen zurückgesandt, um uns zu suchen.

Ich ließ die Kolonne seitwärts des Weges aufmarschiren, nahm die Geschütze und Träger mit der Polizei in die Mitte und die 3 Sudanesencompagnien nach verschiedenen Seiten daneben. Jede Compagnie erhielt einen Abschnitt zugewiesen, der durch Posten gesichert ward. Gleichzeitig wurden 2 Patrouillen abgesandt, um zu untersuchen, ob sie an den fraglichen Wegen irgendwelche Spuren unserer Avantgarde fänden. Als Führer der Patrouillen waren Europäer erwählt, die den Befehl erhielten, nicht länger als höchstens 20 Minuten auszubleiben.

Nachdem ich die Postenkette revidirt, kehrte ich zum Lager zurück und setzte mich zu den Kameraden, um das Übrige abzuwarten, denn weiter ließ sich zunächst nichts thun. Hier war natürlich nur von der augenblicklichen Lage die Rede, die wir sämmtlich ruhig beurteilten. „'S ist kein Wunder bei der Finsternis und dem hohen Gras, daß man in der dünnen Kolonne auseinander kommt."

„Gewiß nicht, und ich bin nur gespannt, wann vorn bemerkt wird, daß wir weg sind."

„Ein Weilchen dauert's wohl noch, dann aber werden sie nett schimpfen und suchen."

„Und zwar schleunigst, denn ohne uns geht die Reise nicht weiter und außerdem kommt noch die Magenfrage hinzu, wir haben ja den Proviant hier."

Unsere Patrouillen kamen inzwischen unverrichteter Dinge zurück.

„Naniwe" (wer da, eigentlich wer bist Du) tönte es plötzlich von einem Posten durch die stille Nacht, „Askari" lautete die noch ziemlich entfernte Antwort.

Wir sprangen auf und bald stand eine Suaheli-Patrouille vor uns.

„Bana (der Herr) Schmidt ſchickt mich, ich ſoll den Weg zeigen," meldet der Führer.

„Poſten einziehen," hieß es und nachdem deren Eintreffen gemeldet war, „An die Gewehre — Gewehre in die Hand, die Marſchordnung bleibt wie früher befohlen; antreten" und damit ging es hinaus in die Nacht.

Nach ¾ Stunden ſchon erglänzte bei einer Wegebiegung dicht vor uns ein kleines Lagerfeuer, ein Poſten rief an und ließ uns nach gegebener Antwort paſſiren.

Ich meldete alles Chef Schmidt zur Stelle, der ruhig wie ſtets ſich den Hergang erklären ließ, nachdem den Truppen ihr Lagerplatz angewieſen war.

Obgleich unſer Lager verſteckt lag, war doch nur ein einziges kleines Feuer geſtattet, in deſſen Schein hin und wieder einer der zahlreichen Baumſtämme erglänzte.

Die ſchwarzen Diener bereiteten ein frugales Abendbrot, und bald legten wir uns zur Ruhe nieder, denn frühzeitig ſchon ſollte aufgebrochen werden.

Eine leichte Decke unter uns, Gottes freier Himmel über uns, die laue Tropennacht um uns, war die Ruheſtatt. Es war mein erſtes Biwak dort draußen, ganz ſo wie ich es mir oft gewünſcht. Träumeriſch blickt man nach oben, denkt an dieſes und jenes, allgemach und ſanft verſchwimmen die Gedanken, und tiefe Stille ſenkt ſich auf das Lager, bis das rauhe Kommandowort: „Aufſtehen" den Schläfer erweckt.

Noch iſt's Nacht, die Uhr zeigt erſt 3. Schnell wird eine Schale Kaffee geleert und gleich darauf angetreten, nachdem noch einmal ermahnt iſt „Aufpaſſen, dicht aufbleiben." Nach 2ſtündigem Marſch färbt ſich im Oſten der Himmel, die umliegende Landſchaft gewinnt Farbe und Geſtalt, bald ſteigt das glänzende Tagesgeſtirn empor und läßt uns zum erſten Mal die Savanne in ihrer nicht unſchönen Eigenart erſchauen.

In das hohe, dichtverwachſene Gras ſind zahlreiche Gebüſche und Baumgruppen eingeſtreut, die ganze Gegend gleicht einem rieſengroßen, verwilderten Park. Von Palmen iſt nichts zu be-

merken, selbst die sonst in der Wildnis häufigen Dum- und Borassuspalmen sind nicht vertreten. Bisweilen mehren sich Bäume und Büsche, so daß man wie in einem dichten Walde dahingeht.

Die Bodengestaltung ist wellig, mehr und mehr nehmen die Erhebungen zu, die Thäler werden tiefer, ihre Ränder immer steiler. An solchen Stellen haben wir mit den Geschützen tüchtige Arbeit, vorsichtig und langsam geht es hinab, etwas schneller an der anderen Seite wieder hinauf. Die braven Waniamwesi ziehen als ob sie im Leben nichts anderes gethan und sehen dabei immer vergnügt und lustig aus. Unten im Thal murmelt ein Bach, hier sieht man auch Felder mit Reis, Maniok und Mais, vor den Hütten stehen die dunklen Bewohner.

Ihre frühere Scheu ist zum Teil schon geschwunden, sie nehmen nicht gleich Reißaus, sondern neugierig blicken sie nach den „Wasungu" (Europäer) und den Soldaten. Wie friedlich sieht das alles aus, fast wundert man sich, daß in der Nähe ein fanatisirter Gegner stehen soll.

Wir mußten ihn eigentlich schon erreicht haben, aber der Führer erklärt stets wieder, es sei noch ein Stückchen zu gehen. Höher und höher steigt die Sonne, die Europäer leiden unter der gewaltigen Hitze und zur Mittagszeit muß ein Halt gemacht werden.

Einer unserer Beamten, Herr Janke, der später in eine Offizierstelle einrückte, bekommt einen heftigen Fieberanfall, doch sein kräftiger Körper, seine hohe Energie, helfen ihm darüber weg.

Mein Freund, Dr. Kohlstock, sieht blaß aus, auch ihn schüttelt das Fieber. Die eiserne Willenskraft siegt aber und zeigt, was der Mensch vermag, wenn reges Ehr- und Pflichtgefühl ihn beseelen.

Kurz nach 2 Uhr steigen wir wieder aus einem tiefen Thale empor, da bot sich ein Anblick dar, den keiner von uns je vor oder nachher in unkultivirtem afrikanischen Lande gesehen.

Der Weg verbreiterte sich plötzlich auf circa 2 m und zeigte eine gute, künstlich hergestellte Oberfläche, deren Anlage erst ganz kürzlich beendigt sein konnte. Dr. Schmidt unterhielt sich mit mir darüber, keiner von uns beiden vermochte eine Erklärung zu finden. Zwar vermuteten wir den Gegner dicht vor uns und er mochte

auch die Arbeit besorgt haben, aber warum, das war nicht zu ergründen, zumal der Weg etwa 600 m weiterhin ebenso plötzlich und unmotivirt aufhörte, als er vorher begann.

Inzwischen war es bereits 3 Uhr geworden, die Spitze der Marschkolonne hatte abermals einen ziemlich hohen Abhang erstiegen, da sprengte plötzlich Lieutenant v. Perbandt, der an jenem Tage Adjutantendienste that, heran.

„Das feindliche Lager liegt nahe vor uns. Die Truppen sollen aufmarschiren und Herr Chef zu Chef Schmidt kommen."

Welche Freudenbotschaft!

„Lieutenant R., lassen Sie Ihre Compagnie in Compagnie-Kolonne rechts am Wege aufmarschiren. Die Artillerie bleibt in Marschkolonne neben Ihnen auf dem Weg, die beiden andern Compagnien in Compagnie-Kolonne links daneben, Sanitätsdetachement, Träger und Polizei dahinter." Nachdem Lieutenant R. den Befehl wiederholt, ritt ich nach vorn.

Vor uns lag ein weites Thal, dessen jenseitiger Abhang von einem dichten Buschwald, der sich über die Anhöhe hinüberzog, bedeckt war. Während man nach links noch Savanne sah, dehnte sich der Wald nach rechts hin ununterbrochen aus, so daß er eine beträchtliche, mit dem Auge nicht zu überschauende Größe besaß.

„In jenem Walde," sagte Chef Schmidt, „soll die feindliche Boma liegen. Ich habe einige Askari-Patrouillen entsandt, um den Waldrand aufzuklären und nach dem Eingang zu suchen. Der schwarze Führer behauptet, es gäbe nur einen einzigen Pfad uns gerade gegenüber."

Die flinken Patrouillen kehrten bald zurück, im Waldrand hatte sich nichts verdächtiges gezeigt, und nur ein sehr schmaler Pfad führte in den Busch hinein. Die Angaben des Führers waren offenbar richtig, aber wo lag die Boma? — Er konnte den Platz nicht näher bezeichnen und so eifrig man auch durch scharfe Gläser ausspähte, nirgends war im Busch eine Lichtung zu finden, welche die Stelle des feindlichen Lagers verrieth, ein ununterbrochenes grünes Dach von hohem Busch und dichten Baumkronen verwehrte jeden Einblick.

Wenn der Gegner hier standhielt, dann war es sehr schwer, ihn irgendwo wirksam zu fassen. Wir konnten nur da angreifen, wo sich ein Weg zeigte, mußten also dort kommen, wo der Feind es wünschte. Der Vorteil der Offensive, sich den Angriffspunkt zu wählen, fiel fort, denn wer den afrikanischen Busch kennt, der weiß, daß es unmöglich ist, vom Wege herabgehend durch das Holz vorzubringen; solch ein Busch ist eben ein ander Ding, als selbst der ungangbarste deutsche Wald.

Dr. Schmidt's Befehl, den er ohne Zögern gab, war so klar und sachgemäß, wie er es in der augenblicklichen Lage nur sein konnte.

„Die Askari bringen in den Busch ein, bis sie die Boma erreichen oder das feindliche Feuer sie zum Halten zwingt.

Die Sulu-Compagnie folgt zur Unterstützung der Askari und bleibt nahe dem Waldesrand in gedeckter Stellung halten.

Chef Richelmann, ziehen Sie das Gros bis auf die Höhe vor, kommt es zum Kampf, so greifen Sie in geeigneter Weise nach Ihrem Ermessen ein, wenn ich nicht besondere Befehle sende. Ich werde mich bei der Sulu-Compagnie aufhalten, nachdem ich mich kurz von der Beschaffenheit des Busches selbst überzeugt habe."

Das mir unterstellte Gros ging bis auf die Höhe vor, hier war es immer noch durch die hohe Bewachsung vollständig dem Auge des Gegners entzogen. Für die Artillerie bot sich eine ausgezeichnete Stellung, nachdem das Gras niedergetreten und hierdurch ein genaues Richten der Geschütze auf jeden beliebigen Punkt des Busches ermöglicht war.

Während die Askaris vordrangen, ritt Chef Schmidt mit Lieutenant von Medem in scharfer Gangart recognoszirend ein Stück am Busch entlang. Wer malte das Erstaunen beider, als sie, halt machend, die ganze Sulu-Compagnie mit freudestrahlenden Gesichtern hinter sich sahen. Die Leute hatten geglaubt, ihre Führer nicht verlassen zu können, und selbst nach dem anstrengenden Marsch war ihnen die scharfe Gangart nur als angenehme Abwechslung erschienen. Lieutenant v. Medem hatte allerdings unterlassen, ihnen den Befehl zu geben, stehen zu bleiben; wie konnte er aber auch

ahnen, daß ihm die Leute folgen würden, da er doch im kurzen Galopp wegritt? Es war dies wieder ein Beweis dafür, über was für Beine und Lungen jene Leute verfügen.

Der freilich nur kurze Recognoszirungsritt war ohne Ergebnis, und nirgends ein Eingang oder eine Lücke zu finden. Von den Askaris war nichts zu sehen und zu hören, bis einer derselben mit der Meldung ihres Führers, Proviantmeister Illich, zurückkam, daß die Boma erreicht und — vom Feinde verlassen sei. —

Das Nest war leer, die Vögel ausgeflogen! „Wie schade," murmelte ein jeder, „wie jammerschade! Da läuft man nun erwartungsvoll durch dick und dünn, nimmt sich alles mögliche vor und — weg ist die Jammergesellschaft."

Als wir jedoch das Ding aus nächster Nähe sahen, da hat wohl keiner mehr „wie schade" gesagt, denn man gewann schnell die Überzeugung, daß es eine fast unangreifbare Stellung war.

Den einzigen Eingang bildete der schon erwähnte schmale Pfad, rechts und links streift man an die Büsche, die wie eine grüne Wand emporsteigen. Darüber erheben sich die Kronen mannigfaltiger Waldbäume, von deren Zweigen über das Unterholz herab kaskadenartig ein grüner Schleier zierlicher Schlingpflanzen wallt. Alles wächst wild durcheinander; von dem Wege abzuweichen, in die grüne Wand einzudringen, ist unmöglich. Wer es versucht, der wird von den zähen, dornenbewehrten Zweigen festgehalten, sie umschlingen den Eindringling und haken sich so an ihm fest, daß er kaum wieder los kommt.

Zwischen diesen grünen Wänden hin zog der Weg empor, bald links, bald rechts ausbiegend, so daß es sich nach kurzem nicht mehr sagen ließ, in welcher Richtung man in den Busch vordrang. 300 m lang mochte die zurückgelegte Strecke sein, da plötzlich mündet der Weg bei einer neuen Biegung auf einen kleinen freien Platz, dicht vor einer starken Pallisadenwand mit dahinter liegendem Graben für stehende Schützen. Wir treten durch die feste Thür und gewahren jetzt eine zweite Verpallisadirung in schräger Richtung zur ersten. Von hier aus führt ein enger tunnelartiger Gang durch dicke aber elastische Dornsträucher hindurch

im Bogen zu einer dritten Palliſadenwand und durch dieſe erſt betritt man ein regelmäßiges, das Lager bildendes Dorf. Im Mittelpunkte liegt ein großer freier Platz und um dieſen herum ziehen ſich in weitem Kreiſe, in dreifacher Reihe die ſauber gehaltenen Hütten und Häuſer, meiſt mit einer von dem Dach überſchatteten Baraſa geziert, die vollkommen einer Veranda gleicht. Der Platz und die Straßen zeigen ebenfalls, wie die meiſten Negerdörfer, ungemeine Reinlichkeit, und der Boden derſelben gleicht der Tenne unſerer Scheunen.

In den Straßen und auf dem Platze ſtehen überall Mango- und andere Bäume, deren Kronen ineinander greifen und die Erklärung dafür geben, weshalb es unmöglich war, von außen die Lage der Boma zu erraten.

Rund um den Ort herum bildet der Buſchwald eine ſichere Schutzwand. Hier und da zeigt ſich am Boden an den Sträuchern der Ein- reſp. Ausgang eines kleinen Schlupfpfades. Mehrfach verſuchte ich einen ſolchen zu verfolgen, um es ſtets bald wieder aufzugeben, denn nur auf Händen und Füßen vermochte ich langſam vorzukriechen, die Augen ſtets auf den Boden gerichtet.

Dieſe Geheimwege ſind nur für den Ortskundigen brauchbar, für den Fremdling haben ſie gar keinen Wert, da er niemals weiß, wohin er gelangt und ob ſie überhaupt durch den Buſch ganz hindurch führen.

Wir europäiſchen Soldaten konnten nicht genug über dieſe natürliche Feſtung ſtaunen. Eine Compagnie deutſcher Infanterie hätte ſich hier ohne jede Übertreibung gegen eine feindliche Brigade ſpielend gehalten. Was konnte der Angreifer denn thun? Von außen vielleicht ein überwältigendes Feuer gegen die Boma richten? Recht ſchön, wenn er nur gewußt hätte, wohin ſchießen; die Lage des geſuchten Zieles war aber in dem Pflanzenlabyrinth nicht zu erkennen.

Auf dem Wege vordringen, einer hinter dem anderen, dazu wäre ihm bald Luſt und Möglichkeit genommen. Das einzige Mittel, das zum Ziele führt, iſt eine Art regelrechter Belagerung, indem man ſich mit Axt und Meſſer neue breite Wege durch den

Wald bahnt. Ein ſolches Verfahren jedoch bleibt äußerſt langwierig, denn die elaſtiſchen feinen Zweige weichen dem Hiebe oft aus, während die knorrigen Stämme aus eiſenharten Holzarten beſtehen.

Jetzt an Ort und Stelle waren wir nicht ungehalten, daß der Feind keinen Widerſtand mehr geleiſtet, denn wir ſagten uns, daß der Angriff, ſelbſt im beſten Falle, ſehr ſchwere Opfer koſten mußte.

So war es entſchieden beſſer. Eine moraliſche Niederlage hatte der Gegner ſich ſelbſt durch ſeinen überſtürzten Rückzug beigebracht. Offenbar hatte er die nahende Kolonne erſt ſehr ſpät bemerkt und war dann Hals über Kopf auf und davon gegangen, wie zahlreiche Spuren bewieſen. Nur die Feuerwaffen, ſowie die Munition für Hinterlader war verſchwunden, andere Waffen dagegen und beſonders Pulver, war in großen Mengen zurückgeblieben; ebenſo bedeutende Vorräte an Reis, Mais, Maniok, Hülſenfrüchten und zahlreiche Hühner, die überall in den Büſchen gackerten und den Truppen eine ausgezeichnete, reichliche Mahlzeit boten.

In einem der Häuſer fand ſich noch ein altes Weib und ein kleines krankes Mädchen vor, die kläglich wimmerten, als man ſie auffand. Bald aber beruhigten ſie ſich, da ihnen kein Leides geſchah, der Arzt ſich vielmehr der armen Kranken in liebevoller Weiſe annahm.

Die Nacht wurde im Lager zugebracht, doch zogen wir vor, ſchon der Bereitſchaft wegen nicht in, ſondern vor den Häuſern zu ſchlafen, ſchleppten daher die Kitandas, ſo heißen die einfachen aber ganz praktiſchen Bettſtellen, in's Freie, überdeckten ſie mit ſchön geflochtenen Matten, und das Nachtlager von Kwale war fertig. Es ſchlief ſich wunderſchön, ſchöner als in der Holzbude, die zu Bagamojo meine Behauſung bildete.

Vor Sonnenaufgang ward aufgebrochen, vor dem Abmarſch jedoch das Neſt in Brand geſteckt und von Grund aus zerſtört. Solches Verfahren erſcheint dem Unkundigen vielleicht etwas roh, doch läßt ſich's nicht ändern. Anderenfalls würde der Gegner gleich

wieder von der alten Stellung Besitz ergreifen, er würde sich nicht für besiegt halten, ja mehr als das, er würde glauben, der andere Teil fürchte ihn, denn jene Elemente können sich nicht denken, daß man aus Milde so zu handeln vermag, sie sehen in solchem Verfahren nur ein Zeichen der Furcht und Schwäche.

Deshalb mußten wir ein afrikanisches Feuerwerk veranstalten und durch die Rauchsäulen der umwohnenden Bevölkerung verkünden, daß jene Plagegeister, welche lange genug die ganze Umgegend terrorisirt hatten und allen schlechten Individuen Schutz boten, verjagt seien.

Die Bande hat sich auch nicht wieder angesiedelt; wohin sie sich gewendet, erfuhren wir nicht, ich vermute, daß sie zum Teil Buschiri nachzogen, denn der damalige Kommandant von Kwale sollte Bom-Boma sein. Bom-Boma, ein als Sklavenfänger und -Händler berüchtigter Mensch, war später wieder mit Buschiri zusammen und fand auch dasselbe Ende wie dieser.

Die beiden Frauenzimmer wurden natürlich aus der Boma herausgeschafft und an einer geschützten Stelle untergebracht. Mitnehmen konnten wir sie nicht, hätten ihnen damit auch schwerlich einen Gefallen erwiesen, wohl aber wurden sie reichlich mit Speise und Trank versorgt. Damit waren sie ganz zufrieden, denn sie wußten, daß ihre Angehörigen nach unserem Abzuge, den sie sicher aus irgend einem Versteck beobachteten, noch einmal zurückkehren würden, um zu sehen, ob nicht noch etwas von den alten Besitztümern zu retten sei.

Die aufgehende Sonne fand uns schon auf dem Marsch. Dieses Mal ritt ich am Schluß der Kolonne, um darüber zu wachen, daß nicht irgend jemand zurückblieb, denn es stand uns eine tüchtige Anstrengung bevor.

Der Morgen war herrlich, die Luft so frisch, wie ich sie selten in den Äquatorialgegenden gefunden. Auf Gräsern und Blättern blinkte der Thau, in den dichten Baumkronen gurrten wilde Tauben, und hin und wieder ließ sich der schüchterne Versuch eines Vogels vernehmen, der es wagte, ein melodisches Lied anzustimmen, jedes Mal aber nach den ersten Tönen schon abbrach,

als ob er fürchte, wir könnten ihn mit seinen sangeskundigen Vettern im lieben Deutschland vergleichen.

Von den Soldaten, die vor mir zu Thal zogen, war nur die schönere Seite zu sehen, so daß sie einen ähnlichen Eindruck machten, wie unsere deutschen Infanteristen im Drillichzeuge.

Das ganze Bild heimelte einen ordentlich an, die höhersteigende Sonne mit ihrer intensiven Glut erinnerte jedoch bald genug daran, wo man sich befand.

Ohne jeden Zwischenfall ging es vorwärts, nur in den späten Nachmittagsstunden gab's eine unangenehme Abwechselung, indem ein feindlicher Angriff unsere Kolonne zersprengte. Es waren jedoch keine Araber oder Belutschen, sondern ganz andere kleine Lebewesen, wilde Bienen, vor deren zornigem Angriff es keine andere Rettung gab, als schleunige Flucht.

Ich bemerkte plötzlich, wie die Soldaten nach beiden Seiten auseinanderstoben und mit den Waniamwesi um die Wette in die Büsche stürmten. Einige Sudanesen winkten mir noch, unverständliche arabische Worte rufend, zu. Zunächst begriff ich die Situation nicht, aber auch nur einen Moment, dann wußte ich schon was los war. Mein sonst so ruhiger Schimmel steckte plötzlich den Kopf zwischen die Beine und schlug verzweifelt hinten aus, so daß ich mich sicher von ihm getrennt hätte, wenn ich nicht glücklicherweise recht sattelfest wäre. Dann rannte das Thier wie sinnlos zwischen Bäumen und Büschen hin, während ich mit dem Taschentuch den stechlustigen Besuchern abwinkte.

Auf dieser unfreiwilligen Excursion kam ich an einem auf der Erde liegenden Herrn vorbei, der wütend um sich schlug und in ganz unchristlicher Weise schimpfte und fluchte. Es war der dicke Lieutenant R., den sein Reitthier abgesetzt und der jetzt allein sich durchschlagen mußte.

Allmählich sammelte sich die Kolonne nach vorn zu und erreichte nach anstrengendem zwölfstündigen Marsch, den nur eine kurze Mittagspause unterbrach, Bagamojo.

6. Erstürmung von Pangani.

Sehnsüchtig hatten wir schon lange Zeit nach den für die Schutztruppe gekauften Schiffen ausgespäht, deren Ankunft sich leider, durch die Ungunst der Verhältnisse, in Bedenken erregender Weise verzögerte.

Von Aden waren die Schiffe abgegangen, der schwere Südwest-Monsun hielt sie jedoch derart auf, daß, wie endlich bekannt ward, die Kohlenvorräte nicht ausreichten, und sie gezwungen waren, in Kismaju an der Somali-Küste unterzuschlüpfen. Die Somali benahmen sich nichts weniger denn freundlich, und die Bemannung war herzlich froh, als sie, durch die Marine mit Kohlen versorgt, weiter dampfen konnte, um endlich zum Ziele zu gelangen.

Die Seeleute, welche jene Fahrzeuge herausbrachten, verdienen das höchste Lob. Es war in der That ein tollkühnes Heldenstückchen, das sie vollführten, denn 4 von den 5 in Deutschland gekauften Fahrzeugen waren wirkliche Nußschalen. In einem der Dampfer, der „München", begrüßte ich einen alten Bekannten, den ich bei Köln oft genug auf dem Rheine gesehen hatte. Damals fuhr dieses Schifflein als kleiner Schlepper, unter dem Namen Lohengrin, zwischen Düsseldorf und Köln hin und her. Das winzige Ding war dann vom Rhein heraus durch den Kanal, die Biscaya, den Atlantik, das Mittel- und Rote Meer und den indischen Ocean bis Sansibar gefahren, eine That, die dem Führer, Kapitän Prager, alle Ehre machte.

Einmal draußen angekommen, erwies sich gerade die München, ihres geringen Tiefganges wegen, als besonders brauchbar für unsere damaligen Zwecke.

Glücklicherweise trafen die Schiffe noch zu guter Stunde ein, da die Verhandlungen mit Pangani gar nicht vom Fleck kamen und es immer wahrscheinlicher wurde, daß mit bewaffneter Hand eingeschritten werden müßte.

Anfänglich hatte die Langsamkeit des Unterhandelns nichts zu sagen, man kommt in solchem Falle mit Orientalen stets nur langsam vom Fleck. Diese Leute haben immer entsetzlich viel Zeit, sind

dazu mißtrauisch und deshalb immer bedenklich. Daß Wissmann sich trotzdem stets auf's Neue entgegenkommend zeigte, bewies am besten, wie sehr er darauf bedacht war, die Gegensätze zu mildern und einem aufrichtigen, guten Einvernehmen die Wege zu ebnen.

Bei Pangani lohnte sich dies Streben doppelt, denn jene Stadt betreibt einen lebhaften Handel; hier und bei Tanga tritt das fruchtbare, für kulturelle Entwickelung in hohem Maße geeignete Hinterland ganz nahe an die Küste heran.

Die entgegenkommende Geduld schien der Gegner jedoch falsch aufzufassen, er wurde zusehends hartnäckiger und wollte schließlich sich nur unter Bedingungen fügen, die für uns unannehmbar waren. Wir wären in solchem Falle nur scheinbar Herren der Lage gewesen und davon konnte keine Rede sein.

Wissmann hatte ein etwaiges ernstes Vorgehen natürlich stets im Auge behalten und sich nach Kräften über die Lage des Ortes orientirt. Dies war um so nötiger, als Pangani von der See aus durch eine Landung angegriffen werden mußte. Karten, die genauen Aufschluß über das Gelände erteilten, gab es nicht.

Zum Glück befand sich jedoch unter den Offizieren der Wissmanntruppe jemand, der recht gut Bescheid wußte: Chef von Zelewski. Er war vor und beim Ausbruch des Aufstandes Stations-Chef von Pangani gewesen, hatte zu jener Zeit Gelegenheit gehabt, das Gelände kennen zu lernen und seine Terrainbeschreibungen konnten Wissmann nunmehr als Grundlage für den Operationsplan dienen.

In den ersten Tagen des Juli wurden die Verhandlungen mit den Pangani-Arabern abgebrochen, unser Kommandeur kam nach Bagamojo und gab die letzten Befehle zu der bevorstehenden Expedition. Die hierzu bestimmten Truppen bestanden aus:

4 Comp. Sudanesen (à 90 Mann)
1 „ Sulus
1 Abt. Askaris (45 Mann)
der Artillerie mit 3 Schnellfeuerkanonen und 1 Maxim-Geschütz.*)

*) Das Maxim-Geschütz, welches dem einen oder anderen Leser vielleicht nicht bekannt sein dürfte, ist ein Mittelding zwischen Geschütz

Für den Truppentransport ſtanden zur Verfügung unſere eigenen Schiffe: Harmonie, Max und Vulkan, ſowie der von der Marine gecharterte geräumige Dampfer Cutſch.

Außer den Mannſchaften transportirten jene Fahrzeuge gleichzeitig das geſamte Material, ſowie Geſchütze und Munition für die neu anzulegenden Stationen, und führten im Schlepptau eine Anzahl Boote mit ſich, deren wir zur Landung bedurften.

Die Einſchiffung erfolgte am 7. Juli früh und bildete ein ſchweres Stück Arbeit, denn ſämtliche Dampfer waren, der Tiefenverhältniſſe wegen, genötigt, ſehr weit vom Strande vor Anker zu liegen.

Ich ſelbſt hatte das Glück, mit Dr. Bumiller zuſammen Wiſſmann's Stab zu bilden, der auf der München Platz fand. Erſt nachdem alle anderen Schiffe abgedampft waren, ging auch die München Anker auf.

Der ganzen Küſte ſind zahlreiche Korallenriffe und Sandbänke vorgelagert, ſo daß das freie Fahrwaſſer weit abliegt, und man vom Lande ſo gut wie nichts mehr ſieht. Eine Fahrt auf der tiefblauen See gewährt jedoch an und für ſich ſchon jedem, der nicht an Seekrankheit leidet, einen hohen Genuß, wie im Fluge ſchwinden die Stunden dahin.

Als wir bei Pangani eintrafen, war die Nacht hereingebrochen, nur einzelne Laternen und Lichter verrieten die vor Anker liegenden Fahrzeuge, vom Lande war gar nichts zu ſehen.

Wiſſmann begab ſich ſofort an Bord des Flaggſchiffes Leipzig zum Admiral Deinhard, um mit dieſem die Einzelheiten des An-

---

und Gewehr, eigentlich eine Schnellfeuermaſchine. Die Munition, welche verfeuert wird, beſteht aus Patronen ganz ähnlich denjenigen des ſogenannten Mauſergewehrs (M 71). Die Feuergeſchwindigkeit kann ſo geſteigert werden, daß in einer Minute an 600 Schuß fallen, indem der bei jedem Schuß entſtehende Rückſtoß zugleich von ſelbſt die neue Patrone blitzſchnell einführt.

Um zu verhüten, daß der Lauf durch dieſe raſende Feuergeſchwindigkeit glühend wird, iſt derſelbe von einem hohlen Mantel umgeben, der mit Waſſer gefüllt iſt. Letzteres verdampft beim Schießen und verhütet ein Glühendwerden.

griffsplanes festzustellen und, von dort zurückgekehrt, ließ er den verschiedenen Chefs den Befehl zugehen, sich am folgenden Morgen früh 6 Uhr bei ihm zu melden.

Frühzeitig war alles auf den Beinen und oben an Deck, denn jedermann war gespannt zu sehen, welches Bild sich ihm böte. In erster Linie blickte ich natürlich nach der Küste hinüber, dort lag ja das Ziel, dem wir heute zustrebten. Die Scenerie, welche sich vor den Augen entrollte, war ungemein ansprechend, ja lieblich zu nennen.

Ungefähr unserem Ankerplatz gegenüber mündete der Panganifluß. Der nördlich davon liegende Küstensaum ist ähnlich wie bei Bagamojo, also flach und mit ausgedehnten Palmenhainen bestanden. Am Meeresufer hin läuft eine leicht gekräuselte, glänzend weiße Linie, das Wahrzeichen einer fast ständig dort vorhandenen Brandung.

An der anderen Seite der Flußmündung steigen dicht am Strome malerische Felsbildungen empor, welche burgartig die Einfahrt beherrschen. Ras Muhesa heißt jener Punkt, den die Araber in ganz richtiger Erkenntnis seiner Wichtigkeit dicht besetzt und mit ungemein starken Schützengräben ausgestattet hatten. Die Befestigungen selbst waren jedoch hier wie überall durch die üppige Bewachsung dem Auge entzogen.

Verfolgt das Auge die Küste von Ras Muhesa ab weiter südlich, so trifft es überall auf steile, von dichtem Grün überzogene Hänge, die nur unten am Fuße mächtiges Geröll und felsige Wände erkennen lassen, an denen zeitweise der weiße Gischt der Brandung hoch hinaufspritzt.

Nur an einer einzigen Stelle ist der Strand etwas flacher, ein schmaler Sandstreifen läßt diese doppelt deutlich hervortreten, und hier lag der für uns ausersehene Landungsplatz. Landeinwärts werden die Hänge des Strandes durch andere Höhen überragt, bis ganz im Hintergrunde in bläulichen Duft gehüllte Bergketten das Bild abschließen.

Der Panganifluß selbst macht einen überraschend stattlichen Eindruck, ein ganzes Stück kann ihn das Auge landeinwärts verfolgen, bis er hinter grün bewachsenen Höhen verschwindet. Nördlich, also am linken Ufer, 1½—2 Kilometer von der Mündung

entfernt liegt der Hauptort: Pangani, deſſen zahlreiche blendend weiße Steinhäuſer von der Morgenſonne hell beſchienen, freundlich herüberblicken, während Pangani gerade gegenüber ein anderer Ort, Bueni genannt, ſich zwiſchen dem Fluſſe und den ihn begleitenden Bergeshöhen in langer Reihe dahinzieht, ähnlich einem Dörfchen am vielgeprieſenen Rhein.

Auf dem Strom liegt eine Anzahl Boote und Dhaus, ſo heißen jene Segelfahrzeuge, wie ſie an der ganzen afrikaniſchen Küſte vom rothen Meer und Arabien bis nach Madagaskar herab üblich ſind.

Draußen auf der See, wohl 2½—3 Kilometer vom Lande entfernt, liegt unſer ſtattliches Geſchwader von 10 Schiffen.

In erſter Linie S. M. Kriegsſchiffe Leipzig, Carola, Möve, Pfeil, Schwalbe, im 2. Treffen die Transportdampfer Cutſch, Harmonie, Mar, Vulkan und München. Jetzt ſtoßen von den Schiffen des 2. Treffens Boote ab und bald ſind die Chefs unſerer Truppe um Wiſſmann verſammelt, der ſeine Befehle ausgibt.

„Meine Herren, mit Herrn Admiral Deinhard iſt folgendes vereinbart: S. M. Kriegsſchiffe nehmen um 8 Uhr den Strand und — wenn nötig — den Panganifluß unter Feuer. Unſere Truppen gehen in den Landungsbooten an die Seeſeite der Möve und werden von dort durch Pinaſſen in 3 Kolonnen nach der Landungsſtelle ſüdlich von Ras Muheſa geſchleppt.

Vermögen wir wider Erwarten den feindlichen Widerſtand nicht zu brechen, ſo geht das Landungscorps der Marine zu unſerer Unterſtützung ebenfalls gegen das Südufer vor, anderenfalls wird die Marine ſpäter nördlich der Panganimündung landen.

Für meine Truppe befehle ich folgendes: Es werden 3 Kolonnen formirt.

Kolonne 1 Chef Schmidt mit 2 Comp. Sudaneſen geht auf der Höhe, dem Meeresufer folgend, gegen Ras Muheſa vor.

Kolonne 2 Chef von Zelewski mit 1 Comp. Sudaneſen, den Suaheli Aſikaris und Maxim-Geſchütz bringt links von Kolonne 1 gegen den Pangani vor, ſo daß dieſe Abtheilung ungefähr dem Oſtende der Stadt Pangani gegenüber zu ſtehen kommt.

Kolonne 3 Chef Frhr. von Eberstein mit 1 Comp. Sudanesen und 1 Comp. Sulus geht links der Kolonne 2 vor gegen die Höhe, an deren Fuße Buemi liegt.

Die Kolonnen landen gleichzeitig, ich werde mich bei Kolonne 2 aufhalten.

Chef Krenzler mit den Schnellfeuergeschützen muß der schwierigen Landung wegen zunächst an Bord bleiben."

Nachdem wir dann noch einige Bemerkungen ausgetauscht, kehrten die Chefs nach ihren Schiffen zurück, um die nötigen Anordnungen zu treffen, während wir vom Stabe uns eifrig daran machten, durch Ferngläser den Strom zu beobachten, um von den feindlichen Maßnahmen das eine oder andere in Erfahrung zu bringen.

Während es vorher drüben am Lande noch still gewesen war, regte es sich jetzt an allen Ecken und Enden. Nördlich wie südlich des Flusses, überall ließen sich die langen weißen und hellbraunen Gewänder der Araber und Belutschen sehen, welche in großer Zahl, wie wir wußten, vorhanden und zu energischem Widerstand entschlossen waren.

Über diese Zahl auch nur annähernd ins Klare zu kommen war unmöglich, denn die dichte Bewachsung des Landes verschleierte die feindlichen Kräfte, verbarg auch, wie wir besonders nach der Landung gewahrten, die feindlichen Befestigungen und erschwerte hierdurch das vorbereitende Feuer der Kriegsschiffe.

Einzelne Punkte, wie z. B. das schon genannte Ras Muhesa hoben sich jedoch so scharf hervor, daß man in ihnen sofort Hauptstützpunkte des Gegners vermuten mußte. Admiral Deinhard hatte dementsprechend den verschiedenen Schiffen die mit Geschützen zu bearbeitenden Abschnitte in klarer Weise bezeichnet.

Der zur Landung in's Auge gefaßte Platz z. B. wurde von der Möve, Ras Muhesa von der Carola beschossen, während die Schwalbe Befehl erhielt, den Panganifluß unter Feuer zu halten und das Übersetzen feindlicher Streitkräfte zu verhindern.

Indem wir von der München aus erwartungsvoll nach der Küste hinüberspähten, kam die Rede auf den bevorstehenden Kampf,

der in gewisser Weise nach allen Regeln der Kriegskunst angelegt war: vorbereitendes Feuer einer mächtigen Artillerie, daran anschließend resp. Hand in Hand damit der zum Sturm drängende Infanteriekampf.

Man blickt auf die Uhr:

„Nicht lange mehr und es geht los und zwar tüchtig."

„Ich bin gespannt, wie das Feuer gegen die Küste wirkt."

„Die Entfernung ist groß, aber für die Geschütze ganz gut."

„Gewiß, aber mit dem Treffen ist's hier eine schwierige Sache, sehen Sie nur, wie die Schiffe arbeiten."

„Hm ja, indessen die Marine versteht's mit solchem Übelstand zu rechnen, wenn ich auch zugebe, daß es die See hier recht gut meint." Und damit blickte man wieder nach den Schiffen hin, die unruhig sich auf und nieder neigen, als könnten sie den Augenblick nicht erwarten. Das Wetter war windstill und schön, an jener Stelle jedoch ist die See immer sehr bewegt, denn zwischen den Inseln Pemba und Sansibar hindurch drängt vom Ocean her ein mächtiger Strom gegen die Küste, ein Strom, der so tief geht, daß selbst große Schiffe in ihm stark schlingern, d. h. bald nach der einen, bald nach der andern Seite überholen.

Aus den Pforten heraus blicken drohend die gewaltigen Feuerschlünde, jetzt noch in finsterer Ruhe, um bald ihren verderbenbringenden Eisenhagel dem Lande zuzusprühen. Bald zeigen die Rohre gen Himmel, bald neigen sie sich mit dem überholenden Schiffe zum Wasserspiegel hinab, als wollten sie den Gegner in ritterlicher Weise grüßen, bevor das ernste Ringen beginnt.

Dort drüben die Araber wissen ganz genau, daß wir bis zu ihnen reichen können, aber sie lassen's darauf ankommen. Kampflustig sind sie und an Courage fehlt's ihnen auch nicht, dazu sind sie von fanatischem, finsterem Haß gegen uns beseelt.

Sehen sie in uns doch Eindringlinge, Anhänger eines anderen Glaubens, Träger anderer Anschauungen und Sitten, die sich mit den ihren nicht vertragen, die sie nicht verstehen und auch nicht verstehen wollen.

Jetzt sind sie noch die herrschende Klasse, die Schwarzen müssen sich ihnen beugen und wenn sie ihre Sklaven auch —

dies muß man fast durchweg zugeben — gut behandeln, so sind sie doch die einzigen Herren, sie schalten und walten, ganz wie's ihnen paßt; kommt aber der weiße Mann in's Land, hält er erst die Zügel der Herrschaft in seiner Hand, dann muß die Willkür ein Ende nehmen.

An anderen Orten auf Erden, in den verschiedensten Zeiten, hat sich solch ein Fortschritt schon Bahn gebrochen, aber in Frieden ist das nirgends geschehen, das erste Kapitel dieser Geschichten ist überall mit Blut geschrieben.

„Sehen Sie, sehen Sie, da verstärkt der Feind seine Kräfte südlich bei Pangani."

„Wahrhaftig Dhaus und Boote gehen von Pangani nach Bueni herüber."

„Und wie vollgepfropft die sind."

„Na, lange dauert's nicht mehr und die Schwalbe spricht ein Wörtchen mit."

Erwartungsvoll richtet sich der Blick nach der Schwalbe, langsam heben sich die Geschützrohre wieder empor, da — eine Dampfwolke, ein dröhnender Schlag, bis zu uns herüber tönt das unheimliche Heulen, mit dem die schwere Granate die Luft durchschneidet, und weit hinten im Pangani spritzt eine große Wassersäule hoch in die Höhe.

„Zu kurz."

Wieder neigt sich das schmucke Schiff, dann hebt es sich langsam, ein zweiter Knall, näher als vorher, aber doch noch zu kurz schlägt das Geschoß ein. Zum dritten Mal knallt's und dieses Mal, da sitzt der Schuß. Ziemlich nahe vor den feindlichen Fahrzeugen steigt eine hohe Wassersäule empor und weiterhin eine ganze Zahl anderer kleiner Wassersäulen, durch die schweren Sprengstücke der Granate verursacht. Mitten in diesem unheimlichen Hagel drin gewahrt man die Gegner, die jetzt von der Schwalbe so reichlich bedacht wurden, daß es ihnen zur Unmöglichkeit ward, noch weitere Bewegungen auf dem Flusse zu unternehmen.

Auch die andern Schiffe blieben nicht mehr müßig, ein jedes nimmt sein Ziel unter Feuer.

Dichte weiße Dampfwolken wälzen ſich über den Meeresſpiegel hin, trotz des Tageslichtes ſieht man die gewaltigen Feuergarben aus den Rohrmündungen blitzen. Die Luft erbebt von dem Donner und Krachen der Geſchütze, von dem lauten Heulen der ſchweren Granaten, es iſt das Toben der Schlacht in ſeiner Vollendung.

Und wie ſie ſchießen! Da ſitzt, ohne die geringſte Übertreibung, Granate auf Granate genau da, wo ſie treffen ſoll.

Dem Soldaten muß das Herz im Leibe lachen. In dieſem Moment, da denkt man nicht nur daran, daß es auch für uns gleich heißen wird: vorwärts, drauf; nein, es kommt noch ein anderes Gefühl zum Durchbruch, der Gedanke: Wenn es dereinſt gilt, an anderer Stelle für Kaiſer, Vaterland und deutſche Waffenehre einzutreten, dann kann die ältere, große Schweſter, die Armee, ſich darauf verlaſſen, daß auch ihre junge Schweſter, die Marine, der Aufgabe gewachſen iſt, daß neben unſern ruhmgekrönten Fahnen und Standarten auch die Kriegsflagge einen Lorbeerkranz ſich erringt.

Es war ein feſſelndes, großartiges Bild, das ſich vor unſerem Auge entrollte. Auch das, was ich nachher an Land ſah, klappte alles ſo ausgezeichnet, daß ich ſagen muß, an keinem Manövertage habe ich jemals ein beſſer durchgeführtes Gefecht geſehen, als damals am 8. Juli bei Pangani.

Endlich war für uns der erſehnte Augenblick gekommen: Die Landungsboote, dicht mit Truppen beſetzt, langen längsſeit der Möve an, um von den Pinaſſen ins Schlepptau genommen zu werden.

Wiſſmann, Dr. Bumiller und ich ſaßen im Boote der München und einen Augenblick ſpäter legten ſich die ſchwarzen Bootsleute kräftig in die Riemen. (Riemen nennt der Seemann das, was man im Binnenlande als Ruder bezeichnet, während unter Ruder vom Seemann immer das Steuer verſtanden wird.) Jetzt ging es rüſtig dem Lande zu, während über uns hinweg immer noch die Granaten ſauſten, bis wir dem Strande ſo nahe waren, daß die Möve ihr Feuer einſtellen mußte.

Gespannt blickt man nach dem grünen Uferhang hinüber, die vollgepfropften Boote bieten ja ein ausgezeichnetes Ziel, und die dichtgedrängte Besatzung kann von ihren Gewehren nicht einmal Gebrauch machen, nur in den schleppenden Pinassen stehen die Leute am Revolvergeschütz zum Feuern bereit.

Fast sehnt man sich danach, daß es endlich knallt, damit man weiß, woran man ist, denn solche Spannung ist unbehaglicher als das Feuer selbst. Doch aus den Büschen fällt kein Schuß mehr, dort herrscht Todtenstille.

Jetzt können die tiefergehenden Boote und Pinassen nicht weiter, ohne Besinnen springen Offiziere, Unteroffiziere und Schwarze ins Wasser, heran an's Land heißt die Losung. Lieutenant Johannes und Chef Schmidt sind die ersten und mit ihnen Lieutenant R., mein dicker Freund von der Kwale-Expedition. Das kleine Münchenboot fliegt nur so dahin, rutscht förmlich noch den sandigen Strand hinauf, ein Sprung, hurrah, da sind wir am Land!

In diesem Moment knallt's auch von links her aus den Büschen von Ras Kikokwe, doch das Feuer findet schnell Erwiderung, die kleinen Granaten der Revolvergeschütze fahren in die Büsche hinein und es wird wieder still.

Das Meeresufer war hier überall fein säuberlich abgeputzt, die Kolonnen ordnen sich rasch, während Wissmann mich mit einigen Sudanesen vorsandte, um nachzuschauen, ob nicht der Gegner vielleicht zum Teil nach Süden ausgebogen sei und dann, wenn wir vorgingen, in unserm Rücken stände. Nach kurzem schon kehrte ich zurück, vom Feinde war mir nichts zu Gesicht gekommen, niedergetretenes Gras und Nutzpflanzen hatten jedoch gezeigt, daß derselbe auch von seinem äußersten rechten Flügel sich in der Richtung auf den Fluß zurückgezogen hatte.

Nun ging's im schnellen Tempo, ausgeschwärmte Abteilungen voran, auf die festgesetzten Ziele los. Durch einen muldenartigen, mit Büschen bestandenen Einschnitt zieht unsere Kolonne Nr. 2 flink auf ein Plateau herauf, dort durch Felder und grasbewachsene Flächen gegen den Pangani vordringend. Zunächst läßt sich der

Gegner nicht sehen, doch als wir ein Stückchen weiter sind, da geht's los.

Piff, piff pfeift's uns entgegen, denn dort in den Büschen und leichten Terrainfalten sitzt der Feind, da haben die Granaten der Schiffsgeschütze ihn nicht zu fassen vermocht. Auch aus unserer Schützenlinie knallt's, aber nur nicht lange schießen, „vorwärts" heißt die Parole, immer frisch drauf in die Büsche hinein.

Auch von den beiden Kolonnen links und rechts knallt's jetzt, bald in einzelnen Schüssen, bald rollt anhaltendes Gewehrfeuer.

Doch der offensive Geist läßt das Feuergefecht nirgends lange zum Stehen kommen, überall geht's immer vorwärts und drauf. Der Gegner, der noch genug Raum hinter sich bis zum Panganistrom hat, weicht jedes Mal aus, um dann sofort wieder von neuem sich festzusetzen.

Das dichtbewachsene Land kommt ihm hierbei zu statten, aber die Büsche ermöglichen es auch uns immer weiter vorzubringen, ohne unsere Truppen dem feindlichen Feuer allzusehr preiszugeben.

Wie stark die feindlichen Kräfte waren, das zu erkennen blieb unmöglich; zahlreich sind sie aber jedenfalls gewesen, denn Pangani und Umgegend besitzt eine ungemein starke arabische Bevölkerung, der sich auch von weiterher — selbst von Sansibar aus — alle möglichen, uns feindlichen Elemente angeschlossen hatten.

Trotziger Mut beseelte die Gesellschaft. Die Granaten des Geschwaders hatten sie zwar vom Meeresufer verjagt, aber keineswegs zum Aufgeben des Kampfes veranlaßt.

Waren wir nun nicht im Stande, die entgegenstehenden Kräfte klar zu erkennen, so erging es den Arabern mit uns nicht besser, und sie haben uns jedenfalls für weit stärker gehalten, als es wirklich der Fall war. In erster Linie dankten wir dies dem heftigen Vorwärtsbringen. Ich weiß nicht mehr, wie lange es gedauert hat, bis wir uns plötzlich am Rande des hohen, steil nach dem Pangani abfallenden Bergzuges sahen, wenn die Geschichte auch nicht so schnell vor sich ging, als ich sie jetzt schreibe. Hier an dem schroffen Abhange mußten unsere Kolonnen zunächst halten, denn links und rechts von uns hielt das Gefecht noch an. Während

die Asikari den steil abfallenden Rand besetzten, blieb die Sudanesen-Compagnie geschlossen stehen; um, falls es nötig werden sollte, nach links oder rechts hin einzugreifen.

Das Maximgeschütz war bei dem fortwährenden Vordringen natürlich noch nicht zur Thätigkeit gelangt.

Kurze Zeit erst hatten wir diese Stellung inne, als es plötzlich links neben uns von der Bueni überragenden Höhe nach uns herunter knallte. Das Feuer kam von den feindlichen Abteilungen, die durch Kolonne 3 gegen den Fluß zurückgeworfen waren. Selbstverständlich blieben wir ihnen die Antwort nicht schuldig, mußten jedoch gleich das Feuer einstellen, da die Truppen unserer vorerwähnten Kolonnen bereits dicht an den Gegner heran waren. Jetzt gab dieser auch hier den letzten Widerstand auf und verschwand den Abhang hinab wie durch eine Versenkung.

Wie die Kerls es fertig gekriegt haben, durch die Dornbüsche hindurch, den schroffen Abhang hinabzukommen, das ist mir unerklärlich. Sie müssen unbedingt eine katzenartige Gewandtheit entwickelt haben, und man kann in diesem Falle wohl sagen: Not leert klettern.

Auch bei Ras Muhesa verstummte das Feuer, dort war der Gegner ebenfalls geworfen und mußte wohl oder übel jetzt zwischen uns und dem Flusse hindurch Spießruten laufen.

Richtig, da kamen auch schon die ersten heran; anfangs einzeln, dann in Schwärmen. Noch hatten sie's nicht eilig, sondern immer noch kampfbereit gingen sie zurück, als ihnen aber plötzlich das Feuer unserer Abtheilung ganz überraschend auf den Hals kam, da brach der letzte Trotz und so schnell als möglich ging's auf und davon.

Das von Wissmann in's Auge gefaßte Ziel war vollkommen erreicht, besser als wir alle zu hoffen gewagt: Der Gegner war überall auf den Fluß zurückgedrängt, dann die steile Anhöhe Hals über Kopf herabgeworfen und ihm dort durch unser Feuer sehr übel mitgespielt worden. Anfänglich zäh und nur Schritt für Schritt weichend, hatten Araber und Belutschen schließlich ihr Heil nur noch in wilder Flucht gefunden, solange als möglich durch

Feuer, dann durch nachgesandte Abteilungen flinker schwarzer Soldaten unter Führung von Europäern verfolgt.

Auf dem südlichen Flußufer war alles erledigt. Die Aufmerksamkeit wandte sich somit dem jenseitigen Ufer und Pangani selbst zu. Der Strom ist zwar nicht so breit, daß man nicht ganz bequem hinüber schießen könnte, die Ufer liegen nur 300—500 m von einander. Der Feind konnte sich jedoch von dort aus nicht am Kampfe beteiligen, weil er dabei seine eigenen, zwischen uns und ihm gegen den Fluß gedrängten Mannschaften gefährdet hätte, und wahrscheinlich auch, weil wir für ihn auf dem bewaldeten Höhenrande kaum zu sehen waren, während allerdings auch er, in den Häusern von Pangani verborgen, unsichtbar blieb.

Es trat eine Ruhepause ein, bis plötzlich ein langer, mit niedrigen Palliſaden besetzter Schützengraben entdeckt wurde, der uns eine zeitlang entgangen war, da er einmal ziemlich weit ablag, etwa 700 m von uns, dann aber auch sehr wenig sich von seiner Umgebung abhob und verschiedentlich, besonders nach der See zu, durch Mangrovebüsche versteckt blieb.

Die recht geschickt angelegte Befestigung befand sich zwischen Pangani und der Flußmündung; der Platz war offenbar gewählt, um von hier aus das Einlaufen von Fahrzeugen zu verhindern. München und Max hatten beide den Auftrag, sobald sie bemerkten, daß die Südseite in unserem Besitz sei, den Fluß bis zur Stadt hinauf zu dampfen; jetzt galt es ihnen, wenn irgend möglich, noch rechtzeitig jenen Gegner vom Halse zu schaffen.

Zu diesem Zweck war das Maxim-Geschütz wie geschaffen. Lieutenant Bölau, der es führte, faßte das Ziel in's Auge und begann mit seiner Schnellfeuermaschine zu arbeiten. Er hatte die Entfernung vorzüglich geschätzt, nur kurze Zeit noch, und der Gegner kam aus dem Schützengraben heraus. Wunder nehmen konnte das nicht, denn jener Graben wurde von unserem Platze aus halb in der Längsrichtung gefaßt, der ganze Geschoßhagel schlug mit grauenhafter Präziſion dort ein.

Jetzt, als der Feind sichtbar war, kam auch noch Infanteriefeuer hinzu, an Widerstand war nicht mehr zu denken, in vollster Hast

stürmte die ganze zahlreiche Gesellschaft in die hinter ihr gelegenen Mangrovebüsche hinein.

So beschleunigt die Flucht auch war, eins unterließen die Araber auch dieses Mal nicht: ihre Todten und Verwundeten mit sich zu schleppen. Jene Leute, die selbst keine Gnade üben, vermögen sich gar nicht zu denken, daß der Feind barmherzig sein könnte, deshalb wollen sie ihm keinen der ihrigen überlassen. Wir konnten nicht umhin, der aufopfernden Bravour jener Leute Anerkennung zu zollen, die selbst auf der Flucht noch mitten im Lauf innehielten, ja sogar umdrehten, um Zusammengebrochene trotz des rasenden Feuers mit sich zu nehmen. Die armen Kerls, welche da mitgeschleppt wurden, thaten uns übrigens herzlich leid; es wäre ihnen wohler gewesen, man hätte sie liegen lassen, denn die Art, wie jener Transport stattfand, war gräulich. An einem Fuß oder einer Hand blos wurden die Ärmsten gepackt und von den Fliehenden rücksichtslos auf dem Boden hinter sich hergeschleift.

„Feuer stopfen, die München kommt," heißt es plötzlich.

In der That kommt der kleine Dampfer, vom Max gefolgt, langsam den Strom herauf; bald gehen sie unten an uns vorüber und haben gleich darauf die ersten Häuser von Pangani erreicht. Da geht's wieder los, und aus Fenstern und Thüren der Gebäude heraus, hinter Zäunen und Mauern hervor knallt's auf die Dampfer, die mit ihren Revolvergeschützen kräftig erwidern, während Lieutenant Bölau das Maximgeschütz dorthin richtet. Aufsatz 1000 m und dann sprüht wieder ein verderbenbringender, ununterbrochener Geschoßregen. So hageldicht ist die Geschoßmenge, daß selbst die Deckung, in welcher der Gegner steht, nicht mehr ausreicht, er muß heraus, und binnen kurzem ist auch die ganze Flußseite der Stadt vollkommen gesäubert.

Wissmann zog nunmehr Kolonne 2 und 3 nach dem auf Ras Muhesa gelegenen kleinen Plateau zusammen, während Chef Schmidt, der zum Stationschef für Pangani ausersehen war, mit seinen beiden Sudanesen-Compagnien in Bueni verblieb, bis wohin er, den Gegner vor sich her und an uns vorbeitreibend, vorgedrungen war.

Die Truppen ſollten jetzt eine kurze Raſt halten, bis es vielleicht glückte, eine ausreichende Zahl von Booten zu erlangen, um mit Schmidt's Kolonne über den Fluß zu gehen. Früh am Morgen hatte es ja nicht an Booten gefehlt, der Feind hatte dieſe jedoch überall noch rechtzeitig entfernen und ſo gut verſtecken können, daß es ſehr ſchwer hielt, ſie aufzufinden.

Der Ruhe bedurften die Truppen dringend, ſie hatten tüchtig daran gemußt, und dazu hatten die armen Kerls am vorigen Tage und noch weit mehr während der ganzen Nacht auf den hin und her ſchaukelnden Schiffen ſehr ſchwer durch Seekrankheit gelitten; denn nur wenige Menſchen haben gleich mir das Glück, von jenem Leiden gänzlich verſchont zu bleiben.

Auf Ras Muheſa zeigten ſich überall die Spuren des vorhergegangenen Kampfes. Mehrere Häuſer, die dort geſtanden, waren gänzlich verſchwunden, nur noch einige rauchende Trümmer waren vorhanden. Der Boden war von den Granaten mit langen tiefen Furchen durchzogen, in einem der Schützengräben ſtand einſam ein großes Vorderladegeſchütz, das der Gegner im Stiche laſſen mußte, ja im letzten Momente nicht einmal mehr abgefeuert hatte.

Ras Muheſa bietet einen prächtigen Ausblick, ſowohl nach der See hinaus, wie herab nach dem Strom und hinüber nach Pangani, das es vollſtändig durch Geſchützfeuer zu beherrſchen vermag. Nach der Strom- und Seeſeite zu fallen die Felſen ſenkrecht ab, während ſich der Boden nach dem Lande hin ganz leicht ſenkt, um erſt in ziemlicher Entfernung wieder ſanft anzuſteigen.

Mit einem Blick kann man erkennen, daß dieſer Platz mit der Schlüſſel von Pangani iſt, und gleichzeitig den Flußeingang ſowie eine lange Küſtenſtrecke nach Norden und Süden hin beherrſcht. Ohne Beſinnen hatte Wiſſmann ſich daher entſchloſſen, dieſen Punkt zu befeſtigen, unverzüglich mit der Arbeit zu beginnen und deshalb die Kolonnen 2 und 3 zur Arbeit heranzuziehen, da dieſe doch nicht über den Fluß geſetzt werden konnten und jedenfalls auch das diesſeitige Ufer, obgleich vom Feinde befreit, doch beſetzt bleiben mußte.

Allmählich zogen sich die Truppen zusammen; Wissmann selbst, immer thätig, benutzte die Ruhepause, um mir sofort seinen Gefechtsbericht für das Auswärtige Amt zu dictiren. Wir hatten beide unter einem riesigen Baobab Platz genommen, und während wir hier beschäftigt waren, begann drüben bei den Schiffen neues Leben. Die Geschütze bearbeiteten nunmehr das nördliche Ufer, um der dort bevorstehenden Landung der Matrosen vorzuarbeiten. Daß ein Hauptteil Panganis und seiner Umgebung schon durch uns vom südlichen Ufer aus fein säuberlich vom Feinde reingefegt war, hatte man beim Geschwader nicht wahrnehmen können. Es war durchaus natürlich, daß die Schiffe ihren eigenen Landungstruppen tüchtig vorarbeiteten, indem sie die Kokospalmenhaine, sowie die daran anstoßenden Stadtteile mit Granaten bewarfen. Möglich war es ja immerhin, daß dort außerhalb unserer Gesichtsweite sich noch feindliche Streitkräfte befanden. Der beschossene Teil Panganis war die aus leichten Häusern und Hütten bestehende Vorstadt. Jene Gebäude sind nicht massiv und die Dächer, sogenannte Makutidächer, sind aus Palmblättern hergestellt, kein Wunder, daß die Granaten bald zündeten; doch verschonte die Feuersbrunst glücklicherweise die anderen Stadtteile, deren massiven Häusern die Flammen sich nicht mitteilen konnten.

Unter dem Schutze der Granaten ging das Landungscorps — ich glaube von Kapitän Valette befehligt — gegen das flache Meeresufer vor.

Na, na, wenn das man gut geht, dachten wir unwillkürlich, denn die Boote flogen in der Brandung nur so hin und her, jeden Augenblick konnte das eine oder andere kentern oder an einem der dort flachen Korallenriffe zerschellen und dann war's um die Bemannung geschehen. Seemännische Tüchtigkeit überwand jedoch alle Hindernisse.

Zu derselben Zeit, als die Marine landete, setzte Chef Schmidt in einem kleinen Boote, nur von Dr. Bumiller und einigen wenigen Leuten begleitet, über den Strom und drang in Pangani ein. Vom Feinde war wenig mehr zu sehen, nur vereinzelt feuerte er noch im Zurückgehen auf die waghalsige kleine Abteilung, fast wäre es

aber zu einem verhängnisvollen Mißverständnis an anderer Stelle gekommen. Unsere Leute hatten keine Ahnung von der vorbringenden Marinemannschaft, und diese vermutete noch keine Abteilung der Wissmanntruppe in der Stadt. Als beide Theile, durch Büsche, resp. Gebäude halb verdeckt, einander gewahrten, war jeder von beiden schon drauf und dran, sein Gegenüber für den Feind zu halten und Feuer zu geben. Glücklicherweise ward man durch die beiderseitige besonnene Ruhe noch rechtzeitig den Irrtum gewahr.

Das Feuer der Geschütze schwieg, bald verstummte auch das letzte Gewehrknattern, Pangani war unser, der Feind hatte allerorten das Feld geräumt.

Wissmann selbst war inzwischen mit Admiral Deinhard zusammen nach Pangani gefahren, ich befand mich auf Ras Muhesa, um dort noch einige Befehle auszuführen, abends sollte ich mich dann wieder an Bord der München, die im Strom lag, einfinden. Auf dem Gefechtsfeld hatten die Truppen Biwak bezogen, um sich nun nach gethaner Arbeit durch Ruhe und Nahrung zu stärken.

Für die Europäer war heute Schmalhans Küchenmeister, in der Hauptsache beschränkte sich unsere Nahrung nur auf geröstete Maiskolben, die übrigens ganz und gar nicht übel schmecken. Die Dunkelheit war schon hereingebrochen, als ich mich aufmachen konnte, um unten am Flusse nach einer Fahrgelegenheit zur München hinüber auszuspähen, eine Sudanesenpatrouille diente als Begleitmannschaft. Zu meiner Freude hörte ich's bald darauf schon im Wasser plätschern.

„Boot ahoi!" rief ich.

„Ja wer steckt denn dort?"

Es war Wissmann, der rief, ich nannte meinen Namen.

„Famos, daß Sie da sind, ich habe einige Kälber hier im Boot, die wir bei Pangani fingen. Die armen Kerls auf Ras Muhesa haben nichts zu brocken und zu beißen. Kommen Sie in's Wasser, ich lade die Thiere aus."

„Zu Befehl." In der pechschwarzen Finsternis patschte ich nun in den Fluß hinein, aber hübsch langsam, denn jeden Augenblick konnte der felsige Untergrund aufhören.

„Haben Sie das Kalb?"

„Nein."

„Nicht? Schwerenot, dann ist das Vieh weg."

„Schwerlich, am Ufer stehen drei Sudanesen, die nehmen's dort schon in Empfang."

„Da ist ein zweites."

Bald folgte ein drittes, die Thiere wurden am Land geborgen.

„Nun kommen Sie aber schnell in's Boot, näher heran kann ich nicht wegen der Felsen." Auf dem Wasser hatten wir heute angefangen und im Wasser endigte heute die Thätigkeit.

Leider sollte es aber nicht blos mir so ergehen, sondern weit schlimmer noch den Truppen im Freien.

In der Nacht goß es plötzlich in Strömen vom Himmel herab und so heftig klatschte das Wasser auf Deck, daß wir unten in der Kajüte aufwachten.

„Die armen Kerls," sagte Wissmann, „wenn man ihnen wenigstens einen ordentlichen Cognac geben könnte."

„Ja, Herr Kommandant — dies war die Anrede für unsern Führer — unser Vorrat ist auch ungefähr zu Ende."

„Könnten jetzt doch auch nichts hinschicken."

„Es gießt immer toller und toller, ich will doch mal an Deck sehen."

Auf dem kleinen Treppchen kam mir schon Dr. Bumiller entgegen, triefend vor Nässe, und oben schwamm alles. Das dicke Sonnensegel half gegen solchen Guß nichts, der Regen schlug überall durch.

Die Abteilung auf Ras Muhesa hatte furchtbar zu leiden, besonders die Europäer, die sich, zitternd vor Kälte, zähneklappernd zusammendrängten.

Leute, die jahrelang schon in Ostafrika weilten und manches kennen gelernt hatten, erklärten einstimmig, noch nie eine so gräuliche Nacht durchlebt zu haben, und es war ein Wunder, daß die gründliche Durchweichung trotz des gefahrdrohenden Klimas keinem der Europäer eine Erkältung oder heftiges Fieber eintrug.

7. In Pangani und Tanga.

Am Morgen des 9. Juli beeilten wir uns nach Kräften, so bald wie möglich nach Ras Muheſa zu gelangen. So früh wir aber auch ankamen, war doch dort bereits alles in vollſter Thätigkeit. Chef von Zelewski hatte, dem ihm gewordenen Auftrag gemäß, Umſchau gehalten und unterbreitete Wiſſmann Vorſchläge zur Befeſtigung jenes Punktes. Alles was vorgetragen wurde hatte Hand und Fuß, war einfach und praktiſch zugleich.

Die erſten Vorarbeiten waren durch Zelewski bereits in Angriff genommen und er förderte die weitere Entwickelung der neu entſtehenden Befeſtigung derart, daß ſchon nach wenigen Tagen eine kleine ſturmfreie Umwallung mit den nötigen proviſoriſchen Unterkunftsräumen für die Beſatzung hergeſtellt war.

Während wir uns einen Augenblick niederließen, paſſirte eine Geſchichte, die allgemeine Heiterkeit erregte. Unter den in der Nähe ſtehenden Subaneſen befand ſich ein alter Knabe, der ſchon mehrfach die Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt hatte, er mußte ſicher ſchon ſein fünfzigjähriges Landsknechtjubiläum gefeiert haben.

„Ganz felddienſtfähig," ſagte man, „iſt der alte Burſche kaum noch."

„Er hält aber noch recht gut aus und iſt ungemein eifrig, freilich glaube ich auch, daß er ſchon mehrfacher Großvater ſein könnte."

„Ich will ihn doch einmal fragen, wie alt er iſt."

„Das wird er kaum wiſſen."

„Nun, die Leute kennen doch aber den Begriff Jahr."

„Gewiß, aber ſie rechnen nicht damit. Sie bekommen ſicher eine ganz verkehrte Antwort."

„Wollen's probiren."

Der Schwarze wurde herangewinkt.

„Weißt Du, was ein Jahr iſt?"

„Ja, Herr."

„Nun, wie viel Jahre alt biſt Du?"

Einen Moment überlegte der Alte, dann entgegnete er keck: „4 Jahre.“

Wir mußten laut lachen über die Thorheit des guten Alten, der jedoch nach Negerart schlau sein wollte. Er hatte offenbar bemerkt, daß wir von ihm sprachen, und kalkulirte jedenfalls, als er nach seinem Alter gefragt ward: „Aha, die wollen mich vielleicht bald entlassen, da sie mich für zu alt halten, da muß ich mich für jünger ausgeben. Die Antwort zeigte dies Bestreben deutlich, ebenso aber auch, wie wenig Verständnis viele jener Leute — doch keineswegs alle — für den Begriff des Jahres in Verbindung mit dem Lebensalter besitzen.

So gut dieser Mann sich aus Zweckmäßigkeitsgründen verjüngte, ebenso kommt es auch vor, daß dort sich Leute für älter auszugeben belieben, weil alte Leute vielfach, gleich wie bei uns, für erfahren und deshalb für klüger gelten.

Ein Bekannter von mir hatte einst dem Sultan Mandara von Dschagga (am Kilimandscharo) von dem damals noch regierenden Kaiser Wilhelm I. erzählt, seine Thaten, seine Weisheit gerühmt und hinzugefügt: er ist auch schon neunzig Jahre alt.

Mandara, ein sonst sehr vernünftiger Mann, nickte Beifall, indem er sagte: „Ja, das ist sehr alt, aber ich, ich bin noch älter, ich bin schon zweihundert Jahr.“

Dem guten Mandara kam's also auch, trotz seiner Klugheit, nicht auf eine Hand voll Jahre an, wenn er seine Weisheit andeuten wollte.

Nachdem in Ras Muhesa alles Nötige besorgt war, ging es flugs nach Pangani hinüber. Hier hatte Chef Schmidt ein außerhalb der Stadt gelegenes geräumiges Steinhaus in's Auge gefaßt, welches den Kern der neu anzulegenden und zu befestigenden Station abgeben sollte. Der Platz war sehr sachgemäß und richtig gewählt, Wissmann konnte ihn durchaus billigen und mit dem neuen Stationschef gleich an Ort und Stelle die erforderlichen Abmachungen über die sonst noch nötigen Anordnungen, vor allem auch über die unbedingt notwendigen Neubauten und die damit zusammenhängenden Befestigungsarbeiten besprechen.

Mehrere Stunden waren darüber vergangen und jetzt erst, die Sonne stand hoch am Himmel, vermochten wir der Lösung unserer heutigen Hauptaufgabe näher zu treten: einer Rekognoszirungsfahrt mit der München den Strom hinauf, um das eine oder andere über den Feind in Erfahrung zu bringen. Derselbe hatte sich jedenfalls beim Rückzug, wenn auch nicht an den Strom selbst, so doch in dessen Nähe gehalten, fraglich war aber, ob noch stärkere geschlossene Abteilungen sich zeigen würden.

Als Ziel war Buschiri's Schamba gesteckt. Buschiri war bei Pangani ansässig, hatte dort auch seine neue Laufbahn begonnen und sich, nachdem Pangani ganz in Händen der Aufständischen war, Bagamojo, dem Hauptorte des ganzen Küstengebietes, zugewendet. Die Schamba sollte dicht am Flusse liegen, ein alter Neger war erbötig, sie uns zu zeigen.

Langsam nur konnte die München stromauf dampfen, denn die Wassertiefen waren höchst oberflächlich bekannt. Das Schiffchen geht zwar nur 6 Fuß tief, bislang hatten jedoch stets nur noch flacher gehende Fahrzeuge, kleine Boote und Dhaus, den Pangani befahren, deshalb war Vorsicht geboten. Vor allem mußte man sich die Einwirkung der See zu Nutzen machen. Ebbe und Flut sind in allen Flußläufen bis ziemlich weit von der Küste bemerkbar, indem die Flut in die Mündung eindringt und stromauf das Wasser sich anstauen läßt, so daß es allmählich steigt, um bei Ebbe dafür um so rascher abzufließen.

Etwas oberhalb der Stadt Pangani läuft der Fluß, durch das bergige Gelände eingeengt, in zahlreichen Krümmungen dahin. Der Strom verliert hier seine stattliche Breite, die auf ungefähr 100 Meter, zuweilen selbst weniger, herabsinkt. Vielfach treten die Berge unmittelbar an den Wasserspiegel heran. Ziehen sie sich auch hoch empor, so zeigen sich doch nirgends schroffe Hänge oder gar Felsen wie bei Ras Muhesa und Pangani gegenüber bei Bueni. Bisweilen verflachen sich dann wieder die Ufer, sodaß ein fortwährender Wechsel in der Scenerie vorhanden ist, die zwar nicht großartig, wohl aber recht angenehm genannt werden kann. Die Bewachsung ist überall gut, auch fehlt es ganz und

gar nicht an Kulturland, denn der Anbau ist hier viel ausgedehnter, als bei Bagamojo. Zahlreiche wohlhabende, selbst reiche Araber haben sich angesiedelt, viele von ihnen betreiben sogar den Bau von Zuckerrohr, das sie in ihren Zuckermühlen verarbeiten lassen.

An so mancher hübschen Schamba ging es vorüber, die, sauber und ordentlich gehalten, in tiefster Ruhe dalag. Die Bewohner schienen fern zu sein, sei es, daß sie sich am Kampfe beteiligt hatten, sei es, daß sie, für ihre Person friedfertig, abseits des Getümmels den Gang der Ereignisse abwarteten. Zu letzteren gehörten vor allem die wirklich vornehmen oder reichen Araber, die einesteils ihren Besitz nicht auf's Spiel setzen, andererseits aber mit einem Menschen wie Buschiri nicht gemeinsam handeln, geschweige denn sich ihm unterordnen wollten. Selten nur erblickten wir bei den weiter vom Flusse abliegenden Häusern vereinzelte Eingeborene, die mit scheuer Neugier zu uns herüber lugten. Da dies jedenfalls friedfertige Menschenkinder waren, winkten wir ihnen freundschaftlich zu und ließen auch, wenn in Rufweite befindlich, um sie zu beruhigen, ein: jambo, jambo (guten Tag, guten Tag) erschallen.

In die dichten Uferbüsche wurde scharfer Ausguck gehalten; für alle Fälle saß Lieutenant Bölau am Maxim-Geschütz bereit, und zwei Unteroffiziere standen an den beiden Revolverkanonen, während wir übrigen, Wissmann, Bumiller, ein Verwaltungsbeamter und ich die Büchsen zur Hand hatten.

Bislang war jedoch nichts verdächtiges gefunden, nur eine recht hübsche Dhau hatten wir weiter unten in den Mangroven entdeckt und als gute Beute auf den Strom gebracht. Jedenfalls gehörte dieselbe den Aufständischen, war also, kraft des Kriegsrechts, unser Eigen, anderenfalls konnte der Besitzer sie reclamiren.

So wurde es stets gehalten und nicht selten habe ich friedfertigen Leuten von ihnen reclamirte Sachen zurückgegeben. Die guten Elemente genirten sich daher schon nach kurzer Zeit nicht mehr, ihre Ansprüche geltend zu machen.

Über eine Stunde währte bereits die Fahrt, die allgemach zur Vergnügungstour wurde. Plaudernd und beobachtend standen

wir auf der den besten Ausblick gewährenden Commandobrücke zusammen, während der Dampfer unmittelbar an einer dicht bewachsenen Uferstelle vorbeilief. Da plötzlich nur 30 m von uns ein weißes Wölkchen und s.....t pfeift es haarscharf vorüber.

Unwillkürlich machte ich dem schlechten Schützen, der sich so überraschend hören ließ, eine leichte Verbeugung, und piff, paff knallte es gleich hinterher.

Das war doch zu unverschämt. Mit den Büchsen zu antworten, wo man gar nichts sah, hätte höchstens auf europäische Schießfertigkeit ein schlechtes Licht geworfen, war auch nicht nötig, denn Bölau mit seinem Maxim-Geschütz besorgte schnell alles. Ob er traf, war nicht zu sehen, jedenfalls aber war der Gegner zunächst einmal zufriedengestellt. Ich mußte dabei über den alten Schwarzen, der uns Buschiris Schamba zeigen wollte, lachen.

Er hockte nach Negerart auf der Commandobrücke, und als das Maxim-Geschütz feuerte, blickte er mit urkomischem Entsetzen nach jener Maschine hin, um dann, noch halb erschrocken, halb erfreut auszurufen, indem er nach dem Ding hinzeigte: „Eeeeh! Brrrrrr — baya sana" (sehr schlimm).

Von dieser Stelle ab war es mit der Friedfertigkeit der Ufer zu Ende. Stärkere Abteilungen zeigten sich zwar nirgends, aber bald fielen da, bald dort einige Schüsse auf uns. Mit diesen vereinzelten Schwärmern konnte man sich natürlich nicht einlassen, das war nicht der Mühe wert, wir mußten vorwärts, um das Ziel zu erreichen, so lange das Wasser noch stieg.

Eine ziemliche Strecke hatte die München wieder zurückgelegt, als der grauköpfige Schwarze uns auf eine nicht mehr ferne Schamba aufmerksam machte. Zwischen gut erhaltenen Anpflanzungen lag ein geräumiges Haus, von mehreren anderen Gebäuden umgeben. Wie der Führer wiederholt versicherte, war dies Buschiris Heimstätte, so zu sagen sein Rittergut. Die Besitzung sah gar nicht übel aus, nur etwas menschenleer.

Wo mochte wohl der Herr Besitzer jetzt weilen? Große Sehnsucht nach seinem Besitztum wird er übrigens kaum gehabt haben, hieß es doch allgemein, daß dasselbe arg verschuldet sei.

Die München stoppte, im selben Augenblick fielen auch seitwärts wiederum einige Schüsse, die sich jedoch bald nicht mehr wiederholten, als wir ihnen gebührend geantwortet. Schade, daß wir zum Landen keine Zeit mehr hatten, die München hätte dann aber erst Anker fallen lassen, ein Boot zu Wasser führen müssen und dergl. mehr, das hielt viel zu lange auf.

„Unteroffizier Busch, einige Revolvergranaten in das Dach des Haupthauses!" befahl Wissmann.

Im nächsten Moment jagten die Granaten in das Dach hinein, es der Länge nach durchfahrend, man sah dieselben darin crepiren, doch zündeten sie nicht. Einmal war ja der Feuerstrahl nur klein, und dann waren auch die Makutis durch die nächtlichen Regengüsse zu sehr mit Feuchtigkeit getränkt.

„Feuer stopfen! es ist genug und so vielleicht besser, es kommt nicht darauf an, ob das Nest abbrennt, vielleicht kann man es auch zur Strafe konfisziren," hieß es gleich darauf. — Langsam lief die München noch weiter bis an eine Stelle, auf der das Schiff auf dem hier schmalen Fluß drehen konnte, ohne Gefahr zu laufen, aus dem tiefen Fahrwasser heraus zu kommen.

Auf der Rückfahrt blieben wir ziemlich unbehelligt, nur an einer Stelle gab's etwas Feuer. Diesmal erzielte das Maxim-Geschütz einen guten Erfolg und ekelte den Angreifer, von dem wie gewöhnlich nichts zu sehen war, aus dem Buschwerk heraus. Wahrscheinlich war er dort nur dem Auge entzogen, aber nicht gegen die Geschosse gedeckt. Es wurde den Leutchen deshalb zu warm, eine ganze Abteilung kam aus dem Gestrüpp heraus und eilte den hohen Berghang hinauf. Jetzt schickten wir ihnen aus den Büchsen noch die üblichen Grüße nach. Die Kerls kletterten den steilen Hang so flink hinauf, als ob sie Mitglieder eines Alpenklubs wären, dazu benutzten sie Bäume und kleine Vertiefungen gewandt wie die besten Tirailleure. Jedenfalls fürchteten sie, da der Dampfer einen Augenblick stoppte, daß wir landen und ihnen nachsetzen könnten. Davon war aber gar keine Rede, die Fahrt wurde fortgesetzt und eine Stunde später Pangani erreicht.

Der Ausflug hatte genügt, um festzustellen, daß in der Nähe

des Flusses nirgends mehr stärkere feindliche Kräfte standen, sonst wären selbige sicher durch das verschiedentliche Schießen angelockt worden, um uns den Rückweg zu erschweren.

Vielleicht war der Gegner auch durch die schlechten Erfahrungen des Gefechtstages so demoralisirt, daß er zunächst keine Neigung zu ernsteren Unternehmungen verspürte. Immerhin blieb es aber geraten, mit den Truppen noch bei Pangani und Kas Muhesa zu verweilen, bis für die dort zurückzulassende Garnison die allernötigsten Befestigungen fertig gestellt waren.

Diese Vorsicht durfte nicht aus den Augen gelassen werden, und Wissmann mußte wohl oder übel auf die ursprüngliche Absicht verzichten, auch das noch nördlich gelegene Tanga sofort, im Anschluß an Pangani, in Angriff zu nehmen.

Admiral Deinhard beschloß dagegen nicht länger zu verweilen, sondern nach Tanga zu dampfen. Wenn wir auch lebhaft bedauerten, nicht mitwirken zu können, so tröstete uns doch der Gedanke, daß dort wahrscheinlich nicht viel los sein würde, denn Pangani war der wichtigere Ort.

Hier hatten die Aufständischen deshalb bei weitem ihre Hauptkräfte verwendet. Die Ereignisse von Pangani waren den Tangaleuten sicherlich zu Ohren gekommen — beide Städte liegen blos 45 Kilometer von einander — und benahmen ihnen die Lust, noch heftigen Widerstand zu leisten. Der Lauf der Dinge bestätigte diese Vermutung.

Folgenden Tages hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, den eroberten Platz gründlich in Augenschein zu nehmen. Am Flußufer lagen Unmengen zerschlagener Pulverfäßchen, ebenso standen dort auch noch drei eroberte Trophäen, ziemlich große Geschütze, freilich keine Kruppschen Kanonen, sondern biedere Vorderlader. Während die Vorstädte fast vollständig niedergebrannt waren, erwies sich die Steinstadt als unversehrt, und die Indier saßen hier bereits wieder in den Bazars, alle möglichen Dinge zum Verkauf feilbietend.

Am zukünftigen Stationsgebäude traf ich zu meinem Erstaunen sogar einige Araber an, die gekommen waren, um mit

Wiſſmann reſp. Chef Dr. Schmidt zu verhandeln und ihre eigene, ſowie anderer Leute Rückkehr anzubahnen.

Es waren durchweg vornehme Leute, die ſich auch am Kampfe nicht beteiligt hatten. Beſonders einer derſelben, ich glaube er hieß Said ben Sef (ben bedeutet Sohn), fiel mir durch ſeine reiche Kleidung und ſein ſtattliches Äußere auf. Das edel geſchnittene Geſicht mit ſeinen wohlwollenden und vertrauenerweckenden Zügen erhielt durch den langen, ſilberweißen Bart einen ehrwürdigen Ausdruck; ſelten habe ich einen Araber von ſo ſchöner und anſprechender Erſcheinung geſehen.

Dr. Schmidt hat es ſtets verſtanden, mit dieſen Leuten ſehr gut umzugehen und da auch Wiſſmann, wie ſchon geſagt, in dieſer Kunſt — es iſt in der That eine Kunſt, mit Orientalen richtig umzuſpringen — wohl bewandert iſt, ſo verſtanden ſie es beide, gleich damals Vertrauen zu erwecken und auf dem noch friſchen Kampffeld die erſten Friedenspalmen zu pflanzen.

Wir Münchenleute hatten augenblicklich nichts beſonderes zu thun, und ſo bummelten wir noch etwas vor die Stadt hinaus, um den großen Schützengraben und die Spuren unſeres Feuers mit dem Maxim-Geſchütz anzuſchauen. Die Merkmale der Zerſtörung, welche unſer Geſchoßregen angerichtet, übertrafen die gehegten Erwartungen bei weitem und ließen es ganz begreiflich erſcheinen, daß der Gegner aus ſeiner Deckung herausgefegt worden war.

Auf dem Rückwege trat ein Kreek, welchen die Flut inzwiſchen halb mit Waſſer gefüllt hatte, hindernd in den Weg. Mit Hilfe einiger dienſtbereiter Schwarzer ward das Hinderniß genommen; nur einer der Unſern, ein Herr von bedeutender Größe und dementſprechendem Gewichte, machte etwas ſchlechte Erfahrungen. Unter dieſem ſchweren Reiter konnte der Träger nicht weiter, als das rettende Ufer ſchon winkte.

„Oh, oh," ſtöhnte der Schwarze.

„Oh, oh, mein Sohn, mach' mir keine Geſchichten, heia, heia."

Doch das half nichts, der Neger ſteckte ſchon bis an die Kniee im dunklen, zähen Schlamm. — „Kerl, ich ſage Dir, wenn Du —" weiter kam unſer Freund nicht, denn langſam, aber ſicher ging's

nicht mehr rittlings, sondern rücklings in den Morast hinein. Der Anblick war recht spaßhaft, die Heiterkeit aber wuchs noch, als der Ärmste sich mühsam herausgearbeitet hatte, denn wo war sie hin, die Kleiderpracht des weißen Tropenkostüms! Besonders die Rückseite lieferte einen glänzenden Beweis dafür, daß der glückliche Besitzer im schwarzen Erdteil thätig gewesen war.

Solch kleine Episoden erfrischen den Menschen durch die wohlthätige Anregung der Lachmuskeln. —

Noch zwei Tage mußten wir in Pangani bleiben, dann aber war durch die ununterbrochene angestrengteste Thätigkeit die Befestigungsarbeit so weit gediehen, daß ein etwaiger feindlicher Putsch keine Aussicht auf Erfolg hatte, selbst wenn nur die für den Ort bestimmte Garnison zurückblieb.

Außerdem waren ja auch mit verschiedenen einflußreichen, dort angesessenen Leuten, die der aufständischen Bewegung recht kühl gegenüberstanden, freundschaftliche Beziehungen angeknüpft, durch welche eine schnelle Beruhigung der übrigen Elemente zu erwarten stand. Wissmann ging deshalb mit der München nach Tanga weiter und Chef Krenzler, welchem jene Stadt unterstellt werden sollte, hatte Befehl, am folgenden Tage mit der bezüglichen Garnison dorthin zu folgen, desgleichen auch Chef von Zelewski mit den Expeditionstruppen.

Bereits nach sechsstündiger Fahrt lief die München in die reizende Tangabucht ein. Ich war ganz überrascht über das liebliche Idyll, welches sich vor dem Auge entrollte. Neben hohem landschaftlichen Reiz hat Tanga den Vorzug, einen vorzüglichen Hafen zu besitzen, denn die geräumige Bucht ist für die größten Schiffe zugänglich und bietet einen absolut sicheren Ankerplatz, möge es noch so stürmisch von irgend welcher Seite wehen.

Vorläufig hatte die Marine eine starke Wache an Land geschickt, die am folgenden Tage durch unsere Truppen abgelöst wurde. In Tanga waren nicht nur die Indier ruhig sitzen geblieben, sondern auch die Neger schon großenteils wieder zurückgekehrt. Leider fand sich hier kein Haus, welches als Kern für die neue Station dienen konnte, alles mußte erst geschaffen werden. Nach einigem

Suchen bot ſich ein hierzu vorzüglich geeignetes Plätzchen auf dem ſteilen Uferrand unmittelbar am Hafen. Dieſer Punkt beſaß zugleich den großen Vorteil, daß man die getrennten Stadtteile, welche Araber, Indier und Neger bewohnten, jeden für ſich genau überſehen und beherrſchen konnte.

Ohne Zögern ward der Plan zu der neuen Schöpfung entworfen, alles abgeſteckt, tracirt und mit den neuen Arbeiten begonnen. Hand in Hand hiermit gingen einige Aufräumungsarbeiten, durch welche die nächſte Umgebung geklärt und beſonders, um freies Schußfeld zu gewinnen, ein dichter Buſch beſeitigt wurde. Letztere Arbeit fiel den Sulus zu, die mit ganz überraſchendem Eifer daran gingen.

Leicht war die Sache keineswegs. Machte ſchon das zähe und dornige Unterholz gehörige Mühe, ſo ſtellten vor allem die ſtarken Bäume durch ihr eiſenhartes Holz ganz andere Schwierigkeiten in den Weg, als es bei unſerer heimiſchen Pflanzenwelt der Fall iſt. Die ſcharfen, wuchtigen Hiebe glitten oft an dem harten Holze ab, und nach kurzem bereits wieſen ſämmtliche Äxte tüchtige Scharten auf.

Schade war's um die ſchönen Bäume, aber es half nichts, das Vernichtungswerk war nicht zu umgehen. Der Anblick, den die ſtürzenden Rieſen gewährten, war ungemein ſchön, und die Sulus begrüßten jeden ſolchen Erfolg ihrer Arbeit mit lautem Hurrah.

Leiſe erzittert der Baum bis in die Wipfel hinauf, einen Moment glaubt man, die dichte Decke von zierlichen Schlinggewächſen und ſtarken Lianen, die nach den Nachbarſtämmen hinüberziehen, müßte ihn halten, dann wirkt die wuchtige Schwere des tödtlich Getroffenen, erſt langſam, dann ſchneller und ſchneller neigt er ſich über und reißt in ſeinem praſſelnden Sturz eine ganze Wolke aller möglichen Pflanzen mit ſich zu Boden.

Der dröhnende Schlag rief immer eine kleine Revolution unter den Bewohnern des Buſches hervor, denn wenn dieſer auch nicht groß war, ſo barg er doch eine Menge zum Teil ganz intereſſanter Lebeweſen. Hier ſah ich zum erſten Male eine jener rieſigen, über 4 Fuß langen, den Leguanen zugehörigen Eidechſen, und erſtaunte nicht wenig, als das Thier plötzlich über einen großen

Strauch in hohem Sprunge hinwegsetzte; nimmermehr hätte ich diesem Geschöpf solche Sprungkraft zugetraut. Mehrere allerliebste Nachtaffen flüchteten von Baum zu Baum, bis es den Sulus, denn das war Wasser auf die Mühle jener Naturkinder, gelang, einige der netten Geschöpfe zu fangen, die in der Gefangenschaft bald ganz zutraulich werden.

Tanga gegenüber, mitten in der Bucht, liegt eine üppig bewachsene kleine Insel, welche vielleicht später, wenn jener vorzügliche Hafen sich mehr und mehr entwickelt, von Bedeutung für denselben sein kann. Wissmann untersuchte mit uns damals schon jenen Punkt, doch nahmen wir von der anfänglichen Absicht Abstand, daselbst eine Befestigung anzulegen.

Bei diesem Besuch stießen wir unerwartet auf Trümmerreste eines früheren, wie es schien, ausgedehnten Steinbaues, welcher sehr wohl aus jener Zeit stammen mochte, in der einst die Portugiesen an der heutigen Tages deutschen Küste festen Fuß gefaßt hatten. Genaueres ließ sich jedoch nicht feststellen, denn das Gemäuer war vollständig zerfallen und vom üppigsten Grün überrankt. Aus allen Fugen heraus sprießen Schlingpflanzen und drängen sich Büsche, bis sie durch ihr Wachstum den Stein lockern und schließlich von seinem Platze herabwälzen. Jene Ruine war eine echte Versinnbildlichung der Worte: Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Ja, neues, frisch pulsirendes Leben; denn schweifte der Blick hinüber nach dem lachenden Tanga, dann sah man dort emsig schaffen und bauen; weit hinten am Horizonte aber, da türmten sich die mächtigen Berge Usambara's verheißungsvoll auf. Jungfräulich lag noch das neuerrungene Land vor uns; bald, sagte man sich im Stillen, soll deutscher Fleiß dort tüchtiges schaffen.

Mit Bedauern schied ich nach einigen Tagen von dem herrlichen Fleckchen Erde, nicht ahnend, daß ich später daselbst thätig sein und einige unvergeßlich schöne Monate zubringen sollte.

Die München dampfte gen Süden. In Pangani fanden wir alles in bester Ordnung und frohen Mutes ging die Reise weiter nach Bagamojo.

Wiſſmann unternahm ſchon tags darauf, nur vom Stabsarzt Schmelzkopf begleitet, eine Fahrt nach Dar es Salaam. Zwei Tage ſpäter bereits kehrte die München zurück. Wie gewöhnlich, gingen wir auch dies Mal zum Empfang nach dem Strand hinab, da fiel es uns plötzlich auf, daß die Flagge halbmaſt gehißt war — ein Zeichen der Trauer. Unwillkürlich war unſer aller Gedanke: Wiſſmann; doch ſahen wir ihn bald zu unſerer Freude geſund aus dem Boote an Land ſteigen. Tiefe Trauer ſprach aus ſeinem Geſicht: Stabsarzt Schmelzkopf war todt, er hatte den Tod gefunden in echt kameradſchaftlicher, treuer Aufopferung.

Schwerer Seegang hatte die kleine München gezwungen, im Schutze eines Inſelchens am erſten Abend vor Anker zu gehen. Da letzteres nahe bei Conbutſchi, einem übel beleumundeten Schlupfwinkel von Sklavenhändlern lag, machte ſich Wiſſmann mit zwei Europäern und einigen Schwarzen in dem kleinen Boote der München zur Rekognoszirung auf. Das Boot wurde leider nur allzubald leck, und ſeine Inſaſſen vermochten es nur mit knapper Not an die Inſel zu bringen, auf der ſie eine wenig erbauliche Nacht zubrachten.

An Bord der München beunruhigte ſich inzwiſchen jedermann über das Ausbleiben Wiſſmann's und ſeiner Begleiter. Von Hilfeleiſtung konnte jedoch, zumal in der Nacht, keine Rede ſein, denn die München beſaß kein anderes Boot. Beim Morgengrauen, die Inſel war kaum zu erkennen, beſchloß Stabsarzt Schmelzkopf hinüber zu ſchwimmen, um Gewißheit zu erhalten, und vielleicht als Arzt, denn er fürchtete, daß jemand etwas zugeſtoßen ſei, Hilfe zu bringen.

Vergebens ſträubte ſich der Kapitän, vergebens machte er darauf aufmerkſam, daß die Inſel faſt einen Kilometer ablag, die See noch bewegt war und außerdem ein ſtarker Strom lief.

„Ich muß hinüber, da iſt irgend etwas paſſirt, vielleicht iſt das Boot auch leck. Jetzt heißt es helfen, ich warte nicht länger.“ Damit entkleidete er ſich, band ein Fläſchchen mit Cognak, ein Gläschen Chinin und eine Schachtel mit Nägeln zum Repariren des Bootes um den Hals, dann kühn in's Waſſer hinein und dem

Lande zu. — Bald genug entschwand der brave Schwimmer in dem noch herrschenden Dämmerlichte dem Auge der Zurückbleibenden.

Die Sonne stieg herauf und etwas später sah man das Boot von der Insel abstoßen und sich dem Dampfer nähern.

Wissmann mit seinen Begleitern hatte es notdürftig mit Holzspähnen und von der Kleidung abgerissenen Stücken kalfatert. Während jetzt ein Teil ruderte, schöpften die andern eiligst das eindringende Wasser aus, mit Mühe und Not ward das Schiff erreicht.

„Wo ist der Stabsarzt?" ist die erste Frage des Kapitäns.

„Der Stabsarzt?" sagt Wissmann erstaunt, „der ist doch an Bord."

„Mein Gott, nein, der ließ sich nicht halten, er wollte Ihnen helfen, Herr Kommandant, und schwamm nach der Insel."

Jetzt ging's Anker auf, stundenlang wurde gesucht. Vergebens, keine Spur von dem braven Schmelzkopf; er war verschwunden, verschwunden für immer.

Ob die Kräfte des außerdem durch Fieber mitgenommenen Körpers nicht ausgereicht und ihn die Strömung fortgerissen hatte, ob ihn, ein grauenhafter Gedanke, ein Hay ergriffen, wer kann es sagen?

Es war ein Wagnis, ja ein fast aussichtslos tollkühnes Wagnis, das Schmelzkopf unternommen, aber ein heldenhaftes zugleich. Ja, eine echte Heldenthat, zu der ihn sein Pflichtgefühl als Arzt, seine allzeit herzliche, treue Kameradschaft trieb.

Fürwahr, diese That war ein Akt der höchsten persönlichen Aufopferung, ein glänzendes Beispiel dafür, wie Soldaten zusammenhalten, ein Beweis zugleich auch, welche Anhänglichkeit die Deutschen dort draußen untereinander, und vor allem mit ihrem Führer verband.

Mich selbst ergriff der Trauerfall doppelt, denn ich verlor in dem edlen Todten zugleich einen alten Bekannten vom früheren Regiment. Wie oft hatte ich draußen in Afrika mit ihm von Köln und den Kameraden geplaudert, jetzt war er verstummt für immer.

8. In Sanſibar.

Mehrere Monate ſchon weilte ich in Oſtafrika und immer hatte ſich noch keine Gelegenheit geboten, den Ort kennen zu lernen, der ſeit Menſchengedenken für die ganze dortige Küſte von ausſchlaggebender Bedeutung war: Sanſibar.

Nachdem jetzt der erſte Teil von Wiſſmann's umfangreicher Aufgabe gelöſt und das weite Gebiet vom Rufidſchi bis zum Umba hinauf, wenigſtens an der See, alſo die Hälfte der ganzen von Deutſchland beanſpruchten Küſte, dem Gegner entriſſen war, erwies es ſich als unumgänglich nötig, den Sitz des Reichskommiſſariats in jene oſtafrikaniſche Metropole zu verlegen.

Hier liefen alle Fäden zuſammen, denn hier wurzelte das Arabertum, mit dem in erſter Linie zu rechnen war. In Sanſibar reſidirte der Sultan, dort wohnten die Vertreter der verſchiedenen Mächte, und vor allem war von dort aus durch Telegraph die direkte Verbindung mit der Heimat ermöglicht.

Dieſes Sanſibar mit ſeinem hochentwickelten Handel bildete gewiſſermaßen einen Hauptſtützpunkt unſerer Operationsbaſis. Es war dies um ſo eigentümlicher, als jener Ort nicht allein uns nicht gehörte, ſondern ſogar die dortigen einflußreichſten Kreiſe uns, zwar nicht offen, dafür aber um ſo mehr im Stillen, feindſelig geſinnt waren. Jeder von beiden Teilen wußte dies und war darum — doppelt höflich. An jenem Orte mußte Wiſſmann ſozuſagen als afrikaniſcher Diplomat thätig ſein, gleichzeitig aber auch den Fortgang der Dinge an der Küſte betreiben.

Zunächſt war in den militäriſchen Operationen eine Ruhepauſe eingetreten, bei der aber ganz und gar nicht die Hände in den Schoß gelegt werden konnten. Die kleinen Expeditionen, welche hin und wieder, beſonders bei Bagamojo, noch vorkamen, wollten zwar nicht viel ſagen, wohl aber war es ein tüchtiges Stück Arbeit, das eroberte Terrain durch ſachgemäße Einrichtung der Stationen ſicherzuſtellen. Dies war die Hauptaufgabe der Stationschefs, während unſer Stab nach Sanſibar überſiedelte.

Mit Spannung sah ich dem Orte entgegen. Der erste Anblick ist, besonders wenn man von See kommt, durchaus ansprechend.

Im Hafen — denn die Rhede von Sansibar ist so sicher und gut, daß sie füglich einem ausgezeichneten Hafen gleicht — herrscht reges Leben.

Deutsche, englische, französische, oft auch noch andere Kriegsschiffe liegen vor Anker, nicht weit von ihnen ruhen nach langer Fahrt Handels- oder Postdampfer, hin und wieder auch Segelschiffe verschiedener Nationen, unter denen die unsrige eine ganz hervorragende Stelle einnimmt.

Boote schießen durch die klare, leicht bewegte Flut, Dhaus kommen und gehen mit geschwelltem Segel und verleihen dem Bilde reges Leben. Am Strande hin zieht sich in langer Reihe ein Meer von Steinhäusern, aus denen eine ganze Zahl auffallend stattlicher Bauten hervorragt. Vor allem der Sultanpalast mit dem sich ihm anschließenden Haremgebäude zieht den Blick auf sich, der gleich darauf von dort an einem Vertreter abendländischer Kultur hinaufschweift, dem stattlichen Leuchtturm. Von dem Dache so manchen Hauses weht eine Flagge, verkündend, daß hier der Vertreter einer europäischen Macht wohnt. Manches dieser Gebäude, besonders das deutsche Konsulat und noch mehr das englische General-Konsulat, sieht ungemein einladend und freundlich aus.

Einförmig erscheint nur das kolossale, im schmucklosesten Kasernenstyl erbaute Zollhaus, dessen Dimensionen sofort erkennen lassen, daß hier ein reger, hochentwickelter Handel herrscht.

Nur eins vermißt der Neuangekommene, unwillkürlich fragt er sich: Wo geht's denn aber in die Stadt hinein, ich sehe ja gar keine Straße.

Ja, wir sind eben in einer echt orientalischen Stadt, in der, nach europäischen Anschauungen, so mancherlei fehlt, das wir mit Recht als schön und praktisch ansehen. Wer aber nur Augen, Ohren und Verständnis dafür hat, den Menschen in seinem Thun und Treiben zu beobachten, der wird für solche Mängel durch manche Wahrnehmung entschädigt, die vielleicht nicht immer schön, aber darum nicht minder interessant ist.

Die kleine München hat den Anker fallen lassen, bald saß ich mit meinen Siebensachen im Boot, in wenigen Augenblicken war der Strand erreicht. Das Boot rutscht noch ein ganzes Stückchen auf dem weichen Ufersand hinauf, und im nächsten Moment schon fahren ein Dutzend schwarze Gesellen mit ihren Armen nach den Gepäckstücken.

„Wollt ihr wohl weg, sonst" — und damit hebt man den Kiboko, jenen aus Flußpferdhaut gefertigten Spazierstock, der auf die zudringlichen Gesellen einen eigenen, ihnen aber wohlbekannten Zauber ausübt. Die Gemüter beruhigen sich, und man kann sich jetzt eine Anzahl dienstwilliger Geister aussuchen.

„Najua we Wissmannhaus?" (Kennt ihr das Wissmannhaus?)

„Ndio Bana." (Jawohl, Herr.)

„Na denn los."

Eigentlich war jene Frage überflüssig, denn das Wissmannhaus, so hieß allgemein das Gebäude, in dem der Sitz des Reichs-Commissariats war, kannte in Sansibar jedes Kind.

Die Straße, welche man einschlägt, Mnasi moja (1 Kokospalme) genannt, ist natürlich von der bekannten Schmalheit, allein die Gebäude selbst und das Leben verraten sofort, daß man sich in einer großen, verkehrreichen Stadt befindet, zählt doch Sansibar 80—100,000 Bewohner.

Zum ersten Male erblickte ich hier Hamalis, d. h. Lastträger, welche keuchend, oft übermäßig schwere Lasten schleppen. Die armen Kerls, zum großen Teil Sultanssclaven, haben kein beneidenswertes Loos und dennoch sind sie immer unverdrossen. Für vier Pesa (etwa 10 Pfennig) per Kopf schleppen sie die schwerste Last wer weiß wohin, bei ihnen war ein Trinkgeld wirklich am rechten Ort.

Ungleich besser als diesen geplagten Hamalis ergeht es den Führern zahlreicher Ochsenkarren. Gemütlich thront der Schwarze auf dem zweirädrigen Karren, während die Stiere in ruhigem Schritt oder schwerfälligem Trabe einhergehen. Der Europäer weicht dem Schwarzen sonst niemals aus, denn er ist für letzteren ein überlegenes Wesen, nur vor solchen Fuhrwerken drückt man sich bescheiden an die eine oder andere Hauswand.

Nach kurzer Wanderung leuchteten mir europäische Firmenschilder entgegen. „Zum Anker" steht auf dem einen und wenn diese Inschrift nicht schon genügte, so würde ein flüchtiger Blick durch die breiten offenen Fenster und die Thür hindurch Aufschluß geben, denn da drinnen sitzen deutsche Matrosen bei einem Glase Bier. Dem Vergnügungslokal gegenüber liegt der beste Gasthof der Stadt, das „Criterion Hotel", wie uns eine Aufschrift belehrt. Großartig sieht jenes Bauwerk freilich nicht aus, im Gegenteil. Der einzige, aber immerhin fragwürdige Vorteil ist die Lage an einem freien Platz, der weniger hübsch als orginell ist. Unlängst muß hier ein Haus gestanden haben, dessen allmählicher Verfall dann jenen freien Raum entstehen ließ, welcher den Charakter eines Miniaturgebirges trägt.

Im Wissmannhaus war die Unterkunft fast ebenso einfach wie drüben in Bagamojo, denn wenn das Gebäude auch ziemlich viel Räume enthielt, so waren dieselben doch fast sämmtlich durch unsere Büreaus in Anspruch genommen, in denen sich eine fast krampfhafte Thätigkeit entfaltete.

Die Arbeit, welche hier bewältigt werden mußte, war weit, weit größer, als unsere Landsleute daheim es sich beim Lesen der kurzen Zeitungsartikel über unsere afrikanische Thätigkeit denken mochten.

Die Truppe selbst, ihre fortwährende Ergänzung, die Neuschöpfungen auf den verschiedenen Stationen, die Instandhaltung, Fahrten und Transporte unserer Dampfer und dergl. mehr machten einem den Kopf ordentlich warm. Das böseste Stück Arbeit aber war die Verwaltung. In Geldsachen hört bekanntlich die Gemütlichkeit auf, wenn man aber draußen in Afrika Krieg führt, alles erst selbst schaffen und schulen muß, dann ist eine genaue Rechnungslegung eine bitterböse Sache. Niemals habe ich den kaufmännischen Beirat Herrn Wolff und Chef Frhr. von Eberstein, der jenem Ressort vorstand, um diesen verantwortungsvollen und noch dazu langweiligen Posten beneidet.

In den Tropen ist Büreauarbeit ungemein beschwerlich, wir haben uns derselben aber gründlich gewidmet. Als Beweis dafür

möchte ich des Dr. Bumiller gedenken, welcher, obgleich damals sehr viel an Fieber leidend, doch oft noch um 12, ja selbst 1 Uhr nachts am Schreibtisch saß. Dabei war er trotzdem immer guter Dinge, heiter und lustig im Umgang. Was habe ich oft lachen müssen, wenn er mir, wir bewohnten ein Zimmer, seine lustigen Streiche erzählte. Er war ein flotter Corpsstudent gewesen, der eine Klinge geschlagen, wie kaum ein anderer. Mit irdischen Gütern überreich gesegnet, hätte er ein bequemes Leben führen können. Das war aber nichts für seinen Feuerkopf, mächtig zog ihn das Leben dort draußen an und Wissmann hatte eine vorzügliche Aquisition an ihm gemacht, er ist einer der prächtigsten Charaktere, die ich jemals kennen gelernt.

Was uns allen jedoch die Arbeit erleichterte, das war Wissmanns Wesen. Viele Fragen liebte er nicht, vor allem forderte er von jedem seiner Untergebenen selbständiges Handeln; daß dabei die einzelnen Ressorts Hand in Hand gingen, war selbstverständlich und Sache der ihnen vorstehenden Chefs. Kleinere Versehen rügte Wissmann stets nur in mildester Form und damit war für ihn die Sache erledigt, er vergaß nie, daß der Mensch sich irren kann. Nur eins duldete und verzieh er nicht: Schlaffheit und Mangel an Entschluß.

Ich selbst hatte in Sansibar damals schon und noch mehr später ein gutes Loos gezogen, denn größtenteils hatte ich bei meinem Dortsein mit Eingeborenen und Arabern zu thun. Die wichtigen Fragen hatte sich, wie in allen Ressorts, so auch hier, Wissmann selbst vorbehalten, nebenher liefen aber doch tausenderlei Fragen, Bitten oder Klagen, deren Erledigung zwar oft eine Heidengeduld erheischte, durch die ich aber zugleich einen wertvollen Einblick in das Leben, Denken und Fühlen jener Leute erhielt.

Die wenigen freien Stunden verbrachte ich stets mit ausgedehnten Fußtouren durch Stadt und Land, die mich für die Beschäftigung im Zimmer entschädigten. Zunächst natürlich ward die Stadt selber in Augenschein genommen. Die Mnasi moja ist allerdings die Hauptstraße, aber trotzdem spielt sich in ihr nicht das charakteristische Volks- und Geschäftsleben ab. Deshalb tauchte ich gleich beim ersten Spaziergang in das Labyrinth der übrigen Straßen ein.

Welch buntes Gewühl herrscht dort, was wird da alles in den offenen Läden und Bazars feilgeboten! Für uns Europäer sorgen in erster Linie Goanesen, also indisch-portugiesische Mischlinge. Wie in Köln eine Menge Menschen Schmitz und in Hannover Meier heißen, so heißen in Sansibar die meisten Goanesen Souza oder Silva. In ihren Läden findet man alles was man bedarf, vom schwedischen Streichholz und der Stecknadel bis zur elegantesten Petroleumlampe und Nähmaschine hinauf. Einträchtig thront neben dem praktischen Tropenhut der geschmacklose Cylinder, und wer Lust hat, kann sich für Haus und Leib vollständig equipiren, der gewandte Zuschneider liefert ihm selbst einen Anzug nach europäischem Schnitt.

Nur ein paar Schritte weiter, da stand ich auch schon mitten zwischen rein indischen Sachen. Schön gestickte seidene Decken, feine Silber- und Elfenbeinarbeiten erregen die Kauflust, während nebenan ein anderer Laden verführerisch winkt, denn in ihm liegen alle möglichen Dinge aus dem afrikanischen Kontinent aufgespeichert: Speere, Bogen, Pfeile, Schilde, Schwerter und Hausgeräthe der verschiedensten Stämme, Felle, Straußenfedern, Rhinoceros- und Antilopenhörner und dergl. mehr. So groß die Neigung auch war, vorläufig vermied ich das Kaufen, man muß es sozusagen erst lernen, denn jene Ladeninhaber sind die geriebensten Händler der Welt, denen selbst die bezopften Söhne des Reiches der Mitte kaum überlegen sein dürften.

Etwas weiterhin grüßen zur Abwechselung wieder Gasthofschilder, unter ihnen ein „Hotel zur Stadt Leipzig" und unweit von da winkt eine deutsche Bierkneipe. Langsam weiterschlendernd hatte ich diese wenigen Zeugen europäischer Kultur bald hinter mir und betrat den ausgedehnten Stadtteil, in welchem sich lediglich der Handel mit Eingeborenen abspielt.

Die offenen Bazars sind mit allen möglichen Dingen angefüllt, zahlreiche Käufer drängen sich, die Waaren musternd, feilschend und schwatzend in den krummen und engen, etwa 1½ Meter breiten Straßen. Die Sauberkeit der Straßen läßt natürlich alles zu wünschen übrig, niemand kümmert sich um die Reinigung,

Gemüseabfälle, Fruchtschalen und dergl. bedecken den Boden. Vom Himmel herab brennt die Sonne unbarmherzig auf dieses fortwährend von Füßen gequetschte Gemengsel herab, kein Wunder, daß mir die Luft nicht eben angenehm erschien. Dennoch aber vermag ich nicht denjenigen beizustimmen, welche immer gleich von allen möglichen Düften etwas verspüren wollen, und wo ich auch den Orient kennen gelernt habe — in der Türkei, Klein-Asien, Palästina, Ägypten und Ost-Afrika — überall schien es mir, als ob die Schilderungen, die ich vorher gelesen oder gehört, in dieser Beziehung etwas übertrieben seien. Nur wo im Bazar getrockneter Hayfisch feilgeboten wurde, beschleunigte ich meine Schritte, denn jenes Zeug riecht ganz infam. Daheim habe ich aber ähnliches gefunden und jedesmal gedachte ich an solchen Stellen des alten, heiligen Köln, dort lagen sich in der Marcellenstraße zwei Käsehandlungen wie Scylla und Charybdis gegenüber.

Kreuz und quer lief ich durch das Gewirr der Straßen, die Zeit verging wie im Fluge und ich wunderte mich selbst, als ich mich plötzlich an der See, nahe dem Sultanspalast wieder fand. Architektonisch schön kann letzterer zwar nicht genannt werden, dennoch aber ist sein Eindruck nicht unangenehm. Äußerlich gleicht er einem riesigen Würfel mit Fenstern, diese Einförmigkeit wird jedoch entsprechend gemildert durch die hohen und wenigstens 5 bis 6 Meter breiten Veranden, welche jedes Stockwerk umgeben.

An dem hohen Hauptportale steht ein Doppelposten, während sich weiter im Hintergrund die übrige Wachmannschaft und zahlreiche Diener herumtreiben. Der Sultan, damals noch Said Khalifa, bewohnt jedoch weniger den Palast, als ein kleineres an diesen anstoßendes Haus, an welches sich der Harem anschließt. Auf dem freien Platz vor der Wohnung seiner Hoheit — so wird er offiziell genannt — stehen eine Anzahl Geschütze der mannigfachsten Systeme, zumeist Geschenke europäischer Fürsten. Zum großen Teil sind diese Geschütze reich gearbeitet, aber Vorderlader, und darum sehen der Sultan wie seine Araber in ihnen nur schöne Schaustücke, keine Waffen.

Einige Tage später hatte ich Gelegenheit, auf demselben Platze

ein sonderbares Schauspiel zu genießen. An jedem Diuma — es ist dies der arabische Sonntag, der mit unserm Freitag zusammen fällt — versammeln sich nämlich daselbst die Wiroboto, um durch eine Art Kriegstanz dem Sultan ihre Ergebenheit zu bezeugen. Diese Leute sind Irreguläre und der Abstammung nach Belutschen. Der Name Kiroboto (Wiroboto ist die Pluralform) ist eigentlich ein Spitzname, er bedeutet nichts anderes als „Floh" und muß auf die hohen beim Tanze üblichen Sprünge zurückgeführt werden.

Diese Wiroboto sind richtige Galgenstricke. Die ganze, zahlreiche Gesellschaft ist von muhamedanischem Fanatismus und heimtückischem Wesen erfüllt, allerdings blitzt aus den dunklen Augen auch zweifelloser Schneid.

Als der Sultan scheinbar den Aufstand an der Küste zu dämpfen versuchte, entsandte er schlauerweise solche Schaaren, die drüben bei Pangani, mit ihren famosen Hinterladern und zahlreicher Munition, selbstverständlich mit Sang und Klang zum Gegner, d. h. zu unseren Feinden übergingen. Gerade diese Elemente waren es gewesen, die uns im Gefechte gegenüberstanden. Jetzt sah ich die Leutchen auf neutralem Gebiete, und hier waren sie wenigstens äußerlich ziemlich zahm, wenn sie auch im Herzensgrunde gegen jeden Ungläubigen Haß und Verachtung hegten.

An jenem Sonntage, an dem ich morgens zum ersten Mal die Stadt durchwanderte, sollte ich nachmittags auch noch einen kleinen Blick in eine arabische Häuslichkeit thun.

Mit einem Bekannten saß ich, eine Cigarre rauchend, gemütlich am Fenster meines mehrere Treppen hoch gelegenen Zimmers, als zufällig der Blick nach dem etwas tiefer gelegenen platten Dache unseres Nachbarn, eines reichen Arabers, hinüberschweifte, und da gewahrte ich zu meinem Erstaunen drei arabische Damen.

Plaudernd und lachend saßen sie bei einander, während einige Sclavinnen beschäftigt waren, das glänzend schwarze Haar ihrer Herrinnen zu ordnen. Die trennende Entfernung war nur gering, aber bislang hatten sie uns noch nicht bemerkt, und wir waren gespannt, was die Haremsschönen bei unserem Anblick wohl thun

würden. Endlich dreht die eine den Kopf und — es ist unerhört — läuft nicht weg, erschrickt nicht einmal, nein sie lacht sogar, sagt den Gefährtinnen etwas und alle drei drehen sich uns zu.

Na, Kinder, wenn's Euch nicht stört, uns ist es auch nicht unangenehm. Erst lacht man sich an, dann nickt man sich zu und endlich beginnt die Unterhaltung mit einem munteren „jambo bibi" (guten Tag, gnädige Frau oder Fräulein).

„Jambo Bana, jambo sana" (guten Tag, Herr, sehr guten Tag) schallt's zurück.

Von den drei Grazien war die eine recht jung, eigentlich ein arabischer Backfisch, eine andere mochte 20 Jahre zählen. Die hellen hübschgeformten Gesichter und das lange, schwarze Haar zeigten sofort, daß es reines arabisches Vollblut war. Auch die dritte Dame konnte sich desselben Vorzugs rühmen. Das bequeme Haremsleben hatte jedoch ihre Schönheit beeinträchtigt, ihre Formen überschritten das Maß des plastisch Schönen, auch das Gesicht war etwas zu voll.

„Ihr seid sehr hübsch," riefen wir ihnen zu, „besonders Du," hieß es weiter und jede bezog es auf sich. Geschmeichelt blieben uns die Schönen die Antwort nicht schuldig. „Bibi," hieß es lachend, „kommt doch zu uns, wir haben schöne Sachen," und damit zeigten wir ihnen ein Filigran-Armband.

„Nein, das geht nicht, kommt doch zu uns."

„Nein, das können wir nicht."

„Doch, wir sind allein, der Herr ist auf der Schamba draußen."

Wir nahmen uns natürlich schwer in Acht, der Verlockung zu folgen. Wenn das Abenteuer auch zunächst gut ablaufen konnte, es wäre doch ruchbar geworden und dann war der Teufel los.

Araber verstehen in allem, was ihren Harem anbelangt, keinen Spaß, und wäre uns auch selbst nichts passirt, so hätte ein derartiger Vorfall doch jedenfalls unsere Sache gewaltig geschädigt, vertrug sich zudem nicht mit dem Vorsatz, die Anschauungen sämmtlicher Landeseinwohner, wo es irgend anging, zu schonen.

Somit begnügten wir uns, die weitere Toilette der Damen zu beobachten, und diese sahen unsere Neugier wohl als eine Art

fallen dabei die ausgedehnten, sauber gehaltenen Nelkenplantagen in die Augen. Diese Anpflanzungen bilden den Hauptreichtum der Inseln Pemba und Sansibar, und so reich ist der Ertrag, daß allein der Ausfuhrzoll für Gewürznelken jährlich mehrere Millionen Mark abwirft.

Zwischen Gärten, Feldern und Pflanzungen liegen zahlreiche Landhäuser, deren ebenso freundliches wie stattliches Aussehen von der Wohlhabenheit der Besitzer zeugt. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Schambas ist Privatbesitz des Sultans, dem ich auf meinen Spaziergängen oft genug begegnete.

Rollt derselbe auch schnell in seiner Equipage dahin, so versäumt er es doch nie, den Gruß des Europäers in zuvorkommender Weise zu erwidern. Malerisch war jederzeit die Eskorte, welche den Herrscher von Sansibar umgab, eines aber fehlte ihr absolut: jegliche Ordnung.

Wirr durcheinander, vor, hinter und neben dem Wagen, wie es gerade kam, sprengten die Begleiter dahin. In der Reitkunst schienen sie keine Meister zu sein, und die Pferde selbst, zum Teil wirklich schöne, edle Thiere, ebenso wie Sattelzeug und dergl. zeigten leider einen recht erheblichen Mangel an sauberer Pflege.

Ohne sonderlichen Zwischenfall waren mehrere Wochen verstrichen, da endlich sollte Mitte August in das gleichförmige Alltagsleben wieder eine kleine Abwechslung kommen: das Beiramfest.

Selten habe ich ein so buntbewegtes Leben und Treiben gesehen, als in jenen Tagen. Alt und Jung, Arm und Reich, alles tummelte sich draußen herum.

Das Hauptleben entfaltete sich vor den Thoren, hier herrschte so rechter Festjubel. Araber, Indier, Neger, Männer und Weiber, alles wimmelte durcheinander, sich mit den verschiedensten Spielen und Kurzweil ergötzend. Unwillkürlich wurde ich an den Kölner Carneval erinnert, wozu besonders wohl die bunte Mannigfaltigkeit beitragen mochte. Die hellen, meist auch bunten Gewänder paßten sehr gut zu den dunklen Gesichtern.

Der Schwarze im europäischen Kleide sieht sonderbar aus, er paßt nicht hinein, ganz anders nimmt er sich in seinem orien-

talischen Kostüm aus. Der rothe Fez auf dem Kopfe, das lange, bis auf die Füße herabreichende, tadellos weiße Hemd steht ihm wirklich ausgezeichnet. Die Haltung der Leute ist sicher und gewandt, mit seltenen Ausnahmen fehlt es den Leuten nicht an einem gewissen natürlichen Anstand, den man leider bei unseren unteren Volksschichten, besonders heutzutage, so oft vermißt.

Fast noch mehr, als von den Männern, gilt dies von den Frauen und Mädchen. So gräulich ich sie in europäischen Röcken und Taillen finde, so adrett erschienen sie mir in dem in Sansibar üblichen Kostüm. Ein großes, buntgeblümtes Tuch ist um die Brust geschlungen und reicht gleich einem faltenreichen Rock bis zu den Knöcheln herab, während ein anderes ähnliches Tuch in geschickter Weise über die Schultern geworfen wird, so daß nur ein Arm frei bleibt.

Der Gang der Frauen ist meist langsam, die Bewegungen keineswegs ungraziös und die Haltung kerzengerade. Zum Teil rührt dies daher, daß jede, auch die kleinste Last, auf dem Kopfe getragen wird. Von dem großen, gefüllten Wasserkrug herab bis zur einfachen Orange, alles wird mit Vorliebe auf den Kopf gelegt und dort mit erstaunlicher Sicherheit balancirt.

Leider ist der Neger in Sansibar nicht mehr so bescheiden und anspruchslos, wie seine Landsleute an der Küste. Er hat vielmehr, nicht zum wenigsten durch die Schuld der Europäer, manche Untugend angenommen und vor allem tritt oft die Neigung zum Betteln hervor.

Immerhin aber betrug sich die Bevölkerung ganz manierlich, so daß ein jeder von uns sich ungestört in dem Volksgewühl bewegen und an dem bunten Treiben zu ergötzen vermochte. Auch in den Straßen der Stadt fehlte es nicht an feiernden Menschenkindern, die oft in kleinen Zügen singend und schreiend die Gassen durchzogen, um hin und wieder der Festtagsstimmung durch Freudenschüsse Ausdruck zu geben.

Nach drei Tagen legte sich der Festjubel, alles lenkte in die gewohnten Alltagsbahnen wieder ein. Nur eine gewisse Erregung zitterte noch leise fort, die in dem Gerüchte gipfelte, Araber und

Belutschen, besonders die Wiroboto, gingen damit um, einen Putsch zu versuchen, welcher sich gegen die Europäer richten, und uns speciell die Hälse kosten sollte.

Vorläufig waren diese Erzählungen, wie gesagt, nur Gerüchte, an denen es in Afrika niemals fehlt, ohne daß man in der Lage wäre, den Ursprung zu erkennen oder Wahrheit und Dichtung von einander zu sondern. Meist sind es Übertreibungen irgend eines Vorganges, und wenn man daher in unserem Falle auch kein zu großes Gewicht auf das, was man hörte, legen durfte, so blieb es doch immerhin geraten, die Vorsicht nicht gänzlich aus den Augen zu lassen.

Auffällig war es jedenfalls, daß die Wiroboto und andere Belutschen sich mehr als sonst und zwar gut bewaffnet in der Stadt umhertrieben, und auch in ihrem ganzen Auftreten etwas Herausforderndes zeigten.

Kurzum, schließlich wurde sogar der Tag oder vielmehr die Nacht für eine Sansibar-Vesper genau bezeichnet, und zwar nannte man die Zeit vom 17. zum 18. August, dem dort üblichen Neujahrstage.

Die Zahl der Europäer war in Sansibar nicht groß, wir sahen jedoch sämmtlich den Dingen, die da vielleicht kommen konnten, mit großer Gemütsruhe entgegen. Ja, nach dem Geschmack vieler von uns entbehrte die ganze Lage nicht eines gewissen Reizes, nur sehr wenige haben vielleicht doch etwas wie Beklemmung empfunden, der sie aber keine Worte verliehen.

Am peinlichsten fühlte sich wohl der Sultan berührt. Einmal hatte er Grund, eine ihm feindliche Richtung zu vermuten und dann fühlte er sich so zu sagen auch als verantwortlicher Redacteur. Deßhalb that er sein Bestes, d. h. er bot allabendlich sein reguläres Militär auf. Eine stärkere Abtheilung bewachte den Palast, andere bezogen Wachen in den Hauptstraßen und der Rest blieb in der festen Kaserne in Bereitschaft.

Ob von dieser Truppe im Ernstfalle viel zu erwarten war, lasse ich dahingestellt, ich für mein Theil hielt von den Sultanssoldaten herzlich wenig. Der Führer General Matthews, ein

Engländer, war ja ein prächtiger Mensch, der gewiß das Beste wollte und auch that, aber trotzdem würde die Truppe im Feuer schwerlich eine andere als traurige Berühmtheit erlangt haben. Die äußerliche Erscheinung der Leute war nicht übel, die Bewaffnung bestand aus Hinterladern, Offiziere — durchweg Eingeborene — sowie Mannschaften waren in dunkelblaue Uniformen von europäischem Schnitt gekleidet. Beim Marsch durch die Straßen, von der Kaserne zum Palast und zurück zeigten auch die Sektionen gute Ordnung und die braven Vaterlandsverteidiger hielten leidlich Tritt, um so mehr, als dieser durch die Musik eines goanesischen Hoboisten-Korps, sowie durch eine zweite Musiktruppe von Negern unterstützt wurde. Die Goanesen spielten leidlich und gaben jeden Mittwoch sogar in einem der Sultans-Gärten uns Europäern ein Frei-Konzert. Die schwarzen Musikanten bearbeiteten dagegen fast nur Pauke und Becken und ersetzten alles sonst Fehlende durch die Macht der Töne, welche sie jenen Instrumenten entlockten. Wenn die Sultanssoldaten, von solcher Musik angefeuert, durch die Straßen der Residenz marschirten, fühlten sie sich offenbar ganz gewaltig, ich hätte sie aber nicht sehen mögen, wenn sie von irgend einem Feinde angefeuert worden wären.

Um solchen Ereignissen gewachsen zu sein, dazu fehlte jede Ausbildung; weder Schießübungen noch Gefechtsexerziren habe ich jemals bemerkt.

Die Wiroboto waren dem regulären Militär weit überlegen und Kerls, die im Buschkrieg oder Straßenkampf sicherlich ihren Mann stellten.

Um nötigenfalls scharf durchgreifen zu können, war jedoch noch eine andere Maßregel getroffen und dicht bei der Stadt lag eine stattliche Zahl von Kriegsschiffen vor Anker. Neben dem deutschen und englischen Geschwader wehte hier auch die französische, italienische und amerikanische Flagge.

Die Anwesenheit solcher Fahrzeuge übte unbedingt einen besänftigenden Einfluß aus und für den Fall, daß sich trotzdem muhamedanischer Fanatismus zu unbedachten Schritten hinreißen ließ, konnte man auf ein scharfes Eingreifen rechnen. Die

Schiffsgeschütze hätten freilich keine große Verwendung finden können, denn ihre Granaten schädigten dann die eigenen Schützlinge mit, wohl aber wäre die Landung von Matrosen erfolgt, ein Ereigniß, das den lieben kampfesluſtigen Blaujacken ſicher großes Vergnügen bereitet hätte.

Bis das geſchehen konnte, mußten jedoch die Europäer am Lande ſich ſelbſt ihrer Haut wehren. Wenn wir untereinander von ſolchem Falle ſprachen, bedauerten wir Deutſchen jedesmal, daß auch die fremden Kriegsſchiffe da lagen, unſer eigenes Geſchwader hätte ſchon genügt und dann hätten wir doch im Anſchluß an ein ſolches Ereigniß gleich einen tüchtigen Schritt vorwärts thun können; daß dabei die eigenen Hälſe etwas mehr Gefahr liefen, war ja richtig, doch gar zu groß wäre dieſe Gefahr nicht geweſen. Ein paar entſchloſſene Männer konnten ſich immerhin ſtundenlang in den oberen Stockwerken der feſten Steinhäuſer behaupten. Die Angreifer mußten hier wohl oder übel zur Treppe herauf, und hat man da erſt ein paar über den Haufen geſchoſſen, ſo hat von den übrigen keiner ſonderliche Luſt, der nächſte zu ſein.

So kam der arabiſche Sylveſterabend heran. Das Einzige, was wir thaten, war, daß wir uns ſpät abends nicht mehr auf der Straße zeigten und die Hausthüre rechtzeitig und feſt verſchloſſen. Ich wohnte damals im Hauſe allein, die Kameraden und auch Wiſſmann hatten ſchon ſeit einigen Tagen nach Bagamojo hinüber gemußt, und ſo ſetzte ich mich denn, meiner alten Gewohnheit folgend, mit einer — Cigarre bewaffnet auf's platte Dach.

Ich verbrachte die Abende dort gar zu gern. Vom Hafen herüber weht eine leichte Briſe, ab und zu vernimmt man das Rauſchen der Meereswogen, wenn ſie leicht brandend an's Ufer ſchlagen. Von der Straße herauf tönt Stimmengemurmel und aus etwas weiterer Ferne ſchlägt der Schall der Goma (großen Trommel) an's Ohr, nach der die Neger die halbe, oft ſelbſt die ganze Nacht zu tanzen lieben.

Auch jener Abend war wunderſchön; ich konnte mich gar nicht losreißen, denn das heiße Schlafzimmer lockte nur wenig. Da plötzlich glänzte es hell auf, ein blendender Lichtſchein huſchte über

Häuser und Palmen dahin: es war electrisches Licht, mit dem die deutschen und englischen Kriegsschiffe die Stadt abpatrouillirten.

In dieser Beleuchtung hatte ich Sansibar freilich noch nie gesehen. Lange Zeit erfreute ich mich an dem reizvollen Anblick, dankbar gegen die unbotmäßigen Bevölkerungselemente, denn ohne sie hätte ich nie ein solches Schauspiel zu sehen bekommen.

Möglich, daß auch diese, den Leuten neue, überraschende Erscheinung einen günstigen Einfluß ausübte, jedenfalls verlief die Nacht ruhig. In den folgenden Tagen, nachdem die vorher durch Beiram- und Neujahrsfest erhitzten Gemüther sich abgekühlt hatten, war alles bald wieder im früheren, ruhigen Geleise.

Nur bei uns herrschte jetzt noch regere Thätigkeit, es begann für unsere Truppe ein neuer Abschnitt.

Wissmann hatte die Überzeugung erlangt, daß die Küstenregion, soweit sie in jenem Jahre von uns in Besitz zu nehmen war, sich fest in unserer Hand befand, und deshalb that er jetzt einen Schritt weiter, einen Schritt in's Innere hinein.

Die Bedeutung der Küstenpunkte beruht ja, zunächst wenigstens, vorwiegend auf dem dort mündenden Karawanenhandel. Derselbe reicht bis in das Herz Afrika's hinein, er ist schon Jahrhunderte alt und stets in denselben Bahnen dahingeflossen. Die uns feindselige Bewegung hatte natürlich einen lähmenden Einfluß ausgeübt. Zumal die größte, bei Bagamojo und Sadani mündende Karawanenstraße, die nach Tabora führt und sich dort nach den verschiedensten Richtungen abzweigt, war geradezu gesperrt und Buschiri machte sich tiefer im Innern jetzt an derselben zu schaffen.

Er hatte dort die Station Mpapua überfallen und zerstört, Lieutenant Giese, damals im Dienst der ostafrikanischen Gesellschaft, war mit knapper Not nach der Küste entkommen und litt derart an den Folgen der überstandenen Strapazen, daß er gezwungen war, in die Heimat zurückzukehren. Mpapua, 320—350 Kilometer von der Küste entfernt, ist die wichtigste Etappe auf dem Wege nach Tabora hinauf, die Karawanen können diesen Ort nicht gut umgehen. Mpapua beherrscht die schöne, zukunftreiche Landschaft Usagara, sichert zugleich auch die nachdrückliche Einwirkung

auf die kriegslustigen Stämme der Wahéhe und die räuberischen Wagogo.

Wissmann entschloß sich daher, dorthin vorzudringen, Mpapua fest in unsere Hand zu bringen, und auf dem ganzen Wege die einflußreichen Häuptlinge für uns zu gewinnen.

Dazu bedurfte es natürlich einer starken Expedition und die Vorarbeiten für dieselbe nahmen die Kräfte gehörig in Anspruch. Gar zu gern hätte ich den Marsch mitgemacht, allein mir war ein anderer Posten zugedacht.

Wissmann mußte zum wenigsten zwei Monate von der Küste fern bleiben, während dieser Zeit sollte der älteste Chef, der energische, thatendurstige Frhr. v. Gravenreuth, ihn als Reichskommissar vertreten und dessen bisherige Stellung eines Stationschefs von Bagamojo sollte auf mich übergehen. Nicht ohne Bedauern verzichtete ich darauf, etwas tiefer nach dem Innern eindringen zu können. Es war dies einer meiner alten Lieblingswünsche, der Soldat kann sich jedoch seine Kommandos nicht immer wählen, und schließlich muß ich gestehen, daß ich sehr zufrieden sein konnte, denn Bagamojo war unser Hauptort, und die Zeit, die ich dort bald verleben sollte, war eine für mich hochinteressante.

Ohne Bedauern sagte ich Sansibar lebewohl, dort traf ich schon zuviel europäisches Wesen; an der Küste, da war's noch ursprünglich, da saß man noch an unverfälschter Quelle echt afrikanischen Lebens, frisch und wohlgemut schnürte ich mein Bündel zur Reise dorthin.

---

9. Als Stationschef in Bagamojo.

Mein liebes, liebes Bagamojo, wie freue ich mich, Dich wiederzusehen, hätte ich ausrufen mögen, als ich den Fuß dort wieder an Land setzte.

Es ist ja richtig, Sansibar bot in Bezug auf materielles Leben mehr, dort konnte man gut essen und trinken, dort vermochte

man auch sich allen möglichen Komfort zu verschaffen, man hatte das Gefühl, der heimatlichen Kultur näher zu sein. Das alles aber hatte mich nicht an den Ort gekettet, Bagamojo dagegen, das grüßte mich wie ein alter, liebgewordener Freund.

Schleunigst ging's nach dem Stationsgebäude hinauf, um mich bei Wissmann zu melden und um von Gravenreuth die Station zu übernehmen. Die Meldung war ja eine recht einfache Sache, die Übernahme aber — ja, da war ich doch etwas sanguinisch und in europäischen Friedensideen befangen gewesen.

Bagamojo war damals wieder ein afrikanisches Kriegslager, in welchem sich zunächst alles um die nach Mpapua bestimmte Expedition drehte. Es war natürlich, daß diese jetzt allem andern vorging. Die Magazine mit ihrem gesammten Inhalt standen deshalb den Führern des Expeditionskorps zur Verfügung und auch das Personal der Station mußte eifrig mithelfen.

„Vorläufig," sagte mir Gravenreuth, „können Sie jetzt nichts thun, erst wenn das Expeditionskorps abmarschirt ist, vermögen Sie Ihr etwaiges Programm in's Werk zu setzen. Mir ist's gerade so ergangen." Ich konnte ihm nur beistimmen, anders zu handeln wäre thöricht gewesen. Ordnung ist ja sehr schön, allein man muß dadurch nicht zum Pedanten werden, der blos des lieben Schemas wegen anderen Leuten Schwierigkeiten bereitet.

Somit beschloß ich denn, mich zunächst nur im Ort und dessen nächster Umgebung umzuschauen. Im Orte selbst sah es nun freilich noch ebenso aus wie früher, d. h. die gut erhaltenen Gebäude waren in Kasernen verwandelt, im übrigen aber lag und stand alles noch so, wie die zerstörenden Gewalten der kriegerischen Ereignisse es gestaltet hatten. Auf diesem Felde hatte mein Vorgänger nichts zu thun vermocht.

Außerhalb der Stadt zeigte sich ein wesentlicher Fortschritt. Hier hatte Chef von Zelewski mit den Truppen rüstig gearbeitet und um den ganzen Ort herum einen breiten freien Raum geschaffen, in dessen Mitte ein kräftiger Stacheldrahtzaun hergestellt war, der als Umwallung gelten konnte. Diese Umwallung lief in langen geraden Linien dahin, wo einzelne feste Stützpunkte

lagen, von denen aus man den ganzen Drahtzaun der Länge nach mit Geschützen und Gewehren bestreichen und auch das Vorgelände unter Feuer nehmen konnte.

Da, wo die Umwallung an das Meeresufer stieß, lagen die stärksten Befestigungen: im Süden der Stadt die Station und im Norden die sogenannte Sulukaserne. Zwischen der Stadt und der Umwallung waren auch schon die ersten Anfänge zum Abstecken neuer Straßen gemacht, und zwischen Stadt und Meer sogar schon eine breite Straße entstanden, die vorwiegend von Fischern bewohnt und deshalb von uns Fischerstraße genannt wurde.

Somit war nach dieser Richtung hin eine Grundlage gegeben, auf der ich weiter arbeiten konnte, um das früher so blühende Bagamojo neu entwickeln zu helfen. Chef von Zelewski hatte jedenfalls abermals sein organisatorisches Talent, seinen regen Eifer bewährt, und seine Leistungen waren um so höher anzuschlagen, wenn man bedachte, daß füglich doch die ihm unterstellten Truppen des Expeditionskorps seine Hauptkraft absorbirten. Wer draußen an Ort und Stelle gesehen hat, mit wie geringen Mitteln und unter wie schwierigen Verhältnissen zu arbeiten war, der kann so recht beurteilen, wie hoch jene Leistungen zu veranschlagen waren.

Der bisherige Stationschef von Gravenreuth war nicht dazu gekommen, sich eingehend mit der Stadt zu befassen, sein Feld der Thätigkeit hatte vielmehr außerhalb derselben gelegen. Es hatten sich damals immer noch feindliche Trupps gezeigt, unter denen Gravenreuth kräftig aufräumte, so daß nunmehr die Umgegend als beruhigt gelten konnte. Hauptsächlich hatten ihn seine Expeditionen an den Kinganifluß geführt. Letzterer ist, besonders im unteren Laufe, seiner Uferbeschaffenheit wegen sehr schwer passirbar und bildet für militärische Operationen ein großes Hindernis, desgleichen auch für den Handel, denn sämmtliche aus dem Innern nach Bagamojo resp. umgekehrt ziehenden Karawanen müssen jenen Strom überschreiten.

Eine Brücke ist natürlich noch nie vorhanden gewesen, an zwei Stellen hatte sich blos eine recht primitive Fähre befunden, welche dann in den kriegerischen Zeitläuften verschwand. Die wich-

tigste von beiden, die sogenannte Mtoni-Fähre — hier überschreitet die große Karawanenstraße den Fluß — hatte Gravenreuth wieder neu eingerichtet, und zwar diente als Fähre ein zerlegbares Stahlboot, dessen Transport von Bagamojo ab keine geringe Mühe verursacht hatte. Jene Mtoni-Fähre war einer der wichtigsten Punkte für uns und deshalb befestigt und mit einer kleinen Besatzung versehen worden.

Zunächst mußte ich mich natürlich überall umschauen, und nachdem ich die Stadt in Augenschein genommen, wandte ich mich dem Kingani zu.

Von einem Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Herrn Richter und einigen Askaris begleitet, trabte ich eines Morgens seelenvergnügt dem Flusse zu. Anfangs zieht sich der Weg zwischen Dornhecken und Schamba's hin, bis er dicht hinter diesen einen langgestreckten, glücklicherweise jedoch schmalen Sumpf erreicht, der im weiten Bogen fast ganz Bagamojo umzieht. Einzelne Stellen zeigen durch das klare Wasser, daß fester Untergrund vorhanden ist und hier kann man jederzeit sicher durchreiten oder gehen. Unangenehmer ist ein zweiter Sumpf, welcher in der heißen Jahreszeit zwar ziemlich austrocknet, nach stärkeren Regengüssen dagegen zu einem Moraste wird, der ein recht lästiges Hindernis bildet. Der Reiter thut am besten, sein Tier dann ruhig gehen zu lassen, es versteht es besser als er, die festeren Stellen zu finden.

Das flotte Tempo unserer Pferde brachte uns schon nach 1½ Stunde auf den letzten Höhenzug vor dem Kingani hinauf, von dem man einen prächtigen Ausblick auf das weite, hier vollkommen flache Flußthal genießt. In der Regenzeit verwandelt sich diese ausgedehnte Ebene oft in einen ununterbrochenen See, jetzt aber lag die ganze Fläche trocken vor uns. Hohes Gras bildet die einzige Bewachsung; dieses Gras bietet jedoch seiner harten Beschaffenheit wegen keinerlei Nutzen. Mitten durch das Gras hindurch zieht sich in gewundener Linie ein schmaler Waldsaum, der den Flußlauf deutlich bezeichnet, während weit jenseits desselben sich halbverschwommene Höhenzüge am Horizonte abheben.

Der schwarze Boden, auf dem der Ritt fortgeht, ist von der sengenden Sonne ausgeglüht, steinhart und von Rissen durchzogen, dazu läuft hier der Weg in noch kürzeren Biegungen, als dies sonst der Fall ist. Dieser Marsch war recht einförmig, bis endlich am Waldsaume ein Gebäude mit der deutschen Flagge sichtbar ward: der befestigte Mtoni-Posten.

Lieutenant Sulzer, der dort kommandirte, kam uns hocherfreut ob des Besuches entgegen. Es war ihm eine angenehme Abwechslung, obgleich er sich im Übrigen dort keineswegs langweilte, denn der Platz war ganz nach seinem Sinne. Das Leben am Fluß ermöglichte ihm vor allem, in den Freistunden seiner Jagdpassion die Zügel schießen zu lassen. Fehlen dort auch Antilopen, so ist doch Flugwild mannigfachster Art in Hülle und Fülle vorhanden. Der Fluß selbst ist von zahlreichen Flußpferden bewohnt und wimmelt auch leider von Krokodilen. Als eigentliches Wild kann man letztere freilich nicht bezeichnen, die Jagd auf dieselben hat jedoch immerhin Reiz und dazu ist das Abschießen der Bestien ein durchaus verdienstliches Werk, denn das Krokodil ist das einzige Geschöpf, welchem jedermann möglichst aus dem Wege geht.

Auf dem Lande hat die Begegnung mit demselben freilich nichts auf sich, im Wasser dagegen ist das gefräßige Viehzeug von ganz unglaublicher Dreistigkeit. Unbemerkt naht es sich in der trüben Fluth seiner Beute, reißt sie blitzschnell unter die Oberfläche und schwimmt damit auf und davon. An Rettung ist in solchem Falle nicht zu denken, kein Wunder also, daß es ein höchst unbehagliches Gefühl ist, in tiefem Wasser watend oder schwimmend Flußläufe zu passiren, die mit derartigen Bewohnern gesegnet sind.

Der Kingani mit seinem Thierleben konnte somit für einige Zeit schon ausreichen, um für einen jagdlustigen, jungen Offizier in das sonst einförmige Leben genügende Abwechslung zu bringen. An Beschäftigung fehlte es übrigens auch so wie so nicht, und Lieutenant Sulzer hatte den Mtoni-Posten gut gefördert und zu einem für afrikanische Verhältnisse recht netten Werke ausgebaut. Die Befestigung war in Form eines Rechteckes ausgeführt und ringsum durch einen starken Stacheldrahtzaun geschützt, vor welchem

an der Außenseite ein Spitzgraben hinlief, dessen mit zahlreichen, förmlich in dem hart gewordenen Erdreich eingemauerten Glasscherben versehene Böschungen ein recht ansehnliches Hinderniß bildeten. Nach der Innenseite zog sich hinter dem Zaun an drei Seiten eine starke, aus Erde aufgeführte Mauer hin, welche der Besetzung ausreichenden Schutz gegen Gewehrfeuer bot. An diese Mauer anschließend hatten Sudanesen und Suahelis aus Schilf, Makuti's und Boritis — so nennt man Stangen aus Mangroveholz von der Stärke einer Wagendeichsel bis zu einem mäßigen Balken — sich Hütten errichtet.

In der Mitte des Platzes lag ein geräumiger offener Schuppen zur Unterbringung von etwaigen Gütern und Vieh. Die Seite nach dem Fluß zu war durch das Hauptgebäude geschlossen, welches in zwei Stockwerken aus Boritis, Brettern, doppeltem Wellblech und dazwischen gestampfter Erde hergestellt war. Im unteren Stock wohnten zwei Unteroffiziere, im ersten Lieutenant Sulzer. Hier stand auch noch ein Nordenfieldgeschütz, welches Se. Majestät der Schutztruppe geschenkt, und das hier beim Flußübergang sehr gut am Platze war. Rings um das kleine Fort herum war freies Schußfeld und die Entfernungen genau bekannt, so daß ein etwaiger Gegner recht schlechte Erfahrungen gemacht hätte.

Ich muß gestehen, daß ich von allem, was ich bei der Inspizirung sah, recht befriedigt war. Das Einzige, was mir nicht gefiel, ließ sich aber bei den gegebenen Mitteln nicht ändern: Das Hauptgebäude war allzu luftig.

„Nehmen Sie sich in Acht, Sulzer, Sie holen sich hier am Kingani noch ein tüchtiges Fieber."

„Nein, nein, Herr Chef, 's ist gar nicht so schlimm, wenigstens nicht jetzt in der trockenen Jahreszeit."

„Ganz richtig, aber Ihr Schloß ist allzu offen."

„Das ist ja gerade schön, man genießt immer eine frische Brise und leidet nachts nicht unter dieser blödsinnigen Hitze. Habe ich mich nicht ganz nett eingerichtet, wie?"

Es sah in der That nicht übel aus, wenigstens nach unserem Geschmack. Von Möbeln waren allerdings nur ein Tisch und

drei verschiedene zum Sitzen und Liegen eingerichtete Stühle vorhanden, während alle Privateffekten in den ungemein praktischen Eisenblechkoffern aufbewahrt waren. An einem der Pfeiler hing eine kleine Sammlung von Jagdgewehren, für deren guten Gebrauch noch ein frisch geschossener Adler Zeugniß ablegte.

In einer Ecke stand das einfache Küchen- und Tischgerät, daneben eine Getränkekiste und eine Anzahl von Konservebüchsen.

„Herr Chef, das sind meine Schmerzenskinder," fuhr Sulzer fort, „lauter Ochsenzungen und Hummer. Ich aß' das Zeug recht gern, mag es jetzt aber gar nicht mehr sehen, den Unteroffizieren geht es ebenso. Schicken Sie uns bitte etwas anderes."

„Gewiß, sehr gern. Etwas Vieh, Erbswurst, Gemüse u. drgl.; wie geht's denn mit den Getränken?"

„Ausgezeichnet! Das ist immer der Glanzpunkt hier draußen."

Inzwischen war die Mittagszeit herangekommen, bald saßen wir bei einem frugalen Mahle, aber es schmeckte köstlich, schmeckte mir tausend Mal besser hier in dieser ursprünglichen Umgebung als die bestzubereiteten Speisen drüben in dem langweiligen Sansibar.

„Siesta wird heute nicht gehalten, zum Dessert gehen wir etwas auf Jagd," schlug der eine vor und freudig stimmten wir anderen bei. Die Sonne stand zwar noch im Zenith, doch gegen ihre Strahlen gewährte der Tropenhelm ausreichenden Schutz, nur Lieutenant Sulzer erschien in einem leichten Mützchen, wie es daheim mancher Gutsbesitzer trägt, wenn er einen Gang durch Ställe und Scheunen unternimmt.

„Sulzer, Sie sind fabelhaft leichtsinnig, mißachten Sie hier die Sonne nicht."

„Ach, die thut mir nichts, ich gehe bei kleinen Ausflügen immer so."

Sie haben ihm aber doch etwas gethan, die Sonnenstrahlen, und die frische Brise im Kinganithal, und ein Vierteljahr später bereits mußte er seiner schwer geschädigten Gesundheit wegen nach der nordischen Heimat zurück.

Man soll die Einflüsse des tropischen Klimas und die sengenden Sonnenstrahlen, die ganz anders wirken, als selbst im

heißesten Sommer bei uns, nicht unterschätzen und eine gewisse Vorsicht nie aus den Augen lassen. Wer das aber thut, der kann sich dann auch etwas zumuthen. Ich für meine Person war stets sehr mäßig im Trinken und ebenso trug ich stets wollenes Unterzeug. Ich gebe zu, daß beides für viele etwas lästig ist, doch bei festem Willen läßt es sich durchführen. Manch liebe Nacht habe ich im Freien gelegen, habe mich selbst vielfach in der gefürchteten Mittagssonne und den berüchtigten Mangrovesümpfen sammelnd und jagend herumgetrieben, und doch hat mir in den anderthalb Jahren nichts gefehlt, Malaria wie andere Leiden blieben mir fern. Freilich danke ich dies zum Teil wohl meinem Körper, denn zweifellos ist der eine dem Tropenklima mehr gewachsen als der andere, daneben spricht aber ein richtiges Verhalten ein gewichtiges Wort mit. Bei wem aber diese Dinge zusammentreffen, der braucht in den Tropen keinerlei Strapazen zu scheuen.

Bald trug uns das Stahlboot über den Fluß hinüber, denn unser Streifzug galt dem jenseitigen Ufer. Gemächlich wanderten wir hier durch das hohe Schilf und zwischen den Bäumen und Büschen dahin, wo die Vegetation es zuließ, uns immer dicht an das Wasser haltend.

Anfänglich wollte sich gar nichts zeigen, obgleich wir uns mäuschenstill, wie Indianer auf dem Kriegspfade, fortschlichen.

„Jetzt kommt eine ausgezeichnete Stelle," flüsterte Sulzer, und gleich darauf sahen wir, selbst durch Büsche verdeckt, etwa 50 Meter vor uns eine ausgedehnte Sandbank, auf der kreuz und quer zahlreiche Krokodilspuren liefen. Lautlos wurde Halt gemacht, und richtig, schon nach kurzem Warten kam etwas aus dem sumpfigen Uferland auf die Bank heraus: das erste Krokodil.

Es war ein prächtiges Exemplar, welches ganz gemächlich dem Wasser zuschritt. Im nächsten Moment schon wurde es durch einen scharfen Büchsenknall gestört und noch durch eine andere Kleinigkeit, denn der Schuß saß vorzüglich. Das Ungeheuer bäumte sich hoch auf, dann schnellte es mit einem mächtigen Satz in den Fluß hinein, um auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden.

Diese leidige Angewohnheit, im Wasser unterzugehen, teilen

Krokodile wie Flußpferde mit zahlreichen anderen Wasserbewohnern und man geht hiedurch fast stets der im Wasser oder dicht daneben geschossenen Beute verlustig, da letztere erst nach 6—8 Stunden, beim Fortschreiten des Auflösungsprozesses, wieder an die Oberfläche kommt. So lange zu warten hat man natürlich meist weder Lust noch Zeit, auch ist das Auffinden nicht leicht, denn der Strom führt die Thiere mit sich fort.

„Vorsicht," rief uns Sulzer beim Weitergehen zu, „ich habe hier in der Nähe einige Fallgruben angelegt." Die Mahnung war ganz angebracht, denn wie wir uns bald überzeugten, waren diese Gruben so natürlich zugedeckt, daß sie kaum zu bemerken waren, trotzdem aber blieben sie allezeit leer, ein Zeichen dafür, wie scharf die Sinne jener Thiere, wie groß ihre Vorsicht ist.

Wir empfanden dies auch damals sehr zu unserem Ärger, denn trotz allen Umherstreifens und Wartens bekamen wir nur einige Krokodile zu Schuß, welche langsam auf dem Strome dahintrieben. Die heißen Mittagsstunden waren allerdings auch für einen Pürschgang und zum Anstand die allerungünstigste Zeit; den Abend zu erwarten war jedoch leider unmöglich, und die sinkende Sonne sah uns bereits wieder dicht vor Bagamojo.

Der folgende Tag brachte mir eine freudige Überraschung, denn ganz unvermutet erreichte mich die Nachricht: Eine große Karawane nähere sich dem Kingani.

Was das sagen wollte, vermag nur der zu ermessen, der damals dort draußen war, der selbst gesehen hatte, wie der ganze Handel infolge des Aufstandes daniederlag. Dieses Ereignis mußte neues Leben herbeibringen, wunderbar erschien es mir nur, wie jene Leute es fertig gebracht hatten, sich trotz Buschiris, der ja im Innern noch sein Unwesen trieb, ihren Weg zu bahnen. Die Leute mußten unbedingt auch weit, sehr weit herkommen, aus einem Lande, in das vor ihrem Abmarsch noch keine genauere Kunde von den Vorgängen an der Küste gedrungen war.

Sehr bald ergaben denn auch die Erkundigungen, daß es Wasukuma seien, vom Südufer des Victoria Nyanza. Die Leute, hieß es weiter, wären sehr zahlreich und hätten mit Teilen von

Buſchiris Anhängern gefochten. Von anderer Seite wieder wurde gemeldet, jene Kämpfe ſeien erlogen, die Waſukuma befänden ſich ſogar im geheimen Einverſtändnis mit dem Führer der Aufſtändiſchen. Nun, das mußte ſich ja bald zeigen, jedenfalls konnten wir der Sache ruhig entgegenſehen. Zunächſt handelte es ſich darum, der Karawane bei ihrem Eintreffen einen Lagerplatz anzuweiſen. Ich mußte hierbei darauf Rückſicht nehmen, die Stadt freizuhalten und zugleich die Ankömmlinge überwachen zu können. So wählte ich denn einen Platz außerhalb unſerer Umwallung, aber dicht bei der Station, den ich von hier aus mit mehreren Geſchützen vollſtändig beherrſchte.

Weitere Vorbereitungen waren nicht nötig, denn den Leuten iſt es am liebſten, wenn man ihnen möglichſte Freiheit läßt, und das konnte gerade damals, wo Ort und Umgebung noch menſchenleer waren, im vollſten Maße geſchehen, ohne irgend jemandes Intereſſe zu ſchädigen. Nur in der Stadt wurde noch ein leeres Haus bezeichnet, in welchem die Karawane ihr jedenfalls mitgebrachtes Elfenbein aufſtapeln und ſelbſt überwachen konnte, denn darauf wird von den Eingebornen ſtets großes Gewicht gelegt.

Vor allem erhielt auch der Mtoni-Poſten eine Verſtärkung, nicht ſowohl zu ſeiner Sicherheit, als vielmehr zur Bedienung des Fährbootes, das jedenfalls im höchſten Maße in Anſpruch genommen wurde. Leider feſſelte mich der Dienſt an Bagamojo, ſonſt wäre ich am liebſten ſelbſt nach dem Kingani hinausgeritten, um dem intereſſanten Flußübergang zuzuſchauen, denn wie uns gemeldet wurde, zählte die Karawane nach Tauſenden und führte eine erſtaunlich große Viehheerde mit ſich. Bei einer ſolchen Zahl war es kein Wunder, daß ein und ein halber Tag hingingen, ehe der Uferwechſel vollzogen war. Das Vieh, wenigſtens Kühe und Stiere, mußten übrigens den Fluß durchſchwimmen und bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich ſo recht die Frechheit der Krokodile.

Obgleich ſchon vielfach gejagt, und trotz des ungewohnten Lärmens und Treibens, riſſen ſie, ungeachtet aller Gegenmaßregeln, ſechs Stück Vieh mit ſich in's Waſſer hinab. Es waren dies durchweg kräftige Stiere, allein ein einziger, blitzſchneller Ruck der

gefräßigen Bestien genügte, um ihr Opfer unter der Oberfläche verschwinden zu lassen, dann fortzuschleppen und an einem abseits gelegenen Platze zu verzehren.

Ich hatte den Wasukuma schon mitteilen lassen, daß Freudenschüsse verboten seien und so vollzog sich der Einzug in aller Ruhe. Einige unserer Soldaten gingen der Spitze voran und zeigten den Lagerplatz für die Ankömmlinge, die in schier unabsehbarer Reihe mit ihrem Elfenbein und Viehreichtum Einzug hielten.

Weiber und Kinder erschienen in ganz verschwindend kleiner Zahl, man erblickte fast nur ausgewachsene Männer und junge Burschen, insgesammt nicht weniger denn 3500.

Die mitgebrachte Elfenbeinmenge war nicht zu groß — etwa 400 — zum Teil allerdings recht schöne und stattliche Zähne. Später bekam ich ganz andere Elfenbeinmengen zu sehen und darunter auch Zähne von über einem Centner Gewicht. Der größte Elephantenzahn, den ich in Bagamojo erblickte, hatte eine Länge von 2,80 Meter, also reichlich anderthalb Manneshöhe.

Den Hauptreichtum meiner neuen Schützlinge bildete ihr Vieh. Nein, in meinem Leben habe ich nie eine solche Heerde beisammen gesehen, zählte sie doch 2500 Häupter Rindvieh, ebenso viel Schafe und Ziegen, sowie 50—60 kräftige Esel. Wir alle, auch Wissmann, als er einige Tage später eintraf, erstaunten darüber. Wohl war uns bekannt, daß Usukuma ein viehreiches Weideland ist, doch hatten wir einen solchen Export durch eine einzige Karawane nicht für möglich gehalten. Alle Tiere zeigten ein vorzügliches Aussehen, der Futterzustand war trotz des langen Marsches tadellos und ein sprechender Beweis dafür, daß auf der ganzen Strecke Wasser und Pflanzen in Fülle vorhanden sein mußten.

Ein derartiger Transport zeigt deutlicher als alle möglichen Schilderungen, daß das Land dort draußen doch nicht so dürftig ist, als mancher Kritiker daheim behauptet, der das tropische Afrika niemals gesehen, und seine Weisheit, noch dazu ohne Wahl, wer weiß welchen Schriften entlehnt. Wie oft habe ich nicht die Redensart zu hören bekommen: „Aber Afrika ist doch recht trocken.“ Nun denen, die solche Ansichten hegen, oder oft absichtlich in tenden-

ziöser Weise zu verbreiten suchen, denen möchte ich jedesmal nur einen Teil des Wassers auf den Pelz wünschen, das ich draußen oft sehr gegen meinen Willen kennen gelernt. Ich glaube, die Betreffenden würden bald nicht mehr vom dürren Afrika — ich meine hier das tropische Afrika — sprechen, sondern zugeben, daß es dort ebenso ist wie daheim, d. h. daß neben öden, wenig versprechenden Gegenden sich auch gesegnete Landschaften finden, so gut wie hierzulande neben der Lüneburger Haide die reichen Marschen, neben dem ärmlichen Hunsrück das blühende Rheinthal liegt.

Die schwarzen Menschenkinder, welche wir vor uns sahen, waren nun freilich nicht so sorgfältig gekleidet als der Sansibarneger, bei einigen sank die Kleidung selbst auf ein Minimum herab, nur ein einfaches Stück Fell beugte dem echt paradiesischen Zustande vor. Daß irgend eine der schwarzen Damen von berückender Schönheit gewesen wäre, konnte selbst der größte Negerfreund nicht behaupten und es war deßhalb sehr anzuerkennen, daß sie in ihrer Toilette etwas sorgfältiger als die Herren waren.

Einem Teil der Leute merkte man auch die Strapazen der Reise an, kein Wunder, denn die meisten hatten einen Weg von über 1200 Kilometer zurückgelegt und dabei wohl verschiedentlich Mangel gelitten. Für 3500 Menschen ist es schwer, überall auf dem Durchzuge Nahrung zu erhalten, besonders wenn man erwägt, daß dieselbe von den Landesbewohnern erst gekauft werden muß.

Unsere alten Waniamwesi-Freunde, die demnächst mit Wissmann abmarschiren sollten, sahen besser aus, das Kriegführen war den braven Burschen recht gut bekommen. Aber wartet nur, ihr Wasukuma, wenn ihr Euch gut macht, dann soll Euch der Aufenthalt in unserer Nähe auch gute Früchte tragen! Und was wir damals dachten, das ist später geschehen, auch die Wasukuma wurden gar bald unsere Freunde. Lange blieben sie an der Küste, halfen uns als Arbeiter und Träger, schlugen sich mit im Gefechte und mancher der braven Kerls hat dabei sein Leben gelassen.

Gefochten hatten sie übrigens auch auf ihrer Reise, und waren dazu befähigt, denn abgesehen von Speeren, Bogen und Pfeilen, trugen sie auch etwa 400 Gewehre bei sich.

„Kirangoſi wapi?“ (wo iſt der Führer) war meine erſte Frage, und bald trat ein älterer Mann mit leicht ergrautem Barte an mich heran. Telekeſa hieß er, manchmal ſchon hatte er den weiten Weg zurückgelegt, und ſtand als geriebener alter Fuchs und energiſcher Menſch bei ſeinen Landsleuten in hohem Anſehen.

Ihm war am Mtoni-Poſten ſchon der erſte Samariterdienſt erwieſen, indem man kunſtgerecht ſeine Wunde verband, welche er beim letzten Kampfe erhalten, und die ihm das Sitzen zu einer peinlichen Beſchäftigung machte.

„Telekeſa, hier auf dem Platze können Deine Leute ſich lagern.“

„Gut, Herr, wo bleibt unſer Elfenbein?“

„Dafür bekommſt Du ein Haus, in welchem Du auch mit einigen Leuten wohnen kannſt.“

„Schön, Herr.“

„Wir wollen Freunde ſein, aber Ihr müßt Euch gut betragen. Wenn Ihr das nicht thut, ſo ſeid Ihr unſere Feinde. Unſere Freunde behandeln wir gut, unſere Feinde ſehr ſchlecht.“

„Wir ſind Eure Freunde, wir wollen keinen Krieg.“

„Gut, wir werden Euch ſchützen, damit Deine Leute aber keine Dummheiten machen, müßt Ihr uns Eure Gewehre geben.“

Telekeſa ſchnitt ein Geſicht, ein langgedehntes „Eeeeh!“ war die einzige Antwort.

„Die Gewehre bekommt Ihr alle wieder, wir nehmen keins fort, wir werden Euch ſogar Pulver ſchenken. Jetzt aber braucht Ihr die Gewehre nicht, deßhalb müſſen ſie aufgehoben werden.“

„Ja, aber wenn wir die Gewehre nicht haben, werden ſie ſchlecht, denn wir können ſie dann nicht putzen.“

„Deine Leute können ihre Gewehre immer bekommen, um ſie rein zu halten. Du bekommſt auch eine barua (Brief, Quittung), auf der ſteht, wie viel Gewehre Ihr uns gegeben habt.“

Leſen konnte der Biedermann freilich nicht, allein ſein Vertrauen wuchs trotzdem, und wenn auch gerade nicht übermäßig erfreut, ſo ließ er doch die Feuerwaffen ſammeln, die bündelweiſe zuſammengeſchnürt wurden, je nachdem ſie die Unterführer anbrachten.

Selbstverständlich hielt ich mein Versprechen und die Wasukuma erhielten die Flinten, so oft sie selbige zu putzen wünschten, und das geschah ziemlich häufig, denn die Eingeborenen verwenden hierauf wirkliche Sorgfalt, was übrigens in dem feuchtheißen Klima überaus nötig ist, denn alle Eisenteile rosten in ganz unglaublich kurzer Zeit.

Trotz des Gewimmels von Menschen und Vieh ging die Lagerung ungemein ruhig vor sich, die Leute waren das eben seit Monaten schon gewohnt. Zunächst hockte sich ein jeder — der Neger hockt sich mehr als daß er sitzt — bei seiner Last nieder. Ruhig kauerten die einzelnen Gruppen beisammen, geduldig der weiteren Entwickelung harrend. Wir Europäer gingen indessen unter den Leuten umher, die Dinge musternd, welche sie als Privatgepäck bei sich führten, findet man darunter doch keineswegs selten recht hübsche etnographische Sachen, besonders Waffen. Dann beginnt mit dem Eigentümer die Kaufverhandlung. Bisweilen lehnen die Karawanenleute jedes Anerbieten kurzweg ab, und für solche Fälle hatte ich auf meiner Station, und ähnlich war's auch an andern Orten, verboten, noch weiter in den Mann zu bringen. Bei dem hohen Ansehen, welches der Europäer genießt, gleicht sonst ein solches Verfahren leicht einem Druck, dem die Leute schließlich nachgeben, sich aber vergewaltigt fühlen, selbst wenn der betreffende Gegenstand viel zu hoch bezahlt würde. Meist gehen die Leute übrigens nicht ungern auf die Kaufverhandlung ein und verlangen bald einen ungemein geringen, bald auch lächerlich hohen Preis, je nachdem sie den Käufer und seine Kauflust taxiren.

Dabei wird jedoch nicht blos gehandelt, sondern auch mit den Leuten gescherzt, man macht sich sozusagen populär, indem man die Heiterkeit derselben erregt. Dem Neger fehlt es nicht an Verständnis für einen gewissen Humor, und Scherze, wie sie ein leichter Soldatensinn oft mit sich bringt, fallen dort gerade auf guten Boden. Die Leute amüsiren sich dabei, denn sie merken stets sofort, daß man nur Spaß macht und freuen sich, daß ein ihrem Gefühl nach so großer Herr, denn dafür gilt jeder Europäer,

ſich mit ihnen einläßt, ihnen nicht immer blos befiehlt, ſondern auch menſchlich nähertritt.

„Du biſt mein Freund, nicht wahr?“

„Ja, Herr,“ heißt es natürlich.

„Nun höre, einem Freund ſchenkt man etwas, Du giebſt mir alſo hier den Speer.“

„Aa“ (recht kurz geſprochen drückt dieſer Ton bei den Schwarzen Mißbehagen aus), ruft der neue Freund mit einer Grimaſſe und hält halbängſtlich ein Ende des Gegenſtandes feſt, bis man ihm lachend ſagt:

„Bumbaffu we“ (du Schafskopf) und ihm ein paar Peſa zuwirft. Das zieht ſtets und erweckt ſofort das Vertrauen der umherhockenden Geſellſchaft.

Am meiſten amüſirten ſich die Leute, wenn man einem Frauenzimmer die Kleider zu einem hohen Preis abkaufen wollte, aber ſofort. Die Schöne kam dann ſtets in arge Verlegenheit, ſie hätte gar zu gern den Betrag genommen, um ſich Beſſeres anzuſchaffen und konnte ſich doch von dem, was ſie anhatte, nicht gut trennen.

Einzelne von uns hatten es gar bald meiſterhaft heraus, bei ſolchen Gelegenheiten ſich eine Menge Sachen zuſammenzuhandeln, darunter oft Stücke, um die manches Muſeum ſie beneiden konnte.

Ich ſelbſt mußte leider zurückhaltender ſein, denn als Stations-Chef war ich Bana kuba (großer, oberſter Herr) und konnte zwar mit den Untergebenen ſcherzen, aber mußte in etwaigen Forderungen doppelt vorſichtig ſein, gerade der einflußreichen Stellung wegen, um alles zu vermeiden, was auch nur entfernt einem habſüchtigen Druck ähnlich ſehen konnte. Trotzdem gewährten mir ſolche Spaziergänge ſtets hohen Reiz.

Gar nicht lange dauerte es und die Waſukuma hatten ſich auf ihrem Platze wohnlich eingerichtet und ein vollſtändiges Hüttenlager erbaut. Die an Palmen reiche Umgebung bot durch ihren Blätterſchmuck das denkbar beſte Baumaterial dar.

Zwei Tage ſpäter kam Wiſſmann von Sanſibar zurück, woſelbſt er vor Antritt der Expedition noch die letzten dienſtlichen

Arbeiten erledigt hatte. Mit freudigem Erstaunen musterte er die Ankömmlinge.

„Selten habe ich eine so große Karawane gesehen. Und das Vieh! Sehen Sie nur, wie glatt und schön die Rinder sind! Es wird eine dankbare Aufgabe für Sie sein, diese Leute für uns zu gewinnen, die Wasukuma sind ein mächtiger Stamm und mit die besten Träger in ganz Afrika."

„Herr Kommandant, ich werde mein Möglichstes thun."

„Behandeln Sie vor allem die Leute gut, legen Sie ihnen keinerlei lästigen Zwang auf, lassen Sie sie vielmehr ruhig gewähren. Selbstverständlich aber dürfen Exzesse nicht geduldet werden, Ordnung müssen sie halten." — „Übrigens," fuhr er fort, „lassen Sie mir doch einmal den Führer kommen, wie heißt er doch?"

„Telekesa, Herr Kommandant."

„Also lassen Sie gleich einmal den Telekesa rufen, ich habe mit dem Kerl ein Wörtchen zu reden."

Der Kirangosi erschien und kauerte sich vor Wissmann nieder.

„Weißt Du, wer ich bin?"

„Ja, Herr."

„Nun, Du scheinst mir nicht unser Freund zu sein, denn Du weißt, daß wenn man zu jemand in's Land kommt, macht man ein Geschenk, Du aber hast das nicht gethan."

„Doch Herr, ich habe Dir ja drei Ochsen geschickt."

„Das nennst Du doch kein Geschenk, Du weißt, daß ein Mann, der so reich ist wie Du und Deine Leute, einem mächtigen Mann wie mir ein ganz anderes Geschenk macht. Du thust es aber nicht, das zeigt mir, daß Du nicht mein Freund sein willst. — So, nun geh'."

Wie ein begossener Pudel zog Telekesa ab.

„Der Kerl hat jetzt Respekt," sagte mir Wissmann. „Es ist dies eine alte afrikanische Sitte oder Unsitte mit dem Geschenkegeben, wir müssen jedoch zunächst damit rechnen. Das Geschenk soll ja in erster Linie ausdrücken, daß man in dem anderen den Herrn des Gebietes anerkennt. Passen Sie auf, was Telekesa jetzt

thut, natürlich werden wir ihn angemeſſen durch Gegengeſchenke entſchädigen und hierdurch der Freundſchaft ſichtbaren Ausdruck verleihen."

Wiſſmann hatte ſehr recht und Freund Telekeſa beeilte ſich, ſeine Schuldigkeit zu thun, denn ſchon am Nachmittag ſchickte er 15 ausgeſucht ſchöne Stiere. Unſer Kommandeur ſandte ihm ſofort entſprechende Gegengeſchenke, darunter ſogar ein Hinterladegewehr, ein Gegenſtand, der bei allen Eingeborenen ungemein hoch geſchätzt iſt. Der geriebene Waſukumaführer war zu Kreuze gekrochen und fühlte ſich zugleich geſchmeichelt.

Als das Vieh eintraf und dasſelbe Wiſſmann vorgeführt wurde, ſagte er zu mir: „Hören Sie, die Heerde der Waſukuma müſſen wir kaufen. Wir brauchen viel Vieh für unſere Leute, ſchöneres finden wir nie, auch wird das Geſchäft der Kaſſe der Schutztruppe zugute kommen, wir brauchen dann nicht mehr die ſchmählich theuren Madagaskarochſen, können vielleicht ſogar nach Sanſibar verkaufen."

Ich hatte zwar mein Lebtag noch keinen Viehhandel getrieben, doch die Geſchichte leuchtete mir ein. Außerdem erſchien es mir auch ziemlich einfach, ich ahnte damals noch gar nicht, welche Wirtſchaft dieſer Kauf mir verurſachen ſollte, dachte nicht daran, daß mir die lieben Ochſen den Kopf gründlich warm machen würden.

In den erſten Tagen des September war die Expedition nach Mpapua glücklich ausgerüſtet und in 2 Kolonnen begann der Abmarſch. Wiſſmann marſchirte mit der erſten Kolonne. Dieſelbe beſtand aus 2 Komp. Sudaneſen, 1 Komp. Sulus (von dieſen hatten wir inzwiſchen noch 200 Mann Nachſchub erhalten), 1 Abteilung Suaheli-Aſikaris, 3 Schnellfeuerkanonen und dem Maximgeſchütz. Die Mannſchaften waren durchweg ausgeſuchte, kräftige Leute und militäriſch ſehr gut durchgearbeitet. Chef v. Zelewski hatte ſogar im Bataillon, d. h. aber ſtets in Kompagnie-Kolonnen, exerzirt und Felddienſt geübt. Es war eine Freude, zu ſehen, wie vorzüglich er ſeine Truppe ausgebildet und nunmehr in der Hand hatte.

Diese erste Kolonne machte zunächst einen Umweg, denn sie ging anfänglich diesseits am Kingani hinauf, um oben noch einige unbotmäßige Orte zur Vernunft zu bringen, und dann erst, nach Norden abbiegend, sich der großen Karawanenstraße zuzuwenden, um sich auf dieser bei Msua oder Simba Bueni, 5—6 Tagemärsche von der Küste, mit der zweiten Kolonne zu vereinigen. Diese zweite Kolonne, welche einen Tag später abmarschirte, führte Chef Schmidt, dem die schwierige Aufgabe oblag, den Troß zu leiten.

Mit ihm zusammen zogen auch unsere alten Freunde, die Waniamwesi. Nach ihren Begriffen für ihre treuen, uns geleisteten Dienste reich belohnt, kehrten sie in die Heimat zurück als aufrichtige Freunde der Deutschen. In den letzten Tagen hatten sie ihre Lasten geschnürt und ich bewunderte oft das Geschick, mit dem sie verfuhren. Außer Feuerwaffen, Munition, Eisen- und Kupferdraht, aus dem die Eingeborenen ihre Waffen, Geräte und Schmucksachen schmieden, führten sie vorwiegend Stoffe verschiedener Art mit sich.

Selten nur tragen die Leute eine Last auf der Schulter, sondern fast durchweg auf dem Kopfe, den sie hierbei durch ein Kissen oder auch durch einen dicken Strohkranz vor Druck sichern. Die Last wird in eine Art zweizinkiger Holzgabel mit langem Stiel eingeschnürt, ein ebenso einfaches wie praktisches Verfahren. Wenn Halt gemacht wird, und an schwierigen Stellen muß dies oft geschehen, stellen die Träger ihre Last ganz einfach, den Stiel nach unten, vor sich hin und können sie dann ohne Mühe gleich wieder auf den Kopf nehmen, vermeiden also ein fortwährendes Bücken und Auf- und Niederlegen der Bürde. Meist übersteigen die Lasten nicht 60 Pfund, zu denen außerdem noch andere Gebrauchsgegenstände, Waffen und Mundvorrat, kommen. Einzelne Leute tragen jedoch auch schwerere Packen, ich sah sogar ein Waniamwesiweib, das kreuzfidel seine 90 Pfund trug.

Da die Waniamwesi gute Geschäfte gemacht hatten, war auch ihre Kleidung sorgfältiger und vielfach wallte von den Schultern herab ein langer weißer oder roter Mantel. Prächtig sah es aus,

wenn die so geschmückten Burschen mit flatterndem Gewand in elastischem Schritte oder flotten Sprüngen dahineilten.

Manchem der braven Gesellen, besonders den Führern, ward zum Abschied die Hand geschüttelt. Wir wußten ja von ihnen, daß sie uns treu ergeben waren; jetzt zogen sie, des Lobes über die Deutschen voll, in ihre entlegene Heimat zurück. Dort im zentralen Afrika erzählten sie dann von ihren Freunden, den „Wadeutschi", von ihrem kriegerischen und doch so freundlichen und gerechten Sinn. Mit sich führten sie auch eine ganze Anzahl schwarz-weiß-roter Fahnen, die im fernen Uniamwesi flattern sollten, als erstes Zeichen von Deutschland's Oberhoheit.

Glück auf den Weg, Ihr wackren, schwarzbraunen Kameraden! Auf Wiedersehen vielleicht, sei's in Eurer Heimat oder hier an der Küste, wenn der eine oder andere von Euch wieder einmal hierherzieht!

Glück auf den Weg auch unsren Kolonnen, die die deutschen Farben hinauf nach Mpapua tragen, um als Soldaten nicht blos unserem Ansehen, sondern auch friedlichem Handel und Wandel zu dienen!

In Bagamojo war jetzt von Soldaten freilich nicht mehr viel zu sehen. Dort lagen nur noch: 1 Sudanesen-Komp. (inkl. Artilleristen etwa 100 Mann) und 33 Askaris als Stationstruppen. Von diesen ging außerdem die Besatzung des Mtoni-Postens mit 33 Mann ab. Vom Expeditionskorps waren einige Ersatzmannschaften, etwa 40 Sudanesen und 60 Sulus zurückgeblieben, deren Mehrzahl zur Zeit jedoch krank war und deßhalb nicht mit fortzog.

Von diesen Truppen nahm Chef v. Gravenreuth eine Anzahl in Anspruch, um sofort noch einmal das Küstengebiet gründlich abzupatrouilliren und dadurch den Herren Arabern zu zeigen, daß wir toujours en vedette waren.

An demselben Tage, an dem die zweite Kolonne uns verließ, zog auch Gravenreuth abends schon ab und warf sich am folgenden Tage auf Kondutschi. Es war dies ein berüchtigtes Sklavenhändlernest. Die Marine hatte es früher beschossen und niedergebrannt,

in der letzten Zeit hatten sich aber wiederum Sklavenjäger und Händler gezeigt resp. angesiedelt, denen der allezeit thätige Gravenreuth jetzt gründlich das Handwerk legte, um sich dann dem nördlichen Theile, Pangani und Tanga, zuzuwenden, mit bestem Erfolg das Hinterland jener Hafenplätze zu durchziehen und auf ganz friedliche Weise, durch sein bloßes Erscheinen mit einer kleinen, aber gut bewaffneten Truppe, die Bevölkerung von unserer Macht zu überzeugen und ruhig zu erhalten.

Eine solche rastlose Thätigkeit war nötig und von Wissmann durchaus gebilligt, denn es galt den Glauben zu erwecken, als seien wir viel stärker als es wirklich der Fall war.

Zeigten wir uns schlaff, dann hätten etwaige feindselige Einflüsterungen doch vielleicht Gehör gefunden.

Ich selbst konnte an diesen Zügen nicht teilnehmen, denn in Bagamojo gab es reichlich zu thun, dort war auch der Brennpunkt aller feindlichen und freundlichen Einflüsse, die unausgesetzt beobachtet seien wollten.

---

10. Friedliche Arbeit als Stations-Chef!

So! Nun war ich Alleinherrscher von Bagamojo und den ausgedehnten dazugehörigen Landschaften Udoë, Ukwere und dem größten Teil Usaramos. Ich war dabei so selbständig wie nie zuvor und ganz und gar auf die eigenen Füße gestellt. Ein schönes Gefühl fürwahr, wenn auch eine große Verantwortlichkeit auf mir lastete, aber welcher Mensch hätte diese nicht? Mag jemand noch so unabhängig sein, seinem Gewissen und seinem moralischen Gefühl bleibt er doch verantwortlich.

Die Instruktion, die Wissmann mir erteilte, war kurz und bündig, er sagte mir ungefähr: „Halten Sie die Ruhe im Lande aufrecht, bringen Sie die Stadt so gut wie möglich in Ordnung und suchen Sie vor allen Dingen freundschaftliche Beziehungen mit den Landesbewohnern anzuknüpfen, ihr Vertrauen zu gewinnen."

Dieser Auftrag faßte alles zusammen, was damals einem Stations-Chef oblag und seine Thätigkeit zu einer interessanten, erstaunlich vielseitigen machte.

In erster Linie war man militärischer Kommandant des Ortes, jeder Tag mußte uns fertig zum Schlagen finden. Daneben war man Bürgermeister der Stadt, Landrat resp. Regierungspräsident für das Land, Schieds- und Friedensrichter für alle möglichen Fälle, welche Araber und Neger vortrugen. Kamen Fremde, was gerade in Bagamojo sehr oft geschah, so spielte man auch den Wirt, denn es hieß für deren Unterkunft sorgen. Doch das alles machte Vergnügen, die einzig wenig angenehme Sache war die Aufsicht über die ausgedehnten Magazine.

Hier lagerten alle möglichen Dinge, Geschütze, Gewehre, große Munitionsmengen, Kleidervorräte, Werkzeuge, Schiffsmaterial, Proviant u. dergl. Alle Augenblicke benötigten andere Stationen diese oder jene Sache und immer hieß es dann: Bagamojo hat es zu stellen. Tagelang kroch ich in den Magazinen umher, bis endlich das Inventar aufgenommen war. Die Sache hätte sich nun ganz hübsch machen lassen, wenn nicht auch für die letzten Monate, in denen ich damit gar nichts zu thun gehabt, hätte Rechnung gelegt werden sollen. Da stieß ich auf ungeahnte Schwierigkeiten, die lange, lange Zeit noch immer nachwirkten und hemmend in die Verwaltung eingriffen.

In jener Zeit dankte ich dem Schicksal, daß ich so manches Jahr in verschiedenen Adjutantenstellungen gewesen und dadurch in der Lage war, nunmehr das Büreau und geregelte Journalführung auf meiner Station einzurichten. Vor allem kam es darauf an, eine Verteilung der Arbeit auf die Untergebenen herbeizuführen, jedem seinen Wirkungskreis anzuweisen.

Lieutenant Sulzer verblieb noch am Kingani, den Rest der Sudanesencompagnie führte deshalb Feldwebel Schwarz, ein ebenso fleißiger wie tüchtiger Mann. Ein Sergeant, Markgraf mit Namen, erhielt die Suaheli-Askaris und beide verdienen hohes Lob für das Geschick, mit dem sie jederzeit ihrer Aufgabe gerecht wurden. Ein Artillerist, Vice-Feldwebel Hartmann, erhielt die Ausbildung der

Artilleristen, zugleich waren ihm das Stationsgebäude, Waffen und Munition unterstellt. Für die Magazine und die Offiziermesse hatte ein Herr Grothe zu sorgen, er war etwas bequem, aber sonst eine tüchtige Arbeitskraft. In seiner sehr schwierigen Aufgabe unterstützte ihn noch Feldwebel Schwarz und ein gewisser Ibrahim Khalifa, der neben dem Arabischen fließend französisch sprach.

In ganz vorzüglicher Verfassung befand sich das Lazareth. Hier war Dr. Brehme der Leiter, dessen ärztlicher Thätigkeit man jederzeit das höchste Lob zollen mußte. Ihm verdankte auch später in erster Linie Dr. Emin Pascha die Heilung seiner schweren, lebensgefährlichen Verletzung. Dem Arzt standen zwei Schwestern zur Seite: Fräulein Auguste Herzer und Fräulein Helene von Borke, welche sich beide später ebenfalls Dr. Emin's in liebevollster Weise annahmen. Schwester Auguste war schon mehrere Jahre in Ostafrika, der Landessprache also mächtig, sie hatte mit Dr. Kohlstock zusammen das Lazareth geschaffen. Schwester Helene hatte nur aus Menschenfreundlichkeit und um der vaterländischen Sache dienen zu helfen, die Heimat verlassen und für einige Zeit auf all das Schöne und Angenehme, was ihr das dortige Leben bot, verzichtet. Wie sonderbar doch der Zufall die Menschen oft wieder zusammenführt! Wissmann und ich hatten in dem kleinen thüringischen Städtchen Langensalza als Kinder zusammengespielt, dann ein Vierteljahrhundert nichts von einander gesehen; Fräulein v. Borke, ebenfalls aus jenem Orte stammend, war in jener Zeit als angehende junge Dame uns Jungen nur oberflächlich bekannt, jetzt fanden sich alle 3 auf einmal zusammen und der Jüngste von uns war im Dienste der Älteste, war ein Mann geworden, der zu den ersten afrikanischen Berühmtheiten zählt.

In dem für die Schwarzen besonders errichteten Hospital, das kurzweg schwarzes Lazaret hieß, wurde Dr. Brehme von Ibrahim Domet unterstützt, der von einer evangelischen deutschen Mission in Palästina erzogen and jetzt als Krankenwärter thätig war.

Der Dienst für die Boote unten am Hafen war Herrn Lange übertragen, einem Seemann, dessen große Ruhe ihm über die vielen Ärgerlichkeiten seines aufreibenden Dienstes glücklich forthalf.

Den Polizeidienst in der Stadt handhabte der Hauptmann Achmed Fahim. Albanese von Geburt, Muselmann dem Glauben nach, war er türkischer Offizier gewesen, hatte bei Plewna sich ausgezeichnet und trat aus der ägyptischen Gendarmerie in unsern Dienst. Er war ein vorzüglicher Mensch, energisch, pflichttreu und unerschrocken bis zum Äußersten. Wenn ich Achmed Fahim einen Befehl gab, dann konnte ich unbedingt darauf rechnen, daß alles so geschah, wie ich es wollte. Als früherem Kavalleristen hatte ich ihm auch unsere Reittiere, Pferde und Esel unterstellt.

Die Pferde, aus Indien und Arabien stammend, vertrugen leider das ostafrikanische Klima nicht gut, meist gingen sie an einer Krankheit, die uns wie ein Halsleiden erschien, zu Grunde. Trotzdem ist jedoch meiner Ansicht nach eine Akklimatisation des Pferdes nicht ausgeschlossen, es müssen nur noch Erfahrungen gesammelt werden, zumal in Bezug auf geeignetes Futter. Es bleibt noch festzustellen, welches Körnerfutter ihnen dort am zuträglichsten ist, und vor allem, welcher Art das Grünfutter sein muß, denn dieses schien in den meisten Fällen die Schuld an den Erkrankungen zu tragen.

Die Esel halten sich dagegen ausgezeichnet. Man darf dabei übrigens nicht an die hiesigen, schwächlichen Geschöpfe mit dem stets traurigen Gesichte denken. Die Esel der heißen Zone sind kräftige Tiere, keineswegs faul und oft geradezu ausgelassen lustig. Es ist eine Freude, zu sehen, wie die Tiere — sie bleiben nach beendeter Arbeit im Freien — zusammen spielen, wie die Hengste kämpfen, und wie die ganze Gesellschaft in flottem Galopp einherjagt. Die graue, auch häufig aus dem Innern kommende Art wird als Waniamwesi-Esel bezeichnet, während die sehr großen weißen Tiere — die übrigens hoch im Preise stehen — als Maskat-Esel gelten. Weßhalb der Esel für dumm gilt, ist nicht recht einzusehen, im Gegenteil, er ist ein kluger Bursche, schlauer und lange nicht so nervös wie das Pferd. Auch Maultiere halten sich in Ostafrika sehr gut, sind jedoch gleich wie bei uns wenig lenksam.

Die Rollen waren also glücklich verteilt, ich hätte jedoch einige Lücken nicht auszufüllen vermocht, wenn nicht vorübergehend mehrere Herren der ostafrikanischen Gesellschaft bei uns Dienst gethan hätten. Die wichtigste Person hierbei war ein Däne, Herr Lautherborn. Eigentlich war er Baumwollenpflanzer und hatte als solcher bei Ras Kikokwe eine Plantage angelegt. Von Texas her kannte er diese Kultur eingehend, und war überzeugt, daß dieselbe in Ostafrika die allergünstigste Chance habe; leider hatte ihn jedoch der Aufstand gezwungen, jenes Werk zu unterbrechen. Er hatte alsdann, gleich allen andern, mit der Büchse gearbeitet und auch jetzt konnte er seine Baumwolle noch nicht wieder pflanzen, so sehr er sich auch danach sehnte, vielmehr war er vorläufig zum Stadtbaumeister avancirt. Allerdings war das ein ganz anderes Ding; klug und praktisch jedoch wie Herr Lautherborn war, leistete er auch hierin so Hervorragendes, daß ich ihm bald zu großem Danke verpflichtet war. Gleichzeitig war er ein liebenswürdiger, stets heiterer und gefälliger Gesellschafter, eine jener glücklichen Naturen, die alle Welt gern hat. Ich glaube, er hatte überhaupt keinen Feind, auch nicht bei den Arabern und Negern. Besonders mit letzteren verstand er gar meisterlich umzugehen, sie hatten ihn alle gern, die schwarzen Männer, Weiber und Kinder, in deren Augen er der „Bana msuri" (der süße oder gütige Herr) war.

Für meine eigene Person war des Ferneren sehr wichtig ein Italiener, Herr Mariano. Meine Kenntnisse des Kisuaheli standen damals noch auf schwachen Füßen, Herr Mariano half da aber stets aus. Er war das ausgesprochenste Sprachgenie, denn außer seiner Muttersprache beherrschte er deutsch, englisch, französisch, neugriechisch, türkisch, mehrere ganz verschiedene arabische Dialecte, sowie Kisuaheli und verstand auch noch etwas von einigen anderen Sprachen. Auch Marianos Frau, und noch mehr seine Schwester, besaßen recht gute Sprachkenntnisse. Die Schwester war für das Tropenklima reichlich stark, trotzdem aber unausgesetzt fleißig, und für eine Dame von wunderbarer Kaltblütigkeit. Als in früherer Zeit Buschiri eines Tages die Station besonders heftig angriff, be-

fand sich Marianos Schwester, mit Plätten beschäftigt, in einem leichten hölzernen Aufbau. Ein die Wände durchschlagendes Geschoß pfiff an ihr vorbei, als sie jedoch ersucht wurde, ihre Arbeit aufzuschieben, entgegnete sie lachend: „Na, wenn ich mich vor jeder Kugel verstecken wollte, dann könnte ich bald gar nichts mehr thun."

Noch zweier Europäer muß ich gedenken, des Vertreters der ostafrikanischen Gesellschaft, Herrn Richter, und des Malers Herrn Weidmann. Dienstlich hatte ich mit beiden zwar nichts zu thun, aber sie waren nette Kameraden, die frohe und schwere Stunden mit uns teilten, jederzeit, wo es ging, ihre Unterstützung liehen, und die mich auf mancher kleinen Expedition begleitet haben.

Das waren die Europäer, die damals in Bagamojo lebten. War die Zahl auch klein, so fehlte es doch nicht an Abwechslung, selbst ohne diese wäre aber kaum an Langeweile zu denken gewesen, denn jeder hatte alle Hände voll zu thun, blieb es doch nicht blos bei der jedem zugeteilten Thätigkeit, sondern alltäglich kamen tausenderlei andere große und kleine Arbeiten, welche oft sogar die Hauptzeit in Anspruch nahmen.

Was mich selbst anbelangt, so begann mein Tagewerk stets mit dem sogenannten Schauri, d. h. der Verhandlung mit Arabern, Indiern und Negern, die ihre Klagen oder Gesuche vorbrachten. Anfänglich hatte das noch nicht viel zu sagen, denn Bagamojo war noch menschenleer; später hätte ich manchmal aus der Haut fahren mögen, so viele Leute erschienen und hielten einen mit den unwichtigsten Dingen wer weiß wie lange auf. Hier galt es oft eine Geduldsprobe zu bestehen, allein das half nichts.

Grundfalsch wäre es gewesen, hätte ich barsch verfahren wollen; die Leute sollten vielmehr erkennen, daß jedermann bei uns ein offenes Ohr fand. In den ersten Wochen nahm ich es mit der Zeit nicht genau, ich wollte dadurch es gerade erleichtern, zu mir zu kommen, nur ließ ich gewöhnlich die Leutchen so lange warten, bis ihrer mehr beisammen waren, denn alsdann ließen sich die Einzelnen schneller abfertigen. Später freilich wurde nur zu bestimmten Morgenstunden Audienz erteilt und außer dieser Zeit blos ausnahmsweise jemand vorgelassen, denn sonst hätte ich

den ganzen Tag beim Schauri gesessen. Glücklicherweise war zunächst der Zuspruch gering, und so blieb mir Zeit, die nächstliegenden Dinge zu erledigen, und dazu gehörte vor allem mit der Viehkauf.

Ich ließ also Herren Telekesa rufen, um die, wie ich sehr naiv glaubte, einfache Verhandlung zu beginnen.

„Telekesa, Du hast sehr viele Ochsen und Kühe?"

„Ja, Herr."

„Du willst sie doch verkaufen?"

„Gewiß, Herr."

„Nun, Bana Wissmann möchte sie alle haben, er hat mir gesagt, ich soll sie für ihn kaufen. Wie viel Rupien willst Du dafür?"

Telekesa sah mich etwas verständnißlos an; nachdem die Frage wiederholt war, erklärte er:

„Das kann ich Dir nicht sagen."

„Nun, Du mußt doch wissen, wie viel jeder Ochse kostet?"

„Ja, das weiß ich."

„Nun, dann mußt Du doch auch wissen, wie viel alle Ochsen kosten?"

„Nein, das weiß ich nicht."

„Kannst Du mir es nicht in ein paar Tagen sagen?"

„Ja, vielleicht Herr."

„Nun, dann komme übermorgen wieder."

Telekesa kam auch, aber wußte es wieder nicht. „Hören Sie, Mariano," sagte ich, „der Kerl scheint nicht zu wollen, wir müssen die Tiere aber haben, denn jetzt kommen schon die Händler und Schlachter von Sansibar, welche den Preis in die Höhe treiben. Fragen Sie doch einmal nach, woran es liegt, daß der alte Knabe nicht daran will."

Nach längerem Fragen kam es nun heraus, daß Telekesa selbst über das Vieh nicht verfügen konnte, sondern daß dies vielmehr von den verschiedenen Besitzern abhinge. Eigentlich hätten wir selbst so schlau sein und es uns sagen können.

„Nun, Telekesa, dann sprich doch mit Deinen Leuten. Rufe

ſie morgen früh zu einem großen Schauri zuſammen, ich komme auch dorthin.“

Bei der Verhandlung erſchienen nicht weniger denn 5 bis 600 Waſukuma. Telekeſa ſprach mit ihnen in dem uns unverſtändlichen Kiſukuma-Dialect, um dann endlich zu verkünden, es ginge nicht, daß ich alles zuſammen kaufe, ich müßte mit jedem Beſitzer einzeln verhandeln.

Da hatte ich die Beſcherung, genau ſo, wie ich es ſchon im Stillen zu fürchten begonnen. Telekeſa dachte gar nicht daran, mir den Kauf zu erleichtern, und im Grunde genommen konnte ich ihn nicht darum verdenken, denn dieſe Angelegenheit war für ihn ſozuſagen eine Staatsſache. Er wußte, daß wir ein Geſchäft machen wollten, ein Gleiches war aber auch bei ſeinen Leuten der Fall, und er hütete ſich den Vermittler zu ſpielen, der bei dem einen oder anderen, vielleicht auch bei beiden Mißtrauen ernten konnte. Alltäglich nun, wenn das herrliche Vieh von der Weide kam, führten eine Anzahl Waſukuma Herrn Grothe und mir ihre Stücke vor, dann wurde gehandelt, daß einem Viehjuden das Herz im Leibe gelacht hätte. Daß es mir gelacht hätte, kann ich gerade nicht behaupten, und mein lieber Grothe war auch nicht erfreut, beſonders da ich nicht einmal zugab, daß er hier und da den Schwarzen recht deutlich wurde. Der einzige, welcher Spaß an der Sache fand, war ein Aſikari, der jedem gekauften Stück ſchnell ein großes R als Erkennungsmarke aufmalte.

Der Kauf war um ſo verſchmitzter, als die Waſukuma kein Geld nahmen. Der Preis wurde zwar in Rupien vereinbart, aber er mußte in Waaren bezahlt werden. Was ſollten die Leute auch mit Geld machen! In ihrer Heimat, wohin ſie doch wieder gingen, hatte es keinen Wert, ſie hätten daher erſt beim Indier etwas kaufen müſſen, der natürlich einen gehörigen Profit nahm; ſie kamen alſo beſſer weg, wenn ſie die Waaren direct von uns erhielten.

Dieſer Waarenvorrat war nicht gering, denn der eine wollte Kaniki (ein blauer Stoff), ein anderer Bombay oder Amerikano (leinewandartiger Stoff), ferner Gewehre, Munition, Eiſen, Kupfer-

draht u. ſ. w. Da wir den Verkäufern dies nicht gleich zu geben vermochten, wurde eine lange Liſte angelegt, in der jeder Einzelne unter Angabe des ihm geſchuldeten Betrages und der hierfür gewünſchten Waaren eingetragen ward.

„Wenn die Kerls nur deutlicher ſprechen wollten," ſtöhnte Grothe manchmal, „ich kann ſchon die Namen nicht verſtehen, wie ſoll man ſie da auf's Papier bringen?" Drüben in Sanſibar, denn von dort mußten wir die Sachen verſchreiben, ſchimpfte alles in der Verwaltungsabteilung Mord und Brand auf mich und meine Ochſen. Doch weit davon iſt gut vorm Schuß, ich kaufte munter weiter, bis endlich an 1400 Stiere und 300 Kühe und Kälber mein Stationseigentum waren und ich mit einem Gott ſei Dank aufatmen konnte.

Wiſſmann hatte ganz Recht gehabt; Schererei hatte ja der Kauf verurſacht, aber die Schutztruppe hat damit auch manchen Tauſend-Markſchein für Verpflegung geſpart, und außerdem waren wir den Waſukuma näher getreten. Mehr und mehr rückten ſie an die Stelle der Waniamweſi, die uns verlaſſen und trugen in mannigfacher Beziehung dazu bei, Bagamojo's neue Entwickelung zu fördern, beſonders da der erſten großen Karawane bald auch einige kleine, elfenbeinreiche aus dem Innern folgten.

Dies reizte die indiſchen Kaufleute zur Rückkehr, außerdem hatte die ängſtliche Sippſchaft auch die Überzeugung gewonnen, daß ſie unter unſeren Kanonen doch wohl ſicher ſein dürften.

Mit Freuden räumte ich einem jeden derſelben ſein Eigentum wieder ein, denn die geöffneten Läden waren das ſichtbarſte Zeichen des Friedens, und Schaaren von Eingeborenen kamen jetzt wieder heran, teils um zu kaufen und zu verkaufen, teils um ſich anzubauen. Selbſt Araber und Belutſchen kehrten zurück.

Gravenreuth hatte es ſchon eingeführt, daß jeder, der ſich anzubauen wünſchte, unentgeltlich einen Bauplatz nebſt diesbezüglichem Beſitzzeugnis erhielt. Ich ſetzte dies fort und es war bald keine Seltenheit, daß an einem Tage oft ein Dutzend Schwarzer erſchienen und um ihren Schein baten. Alles, was ich von ihnen verlangte, war, daß ſie die Hausfront genau in der abgeſteckten

Straßenfluchtlinie bauten, sonst ließ ich sie vollkommen ungestört. Auf dieses Verlangen gingen sie bereitwilligst ein, mußten jedoch überwacht werden, denn oft fand es sich, daß solch ein schwarzer Baumeister den ersten Pfosten zum Haus zwar in der bestimmten Linie einschlug, dann aber, auf die Richtung der ganzen Wand nicht achtend, eine ganz andere Front fertig brachte. Das durfte nicht geduldet werden, und um solch armen Teufeln keine überflüssige Mühe zu machen, wurden die neuen Straßen immer wieder revidirt und wo sich falsches Verfahren zeigte, sofort den Schwarzen begreiflich gemacht, wie wir es wollten.

„Eeehee!“ hieß es dann verständnisinnig grinsend, und damit war's gut.

Negerhäuser aus Fachwerk sehen gar nicht übel aus und enthalten meist mehrere, oft bis zu sechs verschiedenen Räumen, alles ist genau rechtwinklig und sauber gebaut; leider gehören nur Fenster zu den Seltenheiten, Luft und Licht finden vielfach nur durch die Thüren Zutritt. Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Insassen einen großen Teil des Tages im Freien oder auf der Barasa — dem bekannten verandaartigen Vorbau — zubringen.

So kehrten denn endlich Menschen zurück und Bagamojo nahm damit ein anderes Gesicht an, d. h. in Bezug auf die Lebhaftigkeit des Verkehrs. Dieser allein aber konnte unmöglich genügen, jetzt galt es auch, dahin zu wirken, daß nicht wieder orientalischer Schlendrian mit seiner Unordnung und Unsauberkeit Platz griff. Mit freundlichem Zureden war da nichts zu machen, wohl oder übel mußte ein Druck ausgeübt werden. Noch bestand für die Küste der Kriegszustand zu Recht und den mußte ich ausnutzen. Vor allem galt es, die Ruinen zu beseitigen oder wenigstens zu verringern und die Straßen, wo es noch nicht hatte geschehen können, von Trümmern zu befreien.

Deshalb erließ ich einen auch durch das Reichs-Commissariat in Sansibar bekannt gegebenen Ukas, der besagte:

„Alle Besitzer von Häusern in Bagamojo haben diese in einem Monat zu übernehmen, oder sich beim Bana kuba von Bagamojo zu melden. Wer das nicht thut, verliert sein Recht und das Haus

wird sirkali, d. h. gehört der Regierung. Ausgenommen sind **nur** diejenigen Leute, die so weit fort sind, daß dieser Befehl sie **nicht** erreichen kann und die keinen Vertreter besitzen."

Das wirkte famos und zahlreiche Leute kamen herbei. Mancher wollte zwar nicht wieder in Bagamojo wohnen, aber er mußte sich bei mir sehen lassen und ich konnte ihm nun auftragen, etwaige von seinem Hause stammende Trümmer zum wenigsten von der Straße fortzubringen. Sein Haus wieder herzurichten oder gar zu bewohnen, dazu konnte ich niemand anhalten, vielen hatte ja der Krieg solche Verluste gebracht, daß sie zunächst noch sparsam zu Werke gehen mußten. Wohl aber konnten diese alle auf ihrem Grundstück etwas Ordnung schaffen, dasselbe einzäunen oder Einsturz drohende Mauern umlegen lassen.

Im allgemeinen ging die Geschichte recht hübsch glatt, wenn die Herren auch manchmal im Stillen dem Bana kuba gegrollt haben mögen, der ihnen, nach orientalischer Auffassung, so überflüssige Mühe machte.

Hin und wieder war auch einige Vorsicht angebracht, um nicht althergebrachte Sitten oder Vorurteile zu verletzen, besonders entsinne ich mich eines Falles. Zwischen dem Ratuhaus und der Stadt stand eine alte, durch Granaten halb zerstörte arabische Moschee. An Wiederaufbau dachte natürlich keiner der Araber, noch weniger aber an Abbruch und so entschloß ich mich denn, letzteren selbst zu veranlassen, um so mehr, als wir der sehr schönen Bausteine bedurften. Kaum aber war mit der Arbeit begonnen, da erschien eines Morgens eine ganze Anzahl Araber zum Schauri auf der Station.

„Nun, was wünscht Ihr?"

„Herr, Du läßt eine Moschee abreißen."

„Ja, die Moschee ist alt und Ihr benutzt sie nicht mehr."

„Das ist richtig, aber Du mußt doch wissen, daß es nicht testuri (Sitte) ist, eine Moschee abzureißen, auch wenn in ihr nicht mehr gebetet wird."

„Mein Vater hat einst," sagte ein anderer, „diese Moschee erbaut. Bitte, laß die Moschee stehen."

Dies zu thun hatte ich nun freilich ganz und gar keine Luſt. Durch Belaſſung der Ruine hätte ich zwar keinen Präcedenzfall geſchaffen, denn Moſcheen genießen eine Ausnahmeſtellung, allein die Ruine ſtörte an jener Stelle ungemein, verengte den Eingang zur Stadt und lag mitten auf dem Platz, der für etwaige Bauten ſeitens der Europäer in's Auge gefaßt war.

Kraft unſeres Kriegsrechts hätte ich einfach einen Machtſpruch thun können, die Araber hätten ſich ſicherlich in vornehmer Ruhe gefügt, aber ich wußte, daß ſie dann in ihrem religiöſen Gefühl tief verletzt waren und das durfte keinesfalls geſchehen. Eine kurze Zeit überlegte ich mir die Sache, dann begann ich:

„Ich weiß, daß Ihr eine Moſchee nicht abreißt, aber ich glaubte dennoch, Euch damit eigentlich einen Gefallen zu thun."

Etwas erſtaunt ſahen die Leute mich an.

„Seht Ihr," fuhr ich fort, „jetzt treiben ſich die Eſel in der Moſchee umher, Waſukuma (alſo ungläubige Heiden) beſchmutzen dieſelbe, und was noch ſchlimmer iſt — Hunde beſudeln den Platz, an dem Ihr einſt den Koran geleſen und zu Allah gebetet habt. Iſt es da nicht beſſer, muß es nicht Gott wohlgefälliger ſein, wenn die Reſte der Moſchee ganz verſchwinden, als daß ſie Tag und Nacht durch Geſchöpfe verunglimpft werden, die Euch unrein ſind? Überlegt Euch das einmal und dann ſagt mir Eure Anſicht."

Kurze Zeit nur unterhielten ſich die Bittſteller, dann erklärte ein älterer Araber: „Es iſt zwar nicht Sitte, eine Moſchee abzureißen, aber das, was Du ſagſt, iſt auch nicht unrichtig, thue darum, was Du für gut hältſt."

„Gut; die Steine natürlich," ſagte ich dem Einen, „kannſt Du bekommen, denn ſie gehören Dir."

„Nein, behalte ſie nur, ich kann ſie doch nicht mehr gebrauchen."

Damit war die Sache in beſter Weiſe erledigt, höflich begleitete ich die Beſucher bis an das feſte Stationsthor und mit einem Händedruck und „Koheri" (adieu) ſchieden wir auf's freundſchaftlichſte von einander.

So nötig die Aufräumungsarbeiten waren, noch wichtiger erſchien mir etwas anderes: die Reinhaltung und Überwachung

der Straßen und Plätze. Den Indiern besonders ist Schmutz ganz gleichgiltig, auf sie vor allem mußte ich wirken. Zu diesem Zwecke ward eine große Versammlung von Indiern, Arabern und einigen Negern einberufen.

„Die Stadt," sagte ich ihnen, „sieht recht schmutzig aus, das darf nicht sein. Deshalb befehle ich, daß jeder vor und neben seinem Hause die Straße rein hält. Den Schmutz dürft Ihr aber nicht auf den Hof bringen (die Indier hätten das sicher gethan), sondern hinaus vor die Stadt, an Stellen, die Euch gezeigt werden. Wer gegen diesen Befehl handelt, zahlt 5 Rupien*) Strafe."

Die Araber nickten zustimmend, die Neger blieben gleichgiltig, sie berührte es nicht, denn sie hielten ihre Straßen so wie so rein. Wer aber Schwierigkeiten machte, das waren die Indier. Einer der angesehensten trat vor und sagte: „Bana, das wird sich schwer thun lassen."

„Warum denn?

„Ja sieh! unsere Häuser liegen an beiden Seiten der Straße, wer soll diese dann reinigen?"

„Nun, jeder die Hälfte."

„Hm! Dann kehrt immer der eine den Schmutz auf die Seite, wo der andere wohnt. Der braucht doch aber sich das nicht gefallen zu lassen. Das wird viel Streit geben, wir werden uns viel ärgern und Du Dich ebenfalls. Lasse darum, bitte, alles wie es ist, wir werden so zusehen, daß Ordnung herrscht."

„Nein, das geht nicht, Ihr müßt thun, was ich befehle, und wenn Ihr die Straße nicht zusammen reinigen wollt, dann macht es so: heute läßt Du die Straße reinigen, morgen der andere, dann gibt es keinen Streit. Wird aber nicht gekehrt, dann zahlen beide Teile Strafe. Nicht wahr, so geht es?"

Die Araber und Neger lachten, die Indier konnten nicht umhin, sich zu fügen. Ungern genug thaten sie es freilich, teils weil es ihnen täglich einige Pesa kostete, teils weil es ihnen überhaupt unbequem erschien. Ich konnte meiner Bürgerschaft da aber nicht helfen, Ordnung mußte sein und gerade damals war es am leichtesten,

*) Die Rupie schwankt im Kurs, für gewöhnlich galt sie Mk. 1,40—1,50.

einen Wechsel zum Besseren einzuführen. Deshalb that ich sofort noch einen Schritt weiter, indem ich befahl:

Von jetzt ab hat jeder, der ein Steinhaus bewohnt — dies war nur bei Arabern und Indiern der Fall — während der ganzen Nacht eine Laterne vor der Thüre oder dem Laden zu brennen. Wer dies nicht thut, zahlt 5 Rupien Strafe. Dann kann man in den Straßen auch nachts ordentlich sehen und Diebstähle verhindern. Abends, wenn Ihr nichts mehr verkauft, werde ich keine Karawanenleute mehr in der Stadt dulden und Polizei- und Soldaten-Patrouillen durch die Straßen schicken."

Bei dieser Maßregel erhob sich zu meiner Freude kein Widerspruch, sei es, weil sie das Nützliche einsahen, sei es auch, daß sie wußten: Widerstreben hilft nichts.

Übrigens genügte es nicht, diese Sachen mündlich zu befehlen, vielmehr wurden sämmtliche Erlasse auch schriftlich am Polizeigebäude angeschlagen, und zwar in den gangbarsten Sprachen: Kisuaheli, Arabisch und Gudscharati, der von den meisten dort lebenden Indiern gesprochenen Sprache. Nachdem dies geschehen war, konnte niemand mehr Unkenntnis des Gesetzes vorschützen. Achmed Fahim war scharf hinter allen Übertretungen her, so daß schon nach kurzer Zeit Verstöße kaum mehr vorkamen.

Die Straßen waren fein sauber und die Beleuchtung der Steinhäuser mein Stolz als Stationschef; brannten doch in der Hauptstraße allein nicht weniger denn 86 Laternen.

Sehr gern hätte ich auch die letzten Ruinen noch beseitigt und die Trottoirs in Ordnung gebracht. Trottoir? denkt vielleicht mancher erstaunt. Ja gewiß Trottoir, denn die Straßen werden nicht gepflastert, sondern mit einer festen Decke aus gestampftem Kalk versehen. Nach der Straßenmitte zu senkt sich diese Decke, so daß bei Regengüssen das Wasser hier abläuft. Diese Art des Trottoirs ist, da Wagenverkehr nicht stattfindet, durchaus praktisch, doch hatte dasselbe leider vielfach gelitten.

Ich enthielt mich indessen vorläufig jedes Eingriffes, die meisten Hausbesitzer hatten durch den Krieg zu hohe Verluste erduldet und wenn sie diese auch selbst verschuldeten, so durfte

man ihnen jetzt doch nicht mit zu weitgehenden Ansprüchen unbequem werden. Es hieß Maß halten und den einen und anderen Wunsch noch zurückstellen, bis die Leute sich wieder sämmtlich angesiedelt hatten und der Handel in altgewohnter Blüte stand. Hierzu war alle Aussicht vorhanden.

In den Straßen entwickelte sich mehr und mehr fröhliches Leben, die Kaufläden waren mit Waaren aller Art, wie sie dort landesüblich sind gefüllt und an Käufern war auch kein Mangel. Die bäuerliche Bevölkerung kam ebenfalls wieder, Nahrungsmittel zum Verkauf bietend, in die Stadt und die Fischer entwickelten rege Thätigkeit.

Besonders bewies dies der geräumige Marktplatz, denn hier saßen die schwarzen Kleinhändler in reichlicher Anzahl. Fische, durchweg Seefische, sah man dort in guter Auswahl, daneben wurde Fleisch feilgeboten, Hühner, Eier, Reis, Maiskolben, Mtama und Dschirokko (Hülsenfrüchte) u. s. w.

Die Verkäufer saßen vorwiegend in offenen mit Wellblech gedeckten Hallen und ständige Polizisten verhinderten jegliche Ausschreitung, zu der die Eingeborenen übrigens so wie so keine Neigung besitzen. Ein einziges Mal nur verübten eine Anzahl Wasukuma einen größeren Skandal, indem etwa dreißig derselben geradezu die Plünderung mehrerer Marktleute versuchten. Es war dies zwar in der allerersten Zeit, trotzdem aber kamen sie bei Achmed Fahim und seinen Polizisten an die falsche Adresse, denn schon ein Stündchen später saßen nicht weniger denn 18 Übelthäter auf dem Hofe der Station, um dort die gebührende Belohnung zu empfangen. Die Leute wußten sehr wohl, daß sie strafwürdig seien und wurden genau mit demselben Maße gemessen, wie ihre schwarzen Küstenbrüder. Am strafbarsten war ein Mann, welcher sich sogar bei der Festnahme an dem Polizeichef vergriffen. Er erhielt dafür eine entsprechende Anzahl Stockschläge, bekanntlich die gangbarste afrikanische Strafart.

Hierzulande denkt man darüber jedoch einigermaßen unrichtig, der Neger beurteilt diese Strafe in kindlich naiver Weise viel sachgemäßer. Seiner Ansicht nach wird damit nichts weiter bezweckt, als die Bestrafung durch körperlichen Schmerz. Diesen ertragen

die Leute teils ruhig, teils geben sie der augenblicklichen Situation auch lauten Ausdruck, mit der Strafe ist dann aber auch die Sache vollkommen erledigt.

Dergleichen gilt jedoch wohlverstanden nur für die Fälle, in denen die Strafe richtig abgemessen und der Bestrafte auch wirklich schuldig ist. Wollte man in harter Weise oder irgendwie ungerecht strafen, dann verletzt man das Rechtsgefühl, welches bei jenen Leuten ebenso gut entwickelt ist, als bei dem feinfühlenden Europäer. In solchem Falle sieht der Neger in den Schlägen nicht mehr das Mittel, um zur Strafe einen physischen Schmerz zu erwecken, sondern er empfindet dann selbige als Mißhandlung und gegen diese empört sich das seelische Empfinden, sagen wir das natürliche Ehrgefühl.

Mancher Mann, glaube ich, wird mir beipflichten, daß diese Denkungsweise der Schwarzen überaus richtig ist.

Jener Msukuma bekam mit Fug und Recht seine Schläge und außerdem dieselbe Strafe wie seine übrigen Genossen, die sammt und sonders Ketten-Arrest erhielten, da einfacher Arrest überhaupt so gut wie garnicht verhängt wurde.

Beim Ketten-Arrest wurden mehrere Leute durch eine lange und dabei leichte Kette mit einander verbunden, so daß, wie ein derber Scherz es nannte, „eine geschlossene Gesellschaft“ entstand. Die Kette sollte nicht sowohl eine Erschwerung der Strafe bilden, als vielmehr das Entlaufen der Leute verhindern, da die Gefangenen am Tage stets im Freien Beschäftigung fanden. Hätte man die Leute frei zur Arbeit geführt, so würden sie mit Leichtigkeit entsprungen sein, oder es hätte einer unverhältnismäßig großen Zahl von Aufsehern bedurft.

Vier Wochen später bereits waren die Wasukuma wieder in Freiheit und gaben von da ab keinen Grund mehr zu ernsterem Einschreiten. Selbst mit der Straßenordnung hatten sie sich befreundet, wenn das auch nicht immer ganz glatt abgegangen war und besonders Telekesa hin und wieder etwas Verdruß eintrug.

Im allgemeinen hatten sich die in Bagamojo und meist auch auf andern Stationen eingeführten Neuerungen oder vielmehr Ver-

besserungen schneller eingebürgert, als ich zu hoffen gewagt. Besonders erfreulich war es dabei, daß nicht einmal eine Verstimmung oder Einschüchterung der Bewohnerschaft stattfand, dieselbe fühlte sich vielmehr recht wohl und einigen schien manchmal sogar der Kamm zu schwellen.

Während anfänglich selbst berechtigte Forderungen nur in Form einer Bitte vorgetragen wurden, traten jetzt hin und wieder die Leute weniger bescheiden auf. Ursprünglich begegnete uns jedermann nicht allein höflich, sondern in oft geradezu unterwürfiger Weise, während es mir nach einigen Wochen scheinen wollte, als fehlte es manchmal am nötigen Respekt. Zum Teil mochte dies daher kommen, daß in dem von Tage zu Tage mehr belebten Bagamojo sich der Einzelne nicht mehr so beobachtet fühlte, als vorher, zum Teil mochten sich einzelne unser Entgegenkommen etwas falsch auslegen.

Da hieß es für mich dann natürlich, den Leutchen den Standpunkt klar machen, sie nicht vergessen lassen, daß wir jetzt die Herren waren und bleiben wollten.

Allerdings war nicht daran zu denken, daß der Aufstand neuen Zulauf finden könnte, wohl aber konnte sich ein gewisser passiver Widerstand entwickeln, durch welchen die Einführung verschiedener unbedingt nötiger Neuerungen verhindert, oder aufs Nachteiligste in die Länge gezogen wurde. Es mußte so recht ad oculos demonstrirt werden, daß wir die Herren im Lande seien und deshalb befahl ich, daß Indier wie Araber und Neger einen jeden Europäer zu grüßen hätten, während letztere angewiesen waren, solchen Gruß entsprechend zu erwidern.

Diese Maßregel kann sehr leicht kleinlich erscheinen, an und für sich war es mir auch herzlich gleichgültig ob die Leute grüßten, ja eigentlich war es sogar unbequem, denn nunmehr mußte ich ja selbst immerzu grüßen, oder jambo, jambo rufen. Allein so geringfügig es auch erscheint, es lag, möchte ich sagen, ein tiefer Sinn im kindischen Spiel.

Der Orientale ist ungemein äußerlich und förmlich, durch den dargebrachten Gruß erkannte er an, daß er den Herrn vor

sich sah und wurde immer auf's neue daran erinnert. Die Schwarzen aber, welche tief aus dem Innern kamen, bemerkten sehr wohl, mit welcher Achtung man uns Deutschen begegnete, lernten sofort in uns die Herrscher kennen. Es war ein Wurf, der nach allen Seiten hin seine Kreise weiterzog, durch den eine gewisse Disziplin geweckt werden sollte.

Freilich täuschte ich mich darüber nicht, daß im Laufe der Zeit die Zügel wieder etwas gelockert werden mußten, und später jene Maßregel ganz einschlafen würde, allein bis dahin konnte sie die gewünschte Wirkung hervorbringen und hat sie auch wirklich hervorgebracht.

Die Araber kamen dem Befehl getreulich nach, und ich selbst verfehlte nie, ihre Höflichkeit mit Gleichem zu vergelten, um so mehr, als ich mir bewußt war, ziemlich viel zu verlangen.

Überhaupt war der Schritt etwas gewagt, und zwar wegen den Indier. Letztere sind bekanntlich englische Unterthanen oder richtiger gesagt Schutzbefohlene, ein Umstand, der oftmals zur Vorsicht zwang. Im Grunde genommen war den Indiern jenes Verhältnis höchst gleichgiltig und wenn's ihnen einmal nicht in ihren Kram paßte, schienen sie es überhaupt garnicht zu kennen. Glaubten sie aber andererseits, sich irgend einer ihnen nicht behagenden Maßregel in Folge jenes Rechtsverhältnisses entziehen zu können, dann besannen sie sich sofort auf ihre Zugehörigkeit zu England und waren gar flink mit einer Beschwerde beim General-Konsul bei der Hand.

Zweifelsohne herrschte zwischen Engländern und Deutschen eine scharfe Rivalität, die um so größer war, als John Bull sich um einige afrikanische Pferdelängen von uns geschlagen sah. Deshalb hieß es, vorsichtig alles vermeiden, was Gelegenheit zu irgend welchen Klagen gab. Dadurch, daß ich den Europäern das Nämliche wie den Indiern auftrug und letzteren meinen Wunsch in mehr jovialer als herrischer Weise ausdrückte, hatte ich mich nach dieser Richtung hin gesichert.

Lange dauerte es indessen leider nicht, und der eine oder andere Indier zeigte wenig Neigung zum Grüßen. Offen ge-

ſtanden war mir das äußerſt ſtörend, denn hier mit Polizeiſtrafen vorgehen, hieß ſoviel, wie ſich einer unter Umſtänden berechtigten Beſchwerde ausſetzen, andererſeits mußte ich aber auch verſuchen, mein Ziel zu erreichen. Da kam halb und halb der Zufall zu Hilfe.

Lieutenant Sulzer hatte ſeiner Geſundheit wegen vom Kingani nach Bagamojo zurückkehren müſſen. Auch er ſah das Nützliche des Grüßens ein und war rieſig ſcharf hinter dieſer Straßendisziplin her. Eines Tages kam er ärgerlich zum Schauri mit der Meldung: „Eben hat mich ein Indier nicht gegrüßt (ich glaube er hieß „Ali" und nenne ihn drum ſo), der Kerl hat das ſchon oft und zwar abſichtlich nicht gethan. Als ich ihn dann zur Rede ſtellte, hat er vor den Leuten ſich in frecher Weiſe benommen."

„Wodurch hat ſich denn letzteres gezeigt?"

„Hm! eigentlich nur durch Haltung und den unverſchämten Ton, in welchem er mir erklärte, er brauche das überhaupt nicht. Ich habe den Kerl gleich mitgebracht, da iſt er."

Das Bürſchchen war mir längſt bekannt, es war einer von denen, die es immer liebten, Schwierigkeiten zu machen. Man konnte es ihm jetzt ſchon anſehen, daß er nicht geſonnen ſei, ſich gutwillig zu fügen, und ſo unangenehm es mir auch war, ich mußte vorwärts.

„Du haſt hier den Bana nicht gegrüßt?"

„Nein, ich habe ihn nicht gegrüßt."

„Warum nicht?

„Weil ich ihn nicht geſehen habe."

„Er iſt aber dicht an Deinem Laden vorbeigegangen."

„Ja, aber vor meinem Laden ſind immer viele Leute, da habe ich ſehr viel zu thun und es kann kommen, daß ich Dich auch nicht grüße."

„Was, Du willſt mich nicht grüßen? Soviel Zeit, wie zu einem Salaam gehört, haſt Du immer."

„Ja, Bana, aber ich muß ſehr aufpaſſen, ſonſt werde ich zu leicht von den Leuten, die immer dort ſtehen, beſtohlen."

Da kam mir ein glücklicher Gedanke.

„Beſtohlen? Hat Dich denn ſchon jemand beſtohlen?"

„Gewiß, Bana, und zwar mehr als einmal," entgegnete Ali, der ſich während der ganzen Unterhaltung abſichtlich möglichſt vernachläſſigte.

„Das thut mir aber leid," entgegnete ich ihm. „Es darf Dir nichts geſtohlen werden, ich will es verhindern, und dann wirſt Du hoffentlich auch dankbar ſein und wir werden gute Freunde."

„Ach, Herr Mariano," fuhr ich fort, „ſagen Sie doch Achmed Fahim auf arabiſch, er ſoll dem Ali einen Poliziſten vor das Haus ſtellen, welcher nicht duldet, daß ſich Leute anſammeln, denn der Mann iſt mehrfach beſtohlen."

Einige Araber, die den Befehl mit anhörten, amüſirten ſich nicht wenig, ſie durchſchauten den Plan und wußten ganz genau, was kommen mußte.

Am folgenden Tage ſchon kam Ali händeringend zum Schauri gelaufen; zunächſt aber mußte er ſich noch gedulden, ich ließ ihn abſichtlich zappeln, bis die Reihe an ihn kam.

„Ach, Bana, ich habe eine große Bitte."

„Was denn, biſt Du ſchon wieder beſtohlen?"

„O nein, Bana, nimm aber bitte den Poliziſten vor meinem Hauſe fort."

„Nein, der ſoll ja verhüten, daß Du beſtohlen wirſt."

„Ach, das iſt ja ganz gut! Jetzt bleibt aber niemand mehr ſtehen, niemand mehr kauft bei mir, alle, welche kommen, kaufen nur bei den Nachbarn."

Das war's ja, was ich wollte, 24 Stunden hatte Ali untröſtlich zuſehen müſſen, wie flott bei ſeinem Nachbarn das Geſchäft ging.

„Herr, nimm nur den Poliziſten weg. Ich werde ſelbſt aufpaſſen, daß nichts mehr geſtohlen wird und" — er war ganz beſcheiden geworden — „ich werde auch recht gut grüßen."

Alles, was beim Schauri ſaß, Männlein und Weiblein, lachten. Die Geſchichte bereitete ihnen großes Vergnügen, während ich mich ſelbſt bemühte ernſt zu bleiben, indem ich entgegnete:

„Du weißt, ich thue Euch gern einen Gefallen, der Poliziſt

ſoll weggehen, wenn Du ihn wieder brauchſt, kommt er ſofort. Wir ſind jetzt gute Freunde," und damit entließ ich ihn mit freundlichem Händedruck.

Der Poliziſt verſchwand und der Indier grüßte auffallend freundlich. —

Um das Erwerbsleben meiner Schutzbefohlenen kümmerte ich mich nicht, ſie behielten ganz freie Hand, denn ſo fühlten ſie ſich am wohlſten. Nur wo es dringend nötig war, wurden ſie überwacht. Waffen und Munitionseinfuhr waren verboten und in dieſem Punkte ward ſcharf aufgepaßt. Was in's Innere gehende Karawanen von ſolchen Dingen bedurften, mußten ſie von uns beziehen, denn nur ſo war eine Kontrole möglich. Die Leute erhielten reichlich, was ſie zum eigenen Gebrauch und Schutz bedurften, mehr aber nicht, um jedem mißbräuchlichen Handel vorzubeugen.

Daneben wendete ich meine Aufmerkſamkeit noch einem anderen Artikel zu, deſſen Einfuhr habſüchtige Händler — übrigens keine europäiſchen Firmen — verſuchten: dem Schnaps.

Sattſam weiß jedermann, wie verderblich Spirituoſen auf Naturvölker wirken, man vergegenwärtige ſich nur die empörenden Folgen des Feuerwaſſers für die nordamerikaniſche Rothaut. Zugeben muß ich freilich, daß für den Afrikaner eine derartige Wirkung nicht zu befürchten ſteht. Der Neger iſt von Mutter Natur mit einem Körper begabt, deſſen Widerſtandsfähigkeit gegen alle möglichen ungünſtigen Einflüſſe geradezu ſtaunenerregend iſt.

Der Afrikaner iſt in dieſer Beziehung unſerer eigenen Race weit überlegen. Wenn aber auch der Branntwein phyſiſch dem Schwarzen nicht ſonderlich ſchadet, einen anderen traurigen Nachtheil führt er herbei: er demoraliſirt jene Menſchenkinder.

Uns allen, die wir damals in Afrika wirkten, war es eine ernſte, heilige Pflicht, zu ſorgen, daß mit unſerer Herrſchaft manches beſſer, nichts ſchlechter wurde. Wohl hätte der Branntweinhandel ein einträgliches Geſchäft werden können, doch das durfte nicht ſein. Der Schnapsimport nach Oſtafrika iſt noch nicht im Flor und dahin darf es auch nimmermehr kommen. Mochte England in Indien mit dem ſchmachvollen Opiumhandel nach China jährlich Millionen

verdienen, wir Deutschen haben als Menschen und Christen die heilige Pflicht, unseren neuen Unterthanen ein ähnliches Gift nicht zu reichen.

Dazu wird auch der Lohn für solches Thun nicht ausbleiben, denn nur so wird es möglich sein, erziehlich auf die Bevölkerung einzuwirken, sie allgemach dahin zu bringen, daß sie thätiger wird.

Es ist das nicht ganz leicht, aber — es geht. Nur die Sache richtig angefaßt und Geduld, Rom ist auch nicht in einem Tage erbaut. Der Karawanenhandel, so reich dieser Strom auch an einigen Plätzen fließt, ist doch nur von untergeordneter Bedeutung gegen das, was sich in Ostafrika erzielen läßt; doch davon ein ander Mal.

Ich verbot also damals schon den Schnaps, und die Muhamedaner waren hierüber sogar erfreut. Es hielt nicht allzu schwer, etwaige Schuldige ausfindig zu machen, und dem ersten, den ich erwischte, schloß ich den Laden auf 3—4 Monate. Eine drakonische Maßregel, ich gebe es zu, aber auch hier hieß es: greife in kein Wespennest, doch wenn du greifst, dann greife fest.

Berauschende Getränke haben die Eingeborenen freilich so wie so, allein diese Getränke sind doch nicht allzu schlimm. Wenn abends die Goma klingt und die Schwarzen händeklatschend dazu tanzen, so trinken sie wohl ihr Pombe oder Tembo, bekneipen sich sogar einmal, aber dann muß das Liebesmahl schon sehr lange dauern.

Pombe ist eine Art Hirsenbier, sieht dem Lichtenheiner Gebräu ähnlich und erinnert auch etwas im Geschmack daran, nur ist der trübe Saft säuerlicher.

Tembo nennt man den Palmenwein, der gar nicht übel von Geschmack ist. Wir schmälerten die Gewinnung jedoch an den Stationsorten allgemach, denn der Ertrag der Palmen leidet dadurch, da der Blütenstiel abgeschnitten und der nunmehr ausfließende Saft in einem Gefäß aufgefangen wird. Wer das an seinen eigenen Palmen that, nun den störten wir nicht, gar zu gern aber geschah es an fremden Bäumen und das wurde verboten.

Alle die bislang aufgezählten Dinge förderten die Ordnung

in Bagamojo, deſſen Bevölkerung von Tag zu Tag zunahm. Mehr und mehr gewannen die Leute zu uns Vertrauen und befreundeten ſich mit den neuen Verhältniſſen.

Keinen kleinen Anteil an dieſem ſchönen Erfolg hatten die braven Miſſionare und zwei Araber Said Magram und Scheich Amér. Beide gehörten vornehmen, einflußreichen Familien an und waren auch während des Aufſtandes uns Freunde geblieben.

Beſonders freute ich mich, als eines Tages Said Magram mir ſagte: „Bana, da iſt ein Mann, der gegen Euch mit gefochten hat und der nunmehr zurück nach Bagamojo will."

„Wie heißt er?"

„Es iſt der Jumbe (Häuptling) Tſchanſi, er war ein Verbündeter Buſchiris, will aber keinen Krieg mehr. Darf er kommen?"

„Sage ihm, er ſoll ſelbſt zu mir kommen. Ich thue ihm nichts. Auch wenn wir nicht einig werden, laſſe ich ihn frei gehen."

Am folgenden Tag ſchon erſchien Tſchanſi, ein Mann in den reiferen Jahren, mit intelligentem Geſicht.

„Hier iſt Tſchanſi", ſagte Said Magran. Ich gab ihm die Hand.

„Nun Du willſt keinen Krieg mehr, ſondern wieder in Bagamojo wohnen?"

„Ja, Bana, ich will nicht mehr Euer Feind, ich will Euer Freund ſein."

„Gut. Wo iſt denn Buſchiri, bei Mpapua?"

„Ich weiß es nicht, aber ich glaube nicht, daß er noch dort iſt."

„Tſchanſi, Du haſt viele Leute (er beſaß einen Anhang von mehreren hundert Leuten, die gegen uns gekämpft hatten), kommen ſie mit?"

„Ja, ſie kommen mit und wollen ſich ihre Häuſer bauen."

„Bringe ſie mit, ich gebe Dir eine Straße, aber Ihr müßt dort ruhig wohnen und Eure Arbeit thun — dann ſind wir Freunde. Wenn Ihr ſchlecht ſeid, dann — ſieh dieſe Kanone an — die Straße liegt in der Nähe."

Gelaſſen betrachtete Tſchanſi das Geſchütz: „Bana, wir wollen keinen Krieg mehr."

Damit war die Sache erledigt. Wie habe ich mich damals gefreut! Es waren die ersten thatkräftigen früheren Feinde, die sich uns anschlossen und die wirklich zu keiner Klage mehr Anlaß gaben.

Draußen im Lande ward's ebenfalls immer friedlicher. Schon zu Gravenreuths Zeiten waren einige Häuptlinge erschienen, um die Unterwerfung ihrer Dörfer zu melden. Jeder von ihnen erhielt einen Schutzbrief. Unter meiner Ägide schritt diese Art der Beruhigung munter fort, bald waren nicht weniger denn 80 größere und kleinere Dörfer gewonnen, denn auch die Wadoë schlossen sich an und ihr erster Häuptling Muëni Pira schickte damals eine große Gesandtschaft mit Geschenken, die mit Gegengeschenken und einem Briefe zurückkehrte.

Die Wadoë machten einen recht guten Eindruck, schwerlich hätte der Unkundige ihnen angemerkt, daß sie im Geruche stehen, noch Menschenfresser zu sein. Ich selbst habe bei meinen Nachbarn einem solchen Diner freilich niemals zugesehen und überhaupt hüten sie sich, einem Europäer dergleichen zu zeigen. Sie bestreiten vielmehr die Thatsache, gelten jedoch bei den Eingeborenen für Kannibalen und ich glaube, daß diese Behauptung nicht unbegründet ist. Schon die Art, wie die Wadoë es ableugnen, einem so schlechten Geschmacke zu huldigen, spricht dafür.

Kam man z. B. in ein Wadoëdorf (Udoë liegt nur wenige Tagemärsche von Bagamojo) und sagte zu den Leuten: „Ihr freßt ja noch Menschen!" dann schnitten sie ein Gesicht und die Antwort hieß:

„Aa! Nein Herr, nein wir nicht, aber dort in dem Dorf da geschieht's noch."

Im anderen Dorfe wurde wieder ein Nachbar beschuldigt und so ging's fort, bis man unter Umständen wieder auf den zuerst besuchten Ort hingewiesen ward.

Jedenfalls kommt die Sache aber selten vor. Der Fremde kann Udoë ruhig durchwandern, sich sorglos nachts zur Ruhe begeben, er wird nicht angeknabbert. Ich habe mich unter den Wadoë sicherer gefühlt, als in verrufenen Stadttheilen mancher europäischen Großstadt, in welche die Neugier so leicht den fremden Besucher lockt.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit war es uns also überall gelungen, mit der eingeborenen Bevölkerung in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Es glückte das um so mehr, als wir nirgends büreaukratisch verfuhren, sondern uns an das praktische Leben hielten, ihm überall Rechnung trugen. Die richtige Behandlung jener Leute will aber erst gelernt sein.

Um dahin zu kommen, darf man sich nicht auf's hohe Pferd setzen, nicht verlangen, daß der Schwarze sich in unsere Anschauungen findet, sondern umgekehrt, wir bemühten uns, in das Gefühlsleben jener Leute einzudringen, uns in ihren Ideenkreis einzuleben, und von hier ausgehend festzusetzen, wie weit unsere Forderungen und Neuerungen gehen konnten.

Der empfindlichste Fleck, besonders auch für mich in Bagamojo, war und blieb die leidige Sklavenfrage. An eine Abschaffung der Sklaverei war zunächst nicht zu denken. Eine solche Maßregel hätte überall nicht nur die größte Erregung, sondern sogar schwere Kämpfe heraufbeschworen, Kämpfe, an denen die ganze besitzende Klasse teilgenommen hätte, Neger so gut wie Araber, denn nicht blos die letzteren halten sich Sklaven. Den Sklaven selbst hätten wir auch keinen Dienst erwiesen, denn ihre Lage ist, von seltenen Ausnahmen abgesehen, keineswegs drückend.

Wir selbst waren naturgemäß Gegner der Sklaverei, allein das war klar, hier konnte nur im Laufe der Zeit Wandel geschafft werden, ein anderes Vorgehen hätte dem Lande zum Fluche und nicht zum Segen gereicht.

So beschränkten wir uns denn überall darauf, die eigentlichen Härten zu beseitigen, das heißt, es ward mit den strengsten Strafen bedroht: Menschenraub und Ausfuhr von Sklaven über See.

Jene Menschenjagden, die oft in grauenhafter Weise ausgemalt werden, finden nur tief im Innern statt, dorthin reichte der Arm der Schutztruppe noch nicht. Nach dieser Richtung vermochten wir nur etwas vorzubeugen, indem der Waffenhandel eingeschränkt und die Sklavenausfuhr verboten war. Der Menschenraub dagegen war an der Küste überall im Schwung. Diese Sache geht ganz einfach vor sich: ein oder auch mehrere Menschen

ſtehlen einen anderen, und verkaufen ihn als Sklaven, ganz ähnlich wie hier zu lande in einer großen Stadt ein Hund geſtohlen und weiter verkauft wird. Dieſem Unweſen wurde der Daumen auf's Auge gedrückt und zwar gehörig, denn ein ſolches Verbrechen war mit Todesſtrafe bedroht. Übrigens war es nicht leicht, die Schuldigen zu finden, wie folgender Fall zeigt.

Eines Tages erſchien ein Schwarzer und meldete mir: „Bana, man hat verſucht, mich zu binden und als Sklaven zu verkaufen."

„Wo iſt denn das geſchehen und wann?"

„Geſtern und nur wenige Stunden von hier."

„Haſt Du Dich denn nicht gewehrt?"

„Ja, und meine Freunde haben mir geholfen."

Dieſe Freunde waren als Zeugen mit erſchienen und beſtätigten ſämmtlich die Ausſage. Nun, ein ſolches Vorkommnis in der Nähe von Bagamojo erſchien denn doch zu unverſchämt; ich beſchloß, den Übelthätern kräftig zuzuſetzen, zunächſt jedoch meine Abſicht geheim zu halten, um zu vermeiden, daß ſelbige von Geſinnungsgenoſſen gewarnt werden könnten.

„Ich habe jetzt noch viel zu thun," ſagte ich den Leuten, „ſchlaft hier in der Station, ihr ſeid da ſicher und bekommt auch zu eſſen, morgen wollen wir dann großes Schauri halten."

Morgens um 3 Uhr ſtand aber ſchon eine Abteilung Soldaten bereit; meine Schützlinge wurden geweckt.

„Zeige mir den Weg, ich will Deine Feinde fangen."

Kurz nach Sonnenaufgang war der Platz erreicht. Inmitten gut gehaltener, ausgedehnter Felder lag ein freundliches Dörfchen, an deſſen Ende ein ſtattliches Haus mit Nebengebäuden lag.

„Dort wohnt mein Feind," ſagte der Führer.

Schnell war der Platz umſtellt, dann drangen wir in das Gehöft ein. Unſer Eindringen geſchah ſo überraſchend, daß keinerlei Widerſtand ſtattfand. Ich glaube übrigens, die Leute hätten ſich viel lieber auf und davon gemacht, als auf uns geſchoſſen, obgleich ſie geladene Gewehre beſaßen.

„Ihr habt Menſchen ſtehlen wollen," ſagte ich den Ergriffenen.

„Nein, Herr."

„Das werden wir sehen. Ihr müßt mit nach Bagamojo, dort wird Schauri gehalten."

Am folgenden Morgen begann der Prozeß, der Kläger erzählte den Vorgang.

„Ist das wahr, was Du sagst?"

„Ja, Herr, ich habe die Wahrheit gesagt, frage hier diese Leute."

Seine Begleiter bestätigten die Angabe.

„Nun," wendete ich mich zu dem Beklagten, „was hast Du zu sagen?"

„Bana, das ist alles gelogen. Ich habe dem Manne gar nichts gethan, aber er hat versucht, mich zu stehlen, meine vielen Freunde haben mich dann befreit. Nun hatte er Angst, daß ich zu Dir gehen und mich beklagen würde, deshalb ist er zuerst zu Dir gekommen, weil er denkt, daß Du dem glaubst, der den andern verklagt."

„Aber alle seine Leute sagen doch auch, Du wärest schuldig."

„Bana, frage doch auch meine Freunde."

Letztere waren in ziemlicher Zahl erschienen und bestätigten durchweg die letzte Aussage. Beide Parteien waren ungefähr gleich stark, eine derselben log ganz entschieden, aber welche? Das zu entscheiden war mir unmöglich, auch auf den Gesichtern war nichts zu lesen, die ganze Gesellschaft sah aus, als ob sie kein Wässerchen trüben könnte.

Durch Herrn Mariano ließ ich auf arabisch Said Magram und Scheich Amér befragen, was sie von der Sache hielten. „Herr," lautete die Antwort, „auch wir werden daraus nicht klug und wenn wir das nicht können, dann bekommst Du es erst recht nicht heraus. Die Wasaramo lügen sehr viel, wahrscheinlich haben beide etwas Unrechtes gethan, lasse alle prügeln und dann jage sie fort."

Das war nun freilich nicht nach meinem Geschmack; wohl mochten die Araber recht haben, ebenso gut konnte aber auch der eine oder der andere unschuldig sein, deshalb schlug ich einen anderen Weg ein. „Ich habe keine Zeit mehr," hieß es, „mich mit der Sache zu beschäftigen, macht, daß Ihr fortkommt. Aber

das sage ich Euch, kommt so etwas noch einmal vor, dann sperre ich Euch alle ein, bis ich die Schuldigen heraus habe und diese werden aufgehängt. Ihr wißt, wir Deutschen thun, was wir sagen."

Kläger und Verklagte marschirten ab. Eins aber war, glaube ich, erreicht, der Schuldige freute sich, so gut wegzukommen und die Versprechung etwaigen Aufhängens lag ihm doch in den Gliedern; der Unschuldige hingegen war zufrieden, daß ihn der Bana kuba angehört und seinem Feinde mit solcher Strafe gedroht hatte. Daß die Strafe unter Umständen eintrat, merkten die Leute gar bald, denn nicht viel später ward in der That ein übel beleumundetes Individuum ertappt, als es neun hübsche Kinder, meist Mädchen, nach Sansibar zu verschiffen versuchte. Es war ein alter Sünder und ein gerissener Halunke; die Kinder waren so eingeschüchtert, daß sie zuerst alle angaben, sie wollten dem Mann freiwillig nach Sansibar folgen. Nach einigen Tagen jedoch gestanden die armen Geschöpfe auf der Mission, wo ich sie untergebracht hatte, daß sie von dem Kerl ihren Eltern tief im Innern mit Gewalt weggenommen seien, und daß er ihnen furchtbare Strafen angedroht habe, wenn sie uns solches sagten.

Der Fall ward öffentlich in Bagamojo bekannt gegeben und darauf der Verbrecher mit Genehmigung des stellvertretenden Reichskommissars aus der Liste der Lebenden gestrichen. Wohl ist es schwer, ein solches Urteil zu fällen oder zu bestätigen, aber das hilft nichts; es ist besser, einen unverbesserlichen Unmenschen zu vernichten und zu zeigen, daß man Ernst macht, als daß man aus schwächlicher Humanität solchen Menschen das Leben läßt und sie blos einsperrt. Man würde damit ähnlichem Gelichter keinen großen Schrecken einjagen und auf sich selber die Schuld laden, daß harmlose, friedliche Leute in ihrer eigenen Sicherheit Gefahr laufen und ihr Familienglück zerstört wird.

Glücklicherweise war es nur sehr selten nötig, zu diesem äußersten Mittel zu greifen, fast stets ließ sich die Sache milder erledigen. Besonders vermochte ich dies in einem ziemlich hervorragenden Falle zu thun.

Eines Tages traf in Bagamojo eine nicht allzu große Karawane

tief aus dem Innern ein. Frauen waren dabei faſt gar nicht vertreten, wohl aber zählten wir 40 kleine, im Alter von 7—10 Jahren ſtehende Kinder. Das erregte Verdacht, offenbar waren dieſelben zum Verkaufe beſtimmt. Ich ließ den Kirangoſi kommen.

„Höre! Du haſt ſehr viele Kinder mitgebracht. Du willſt ſie doch verkaufen, wie viel koſtet ein Kind?“

„Bana, ich verkaufe ſie nicht.“

„Ach was, Du verkaufſt ſie doch, denn die Mütter ſind ja nicht mitgekommen.“

„Nein, die Mütter ſind unterwegs geſtorben, ich verkaufe kein Kind, Du haſt es ja verboten.“

„Nun, das iſt Recht von Dir, Du weißt ja, was geſchieht, wenn Du es doch thuſt. Ich habe die Kinder zählen laſſen, es ſind 40; wenn ihr wieder fortgeht, laſſe ich wieder zählen und alle Kinder müſſen mitgehen.“

„Bana,“ ſagte der alte Fuchs, „es werden dann aber nicht mehr ſo viele ſein, denn Kinder ſterben leicht, beſonders wenn die Mutter todt iſt.“

„Wenn ein Kind ſtirbt, dann merke ich mir das, aber Du mußt jedes todte Kind zu mir bringen, damit es der Arzt genau anſieht.“

Der Schlauberger verzog keine Miene.

„Wenn Du dann abmarſchirſt, mußt Du ja von mir eine Barua (Brief) mitnehmen, da ſteht auch darin, wie viele Kinder und Leute Du mit haſt. Am Kingani zählen unſere Soldaten und in Mpapua, wo Bana Wiſſmann ſich befindet, wird auch nachgeſehen.

Mit dieſer Mitteilung entließ ich den Kirangoſi. Die Karawane zog ſpäter mit allen Kindern wieder ab. Dieſes Verfahren, wenn es ſich bei jeder Gelegenheit wiederholt, trägt ſicher gute Früchte, die Sache ſpricht ſich im Innern herum, und die Leute hüten ſich dann, Kinder mit zur Küſte zu bringen.

Nebenbei waren wir auch auf allen Stationen bemüht, das Loos der Sklaven ſicherzuſtellen. Hatten die Leute wirklichen Grund zu Beſchwerden, ſo fanden ſie ſtets bereitwilligſt Gehör,

und kein Sklavenhalter hätte es gewagt, sich deshalb an einem Sklaven zu rächen.

Ich selbst habe diese Sklavenwirtschaft, die ich mir auferlegte und auferlegen mußte, oft genug im Stillen verwünscht, denn es gab ohnehin mehr als genug zu thun, die leidigen Gesuche und Beschwerden der Sklaven und ihrer Herren nahmen oft aber den halben Morgen in Anspruch. Noch öfter jedoch als die Sklaven traten die Herren selbst mit Beschwerden an mich heran, und dabei lernte ich zu meinem Erstaunen einsehen, daß die Sklaven sich vielfach Freiheiten herausnahmen und beanspruchten, auf die in anderen Ländern sogar der freie Mann Verzicht leistet, wohl einsehend, daß das Leben und der Kampf um's Dasein schlechterdings Anforderungen mit sich bringt, denen man sich nicht entziehen kann.

Neben der Sklaverei existirt jedoch etwas anderes, das viel verderblicher wirkt und wovon unsere Menschenfreunde daheim herzlich wenig wissen: der bei einigen Stämmen übliche Kindermord. Den Grund dazu bilden ausschließlich abergläubische Ideen, nichts weiter, denn Nahrungsmangel kommt gerade in jenen Länderstrichen nicht vor. Auch sind die Eltern, unbedingt wenigstens die Mütter, ihren Kindern sehr zugethan. Deshalb sind sie es auch nicht, die jene widernatürliche That verrichten, sondern meist geschieht dies durch Weiber, denen ähnliche Dienste wie unseren Hebammen obliegen.

Frère Alexandre von der Missionsstation in Mandera hat hierin scharfe Beobachtungen gemacht und sie mir selber mitgeteilt; leider war ich aber damals nicht in der Lage, diesen traurigen Zuständen abhelfen zu können. Hier kann nur schärfste Überwachung und rücksichtsloses Durchgreifen Wandel schaffen. Meine Kräfte in Bagamojo reichten dazu nicht aus, ich mußte mich damit begnügen, die Sache für später ad notam zu nehmen und zunächst nur in Bagamojo und seiner nächsten Umgebung Ordnung zu halten, resp. zu schaffen.

Dies Ziel nach einiger Zeit erreicht zu haben, war meine höchste Freude. Mit Arabern und Belutschen standen wir verhältnismäßig schnell auf dem besten Fuße und meilenweit konnte

man in's Land hineinreiten, da fiel kein Schuß mehr aus den Büſchen, friedlich blieben die Leute ſtehen oder ließen die Arbeit halbneugierig liegen, um dem weißen Manne nachzuſchauen. Sie alle hatten einſehen gelernt, daß ihnen kein Leides geſchah, daß wir unſere Feinde zwar ſcharf angriffen, die Rechte und das Beſitztum aller anderen aber achteten und ihre althergebrachten Sitten und religiöſen Anſchauungen ſchonten.

Das war es, was Wiſſmann wollte und was wir, ſeine Untergebenen, im Intereſſe unſerer deutſchen Sache erſtrebten.

---

11. Unruhige Zeiten.

Zwei und einen halben Monat war ich bereits Stationschef von Bagamojo, und mit dem Orte und ſeinen Bewohnern gut Freund. In Frieden und ſüßer Eintracht — von den leidigen Sklavengeſchichten abgeſehen — ſchwanden die Tage dahin. Das Kriegsbeil ſchien begraben zu ſein, die Friedenspfeife machte die Runde, wenigſtens bei den Karawanenleuten, die zu Tauſenden in ihren Lagern ſich ganz wohl fühlten.

Leider waren dieſe Pfeifen aber nicht mit Tabak, ſondern mit Haſchiſch gefüllt, deſſen Wirkungen für den menſchlichen Organismus ganz und gar nicht zuträglich ſind. Die Art des Rauchens, ich ſchaute oft zu, iſt ein wunderlicher Genuß. Tief aus der Bruſt heraus atmend, wird der Rauch in langen Zügen der primitiven Holzpfeife entlockt, bis hin und wieder den Raucher ſcharfe Huſtenanfälle unterbrechen. Allnächtlich ſelbſt konnte man das laute, ſcharfe Huſten vernehmen. Das ſoll nun ebenfalls ſchon, nach Behauptung der Leute, ein Vergnügen ſein; wenn die halbſtumpfſinnige Betäubung, die ſpäter folgt, jedoch ähnlich ſchmeckt, dann muß es ein ſonderbarer Genuß ſein, das Haſchiſchrauchen. Hoffentlich gelingt es im Laufe der Zeit, dieſen Brauch — oder richtiger Mißbrauch — einzudämmen, vielleicht indem man

eine Steuer darauf legt, daß den Rauchern Hören und Sehen vergeht.

Doch wie gesagt, die Leute konnten sich in vollster Gemütsruhe ihrer Pfeife hingeben, während sie neben dem kleinen Feuer bei ihrer Lagerhütte hockten; sie wurden dabei ebenso wenig gestört, wie der Bauer bei seiner Feldarbeit und der schachernde Indier in seinem Laden.

Von Wissmann waren gute Nachrichten eingetroffen. An einer einzigen Stelle hatte Chef Schmidt eine große feindliche Abteilung gefunden und zersprengt, sonst war der ganze Zug friedlich verlaufen. Die Häuptlinge am Wege hatten sich durchweg entgegenkommend gezeigt und jetzt war die Expedition oben in Mpapua, 320 Kilometer von uns entfernt, damit beschäftigt, an jenem wichtigen Knotenpunkt großer Karawanenstraßen eine neue Station anzulegen und zu befestigen.

Von Buschiri wußte man nichts Genaues. Bald sollte er hier, bald dort sein, bald Angriffspläne schmieden, bald den ganzen Anhang verloren haben. Jedenfalls war er Wissmann ausgewichen und befand sich tief im Innern.

Wenn er kommt, werden wir's schon hören, über Nacht kann er nicht da sein, dachte jeder und hatte dabei ganz Recht. Deshalb schlief der militärische Dienst aber natürlich nicht ein, besonders der Wachtdienst ward scharf gehandhabt, daneben, ganz wie in der Heimat, exerzirt, nach der Scheibe geschossen, und was dergleichen nützliche militärische Übungen mehr sind.

Eines Tages ging ich in später Nachmittagsstunde wieder zur Mission hinaus. Wir alle thaten das fast alltäglich, und die sinkende Sonne sah dort die meisten von uns mit den Missionaren auf der Veranda plaudernd beisammen sitzen, während Bruder Oskar das übliche Getränk kredenzte: eine frische, prächtige Kokosnuß.

An jenem Tage, es ist mir noch, als wär's gestern geschehen, schlenderte ich unter den Orangenbäumen dahin, an dem ausfließenden Saft einen Schmetterling oder Käfer fangend, als der gute Père Etienne, sein Käppchen lüftend, mit freundlichem Gruß herankam. Heute sah er garnicht so ruhig und heiter als sonst aus.

„Was giebt's denn, Père Etienne, Sie sehen ja ganz anders aus wie gewöhnlich?"

„Es sind böse Nachrichten aus dem Innern gekommen!"

„Doch nicht von Wissmann?"

„Nein, aus Tununguo" (Tununguo liegt in Ukami, nahe bei Mafitiland), „Buschiri hat sich mit den Wahehe und Mafiti verbündet, und zieht mit Tausenden von ihnen zur Küste."

„Mit Wahehe und Mafiti? Zu denen geht doch so leicht kein Fremder."

„Nein, aber Buschiri hat sie für sich gewonnen, das wird eine schlimme Zeit werden. Wenn er nur nicht die Mission in Tununguo angreift."

„Buschiri hat doch sonst Ihre Missionen verschont."

„Buschiri ja, aber die Wahehe und Mafiti kehren sich an nichts, es sind wilde Gesellen, sie plündern und morden wo sie hinkommen in grauenhafter Weise."

Dann erzählte er weiter von dem schwarzen, kriegslustigen Volke, auch noch als wir mit den andern auf der Veranda beisammen saßen.

„Père Etienne sorgt sich um seine Station in Tununguo", sagte ich später zu Bruder Oskar, als ich mit ihm allein war, „aber ich glaube, er sieht alles zu schwarz an." Doch Bruder Oskar schüttelte den Kopf.

„Sie wissen, ich glaube nicht gleich alles, was die Neger erzählen, die aus dem Innern kommen. Doch dieses Mal ist an der Geschichte was dran, ich habe die Leute selber gesprochen und kenne die Schwarzen fast wie mich selbst: die Mafiti sind auf dem Kriegszug und kommen."

Das war die erste Nachricht, und nicht blos wir, auch die Leute in der Stadt hörten natürlich davon. Von Beunruhigung war indessen nichts zu verspüren, den Schwarzen war die Geschichte ziemlich gleichgiltig, weil der Feind noch zu weit entfernt war, und wir Europäer zweifelten überhaupt noch an der Richtigkeit.

In Afrika hört man immer so viel Gerüchte, die regelmäßig übertreiben, daß man sich daran gewöhnt, kein zu großes Gewicht

darauf zu legen. In dieſem Falle erſchien es uns vor allem wunderbar, daß Buſchiri ſich mit den Wahehe und Mafiti verbündet haben ſollte. Dieſe Stämme wohnen ziemlich weit nach dem Innern zu, gehören den Suluvölkern an, und ſind ſchon vor längerer Zeit von Süden her in ihr jetziges Gebiet eingedrungen. Äußerſt kriegsluſtig, ſind dieſe Völker der Schrecken aller umwohnenden Neger geworden, und auch die Araber betreten ungern jenes Gebiet; während ſie ſonſt ſehr gern die Herren ſpielen, ſind ſie dort recht vorſichtig.

Um ſo wunderbarer mußte es erſcheinen, daß Buſchiri ſich mit ihnen verbündet hätte. Andererſeits wiederum lieben es gerade die Mafiti (Mafiti heißt räuberiſche oder kriegeriſche Menſchen), zum Zwecke der Plünderung aus ihrem Gebiete heraus Kriegszüge zu unternehmen, Züge, die oft 200, ſelbſt 300 Kilometer weit reichen.

Möglich, daß Buſchiri ſie zu ſolchem Zug gereizt und ſich ihnen angeſchloſſen hatte. Nun, das mußte ſich ja bald zeigen, vorläufig konnten wir nichts weiter thun, als abwarten. Kurz vorher hatte ich eine Verſtärkung der Umwallung von Bagamojo ins Werk geſetzt, und war damit in jenen Tagen zu Ende gekommen, es war dies eine Anpflanzung von Feigenkaktus vor dem Drahtzaun. Dieſer Kaktus mit ſeinen gewaltigen, ſehr ſpitzen Stacheln iſt ein unpaſſirbares Hindernis, wächſt raſch und leicht, es brauchen nur einzelne Pflanzenteile in die Erde geſteckt zu werden, ſo daß man damit ſehr ſchnell eine ſichere Umzäunung herſtellen kann. Leider war unſere Anpflanzung noch zu jung, nur an einzelnen Stellen gewährte ſie ſchon etwas Schutz.

Nächtlicher Alarm war jederzeit geübt worden, jetzt ließ ich ihn noch häufiger ſtattfinden, nicht ſowohl der Truppe, als der Stadtbevölkerung wegen, damit dieſe ſich ſo daran gewöhnte, daß ſie auch im Ernſtfalle keine Thorheiten beging. Die Bürgerſchaft fand ſich auch ſehr gut darein, und blieb, ſo wie es vorgeſchrieben war, in ſolchem Falle, Thüren und Fenſter ſchließend, zu Hauſe.

Inzwiſchen waren wieder einige Tage in tiefſter Ruhe vergangen, da begannen die Gerüchte von neuem. Ein Jumbe aus

dem westlichen Usaramo kam zu mir mit der Meldung, daß große Scharen von Mafiti den oberen Kingani erreicht hätten und den Strom entlang zögen. Von Tag zu Tag mehrten sich jetzt die Nachrichten, es unterlag keinem Zweifel, ein neuer Feind zog heran, wenn sich auch näheres noch nicht erkennen ließ.

Sehr gern wäre ich den Ankömmlingen entgegen gegangen, allein das war unmöglich, ich durfte von Bagamojo so weit nicht fort gehen. Noch weniger konnte ich jedoch Rekognoszirungs-Patrouillen soweit entsenden, ich mußte zusehen, ob ich nicht von den Landeseinwohnern Nachrichten erhielt, welche den wahren Sachverhalt erkennen ließen. Lange dauerte es nicht mehr und Scharen flüchtender Wasaramo kamen nach Bagamojo, um Schutz und Hilfe zu erflehen.

Schutz konnte ich ihnen in der Stadt gewähren, aber Hilfe hinaus in's Land bringen, das konnte ich nicht. Leider nicht, denn unendlich gern hätte ich es gethan, die Schilderungen der Flüchtlinge klangen zu traurig. Daß aber die Erzählungen nicht erlogen waren, konnte man den Gesichtern der armen Kerls ansehen, wenn sie zur Station kamen und flehten:

„Bana, die Mafiti sind da, oben bei Usungula (4 Tagemärsche von Bagamojo) verwüsten sie die Felder, rauben alles was wir haben, ermorden unsere Frauen und Kinder. Wir sind jetzt Freunde, Ihr seid die Herrn, wir gehorchen Euch, aber nun müßt Ihr uns auch helfen."

Die Leute hatten Recht, nur zu Recht, es schnitt mir in die Seele, wenn ich die Ärmsten wegschicken mußte, ohne zu helfen, wo ich es doch so gern gethan hätte, aber konnte ich denn? Unmöglich. In Bagamojo waren nur 70 Soldaten, mit diesen Buschiri und den Mafiti, die zu Tausenden waren, mehrere Tagemärsche entgegenzuziehen wäre Wahnsinn gewesen, noch dazu da alsdann Bagamojo ohne allen und jeden Schutz blieb. Die Stadt zu erhalten und zu schützen war meine erste Pflicht, hier fand jeder, der es nötig hatte, Zuflucht und im Notfalle wurden sogar mittellose Leute gespeist.

Ein energisches Vorgehen war erst möglich, wenn ich den Rest meiner Soldaten wieder hatte, die damals Gravenreuth noch zu Expeditionszwecken in Anspruch nahm. Selbstverständlich war das

Reichskommissariat von mir benachrichtigt, bis jedoch die nötigen Truppen aufgebracht werden konnten, und darüber verging noch eine Reihe von Tagen, mußte ich zusehen, wie ich in Bagamojo durchkam. Die Zahl der Flüchtlinge schwoll mächtig an, fortwährend zogen Scharen derselben nach Bagamojo hinein und zählten sie schließlich nach Tausenden.

Interessant war die Zeit, welche heraufzog, wenn nur meine armen Wasaramo mich nicht so gejammert hätten. Außerdem durfte ich den armen Teufeln nicht einmal sagen, warum ich nicht hinauszog, sonst hätten wir bei den weitesten Kreisen das schon gewonnene Vertrauen wieder verscherzt. Deshalb mußte ich mich sogar, um Zeit zu gewinnen, bis die Truppen kamen, so stellen, als ob ich nur nicht hinaus wolle, weil ich es nicht für nötig hielte.

Als daher eine Anzahl Jumbes hilfeflehend erschien, sagte ich ihnen:

„Ihr habt viele kräftige Männer, sehr viele Männer, auch Gewehre habt Ihr. Pulver und Kugeln will ich Euch geben, dann könnt Ihr die Feinde schlagen."

„Herr, die Mafiti sind zu schlimm."

„Nein, Ihr seid feige."

Mit diesen Worten wendete ich mich scheinbar entrüstet ab.

Doch schon am nächsten Tage bestürmten sie mich auf's neue mit Bitten. Die Armen, ich sah's ihnen mit tiefstem Bedauern an, waren sämmtlich in großer Sorge und doch mußte ich mich immer und immer wieder verstellen.

„Ihr lügt, denn Ihr habt noch gar nicht gekämpft."

„Doch Herr."

„Nun dann fangt mir doch einen Mafiti und bringt ihn hierher."

„Ach das können wir nicht."

„Ihr wollt nur nicht, Ihr sagt mir nicht die Wahrheit, ich werde selbst nachsehen."

Das geschah auch. Am folgenden Morgen ritt ich mit einigen Europäern, begleitet von einer Abteilung schwarzer Soldaten, eine weite Patrouille, doch gab's nichts Besonderes zu sehen, obgleich weit nach Süden in der Richtung auf Bueni, unsere Nachbarstation, vorgedrungen ward.

Abends traf die Meldung ein, der Gegner befände sich schon zwischen Madimula und Dunda und so beschloß ich für den nächsten Tag eine möglichst weite Patrouille. Ich ritt dieses Mal ohne andere Europäer. Es hieß auf alles gefaßt sein, deshalb nahm ich das einzige wirklich flotte Pferd und 10 meiner schnellsten Soldaten. Auf dem Weg, den ich einschlug, traf ich zahlreiche Flüchtlinge. Übereinstimmend behaupteten sie, der Feind sei gar nicht weit.

„Hat er Gewehre?"

„Nein, nur Speere."

„Dann sind wohl keine Araber mit Buschiri dabei?"

„Wir haben nur Mafiti gesehen."

„Da liest Ihr gleich weg?"

„Ach, wir können mit den Mafiti nicht kämpfen, es sind zu viele und sie sind gar zu schrecklich."

Im flottesten Tempo ging's weiter. Bald war die Gegend wie ausgestorben, die Hütten und die Felder alle verlassen, aber noch nicht zerstört. Von einer freieren Höhe hielt ich Umschau. Alles war still, nur in der Ferne stiegen einzelne Rauchsäulen auf, dort war also der Feind, denn in dem ganz verlassenen Lande brannten nur noch die Feuer, welche feindliche Zerstörungswut überall aufflammen ließ.

Ich taxirte die Entfernung. Es mochten wenigstens noch 8 Kilometer sein, soweit konnte ich nicht mehr vordringen, Bagamojo lag schon 10—12 Kilometer hinter mir. Das war das äußerste, was ich mit einer Infanterie Patrouille, und zwar auch nur in Ansehung der flinken schwarzen Beine wagen durfte. Der Vorsicht wegen wählte ich einen anderen Rückweg, hoffend, daß ich dabei vielleicht noch etwas entdeckte. Die fernen Rauchzeichen blieben jedoch das Einzige, was zu sehen war.

Der Rückweg führte mich an der Mission vorbei, wo ich Père Etienne und Bruder Oskar traf und ihnen verkündete, daß von jetzt ab zu ihrem Schutze eine Wache nach der Mission gelegt werde. Für die kleine Garnison kam schwerer Dienst. Einen Tag um den andern kam jeder Soldat auf Wache. Die wachtfreie

Mannschaft fand in anstrengenden Patrouillengängen Verwendung, besonders des Nachts. An der Umwallung entlang und auch in dem Vorgelände gingen, von Europäern geführt, zahlreiche Patrouillen, um jede Überraschung zu vermeiden.

Im Falle des Alarms sammelte sich die ganze verfügbare Mannschaft an einem bestimmten Platz; in der Station und den andern festen, den Stadtrand beherrschenden Gebäuden verblieben nur die zur Verteidigung und Geschützbedienung nötigen Wachen. Die geladenen Geschütze blickten mit der Mündung die Umwallung entlang und es waren Marken angebracht, um auch in der Dunkelheit dem Rohr nach dem Schuß jedesmal wieder die richtige Lage geben zu können.

Am Tage war ein Überfall kaum zu fürchten. Die Wasaramo, von denen sich kaum einer hinausgetraute, nützten freilich nichts, aber die Karawanenleute, besonders die Wasukuma durchstreiften das Vorgelände. Vertrauend auf ihre Schnelligkeit und Findigkeit suchten sie sich dort auf den verlassenen Feldern unentgeltlich Nahrung, und ich hatte unter solchen Verhältnissen gar keinen Grund sie hiervon abzuhalten.

Die gesammten Karawanenleute hatte ich inzwischen ebenfalls in die Umwallung hineingezogen und lagerten sie zwischen Stadt und Meer. Die Leute waren vollkommen zuverlässig, waren an dem neuen Platze sicher und behinderten dort nicht den freien Gebrauch unserer Geschütze gegen das Vorgelände.

Mit den Wasukuma zusammen bezog auch unsere gewaltige Viehheerde Stadtquartier. Den Tag über mußte das Vieh natürlich zur Weide und Tränke getrieben werden und wenn auch Wächter und eine Anzahl Soldaten stets mitgingen, so mußte man doch von Glück sagen, daß die raubgierigen Mafiti ihre begehrlichen Hände noch nicht ausgestreckt hatten.

Die Wahrnehmungen auf meinem Patrouillenritt zeigten mir, daß jeden Augenblick der Angriff kommen konnte, denn was sind 25—30 Kilometer, soweit taxirte ich die Entfernung bis zur feindlichen Hauptmacht, für die Schwarzen.

An demselben Tage kam auch Frhr. v. Gravenreuth, um sich

von der Lage der Dinge zu überzeugen. Er brachte bereits einige Truppen mit und von ihm erfuhr ich, daß die anderen Stationen Befehl hatten, alle abkömmliche Mannschaft zu senden, er selbst ging folgenden Tages schon wieder in See, um diese Angelegenheit zu beschleunigen. Mit meinen Maßnahmen einverstanden, verbot er mir jeden offensiven Vorstoß, damit erst alles zu einem größeren Schlage bereit gemacht werde.

Gravenreuth hatte uns eben wieder verlassen, als ich Tschansi begegnete.

Er grüßte und redete mich an:

„Bana, ich wollte zu Dir, um Dir etwas zu sagen."

„Nun, was denn?"

„Du weißt, daß Buschiri in der Nähe ist."

„Man sagt es, aber es ist nicht sicher, nur Mafiti sind gesehen."

„Buschiri ist auch da, ich weiß es, und wenn es Dir lieb ist, will ich ihn fangen und zu Dir bringen."

Na und ob mir das lieb war.

„Das ist sehr gut, thue das."

„Ja, ich werde es thun, ich möchte deshalb zu ihm gehn. Leute habe ich genug, aber ich habe keine Gewehre und auch kein Geld mehr, um solche zu kaufen. Gieb mir 200 Gewehre und in drei oder vier Tagen ist Buschiri gefangen und hier."

Man kann sich denken, wie groß die Versuchung war, doch ich wagte nicht darauf einzugehen, ich mißtraute Tschansi und schüttelte den Kopf.

Er lächelte und sagte:

„Du traust mir nicht, aber ich bin Dein Freund. Ich lasse Dir meine Frauen und Kinder, meine ganzen Verwandten hier."

Jetzt war die Sache doppelt verlockend, trotzdem ging ich nicht darauf ein.

Wohl schien es, daß Tschansi es ehrlich meinte. Er mochte hoffen, sich durch solche That eine gute Anstellung zu erwerben, außerdem gelüstete ihm auch nach dem Preis, der auf Buschiri's Kopf stand, 10,000 Rupien (15,000 Mk.). Er hatte sicher die feste Absicht, aber eins stand sehr zu befürchten: Wenn Tschansi

wieder neben seinem früheren Führer stand, dann war es sehr leicht möglich, daß plötzlich in ihm wieder muhamedanischer Fanatismus aufflammte, daß er mit seiner bewaffneten Mannschaft zum Feinde überging trotz der zurückgelassenen Geiseln.

So etwas hätte in unserer peinlichen Lage gerade noch gefehlt, und mit den armen Geiseln war doch nichts anzufangen. Wir konnten sie doch nur füttern, aber uns nicht an Frauen und Kindern rächen, wir waren keine Orientalen. So groß die Versuchung auch war, ich lehnte, freilich mit Bedauern, das Ansinnen ab. Tschansi drang nicht weiter in mich und sagte nur:

„Du traust mir nicht, ich weiß es, aber ich bin doch Dein Freund und werde es Dir vielleicht noch beweisen."

Damit ging er.

Unmittelbar nachher fand ich auf der Station einen alten Jumbe, ich kannte ihn, war mit ihm stets zufrieden gewesen und hatte schon gefürchtet, er sei Buschiri zum Opfer gefallen. „Jambo, kalingani (wie geht's)?"

„Schlecht, Herr. Ich hatte mit den Männern draußen bleiben wollen, die Weiber und Kinder hatten wir nach Bagamojo geschickt."

„Jetzt seid Ihr auch ausgerissen?"

„Wir haben gekämpft, aber es waren zu viele Feinde. Wie wir in großer Not waren, rief ich so laut, daß es alle hörten: „lete mfinga, lete" (bringt die Kanone, bringt sie). Da wagten die Feinde sich nicht gleich heran und wir konnten uns wegschleichen und entfliehen."

Die kleine Kriegslist, die der brave Bursche in der That gebraucht hatte, amüsirte uns alle und er erhielt ein Geschenk. Er dankte, dann aber fuhr er fort:

„Wir haben gekämpft, aber wir sind zu schwach, nun hilf Du uns."

„Ich helfe Euch erst, wenn Ihr mir zeigt, daß Ihr wirklich gekämpft habt. Zeigt mir das und bringt Gefangene, oder wenn Ihr das nicht könnt, dann zeigt mir Verwundete oder Waffen der Feinde. Das müßt Ihr doch ganz gut können, aber bis jetzt habe ich noch nichts davon gesehen."

„Ich werde ſie Dir bringen.“

„Wenn ich ſehe, daß es nötig iſt, wird Euch geholfen.“

Ich konnte den Leuten jetzt ein ſolches Verſprechen geben, denn in zwei, längſtens drei Tagen mußten die erwarteten Truppen anlangen.

Während des Schauris ging draußen auf der Rhede S. M. Kreuzer Schwalbe vor Anker. Kapitän Hirſchberg kam ſelbſt an Land und nachdem wir uns begrüßt, beſichtigten wir auf einem Spaziergang die getroffenen Maßnahmen. Er fand alles äußerſt ſachgemäß, bot aber außerdem ſeine Hilfe an. Ich lehnte dieſelbe jedoch ab und mit Recht, wie auch der Kommandant glaubte, denn die Anweſenheit der Schwalbe war an anderen Orten, z. B. Dar es Salaam, ebenſo nötig und vorteilhafter.

Dar es Salaam war gleichfalls bedroht und dort konnte das Schiff dicht am Orte vor Anker gehen und jederzeit wirkſam eingreifen. Bei Bagamojo dagegen lag es weit draußen auf Rhede, kam ein Angriff, ſo geſchah das ſicherlich nachts und dann konnten uns die weittragenden Geſchütze nichts helfen. Bis jedoch das Landungskorps eintraf, war die Entſcheidung in der Hauptſache ſchon gefallen, denn Überfälle und Nachtgefechte ſpielen ſich ſchnell ab.

Ohne jeden Zwiſchenfall verging der nächſte Tag, jeder hörte natürlich immer irgend etwas neues, aber es waren lauter Dinge oder Gerüchte von nebenſächlichem Werte. Um ſo intereſſanter ward es tags darauf.

Die Waſaramo brachten, ſo wie ſie es verſprochen, Verwundete an, die ſämmtlich Hiebwunden am Kopf und Speerſtiche zeigten. Auch feindliche Waffen brachten ſie mit, kleine, zierliche Speere.

Beim erſten Blick darauf ſah man ſofort, daß wir es hier mit einem Volksſtamm zu thun hatten, mit dem wir bislang noch nicht in Berührung gekommen waren. Die unſcheinbare Waffe ließ den Kundigen ſofort erkennen, daß ſie einem kriegeriſchen Volke entſtammten, denn gerade ihre Leichtigkeit machte ſie gleich geeignet zum Werfen aus der Ferne wie zum Handgemenge.

Maſiti und Wahehe haben ihre Kampfweiſe auch ganz ihrer

Waffe angepaßt. Äußerſt geſchickt benutzen ſie das dicht bewachſene Land, um nahe an den Gegner heranzukommen, alsdann folgt der Angriff. Auf vieles Speerwerfen laſſen ſie ſich dabei nicht ein, ihr Hauptziel iſt das Handgemenge, in dem ihre große Überzahl, ſie greifen ſtets in Maſſen an, die Entſcheidung herbeiführt.

Die engliſchen Truppen haben in Südafrika bei den Sulus durch dieſe Angriffsart recht ſchlechte Erfahrungen gemacht, wie außer anderen Gefechten der Tag von Iſandula zeigt, an welchem Cetewayo's Krieger eine ſtarke europäiſche Truppe unter General Chelmsford vollſtändig überrannten und vernichteten.

Ich verſprach den Waſaramo jetzt Hilfe für die allernächſte Zeit. Auch Tſchanſi war zum Schauri erſchienen und nachdem wir allein waren, ſagte er:

„Ich will Dir zeigen, daß ich Dein Freund bin und Dich warnen."

„Nun, was giebt's denn?"

„Buſchiri will in einer der nächſten Nächte angreifen, er kommt aber nur, wenn kein Mond ſcheint. An drei Stellen wird er vorgehen. Ein Teil ſeiner Leute kommt mitten gegen die Stadt, aber die ſollen Euch nur dorthin locken, die große Menge kommt von zwei Seiten am Strand. Er geht deshalb auch nur vor, wenn niedriges Waſſer (Ebbe) iſt, ſodaß er um Eure Befeſtigung herumgehen kann. Die Station und die befeſtigten Häuſer greift er nicht an, er weiß, daß dieſe zu ſtark ſind, aber er wird die Stadt in Brand ſtecken und die Mafiti ſchlagen alles todt und plündern die Läden. Dann, wenn Bagamojo zerſtört iſt, gehen ſie ſofort wieder zurück."

„Wer hat Dir denn das geſagt?"

Er zuckte die Achſeln: „Ich weiß es, es iſt wahr, glaube mir und ſei vorſichtig, recht vorſichtig."

Tſchanſi hatte ganz recht; ſpäter, nachdem ruhigere Zeiten wiedergekehrt waren, hörten wir von anderer ganz zuverläſſiger Seite, daß Buſchiri dieſen Entſchluß gefaßt hatte. Es war genau das, was mehrere von uns fürchteten, nur glaubten wir nicht, daß der Feind ſo viel offenſiven Geiſt beſitzen könne, um das Wagnis

zu unternehmen. Wagnis konnte man indeß den Plan kaum nennen, denn wenn auch unſere Vorbereitungen ſo gut wie möglich getroffen waren, gegen ein ſolches Vorgehen war mit unſeren geringen Kräften faſt nichts zu machen.

Wir konnten wohl eine Zeit lang den Gegner am Strand beſchießen, in der Dunkelheit ihm aber dadurch nicht viel Abbruch thun, denn der Strand fiel zur Ebbezeit 400—500 Meter weit trocken. Die Befeſtigungen in der Umwallung mußten ihre Wachen behalten, es blieben alſo kaum 80 Mann, die man dem Feind am Meeresufer entgegen werfen konnte. Dieſe handvoll Leute wäre im Handgemenge den nach Tauſenden zählenden Gegnern ſchnell unterlegen, faſt nutzlos geopfert geweſen. Allerdings waren dicht am Strande ſchon vor langer Zeit bei der Station Schützengräben ausgehoben und mit Stacheldraht geſchützt, ich zweifle jedoch ſehr, daß die Beſatzung durch ihr Feuer den Gegner zurückgeſcheucht hätte.

Tſchanſi's Nachricht war deshalb recht unangenehm und ich erſuchte ihn, niemand etwas davon zu ſagen. Er verſprach es und hat ſein Verſprechen gehalten, aber von anderer Seite wurde plötzlich Ähnliches erzählt, und ſowie die indiſchen Helden es hörten, regte ſich bei ihnen der Wandertrieb, ſie zeigten große Neigung, nach Sanſibar zu fahren.

Das durfte keinesfalls geſchehen, denn wenn die Geſellſchaft ausriß, erzählten ſie natürlich die übertriebenſten Geſchichten, ihr zurückgelaſſenes Eigentum hätte unbedingt große Einbuße erlitten und unſer Anſehen einen ſchweren Stoß bekommen. Mochte kommen was da wollte, die Leute mußten bleiben, die Situation war unangenehm, aber jetzt war ich nicht mehr Bürgermeiſter, ſondern nur noch Kommandant von Bagamojo und konnte nichts dulden, was unſer militäriſches Anſehen zu ſchädigen vermochte. Ich ließ die einflußreichen Kaufleute kommen und ſagte ihnen:

„Ich habe gehört, Ihr wollt wegen der Maſiti nach Sanſibar. Das iſt Unſinn. In Euern Steinhäuſern habt Ihr nichts zu fürchten, macht ſie nur nachts feſt zu. So lange ich hier bleibe, bleibt Ihr auch. Auf jede Dhau, die ohne meine Erlaubnis abſegelt, wird geſchoſſen.“

Damit war die Sache abgethan und später, als alles gut gegangen, lachten die Leute natürlich und freuten sich, ihre Läden und Magazine nicht verlassen zu haben, denn dort hätten die Karawanenleute und die in die Stadt geflüchteten Wasaramo unbedingt lange Finger gemacht.

Zwei Monate später zeigte mir eines Tages einer der Bekannten in Bagamojo lachend eine deutsche Zeitung. „Da, Herr Chef, lesen Sie einmal" und was fand sich zu meinem Erstaunen? Daß in Bagamojo eine Panik eingerissen und mühsam eingedämmt sei. Damit konnte nur jene Indiergeschichte gemeint sein und deutlich erkannte man wieder, wie die Dinge oft übertrieben werden, nur um sie vielleicht interessanter zu machen, während sich doch alles kurz und einfach erledigte, so daß ich Gravenreuth, als er ein paar Tage später ankam, die Sache und ihre Erledigung kurz meldete.

Weit mehr lag mir etwas anderes am Herzen, nämlich festzustellen, wo der Feind stand. Das war aber ungemein schwer, denn die Massen der Mafiti waren so groß, daß sie an den verschiedensten Stellen sich in Menge zeigten. Diesen Schleier mit Patrouillen zu durchbrechen, war nicht möglich, eine stärkere Abteilung aber konnte nicht entsandt werden, denn das mußte zum Gefecht führen, und vorläufig kam es darauf an, den Gegner, welchen wir immer noch nicht hoch genug anschlugen, nicht kopfscheu zu machen, sondern möglichst nahe heran zu lassen, um ihn dann um so sicherer zu treffen. Von den Landesbewohnern, den Wasaramo, erfuhr man auch nichts, sie getrauten sich überhaupt nicht hinaus. Doch was diese nicht vermochten, das brachten, wenn auch ohne Absicht, die Wasukuma fertig. Eines Tages kam Telekesa mit zweien seiner Leute zum Schauri:

„Hier," sagte er, bringe ich zwei Leute, die können Dir etwas erzählen; sie waren im feindlichen Lager und sind eben erst zurückgekommen."

An Hand- und Fußgelenken sah man bei beiden noch die Reste von Stricken, mit denen sie gefesselt gewesen waren. Auf Befragen durch Dolmetscher erzählten sie, sie wären gestern weit

vor die Stadt hinaus gegangen, dort plötzlich von den Mafiti überfallen, gebunden und in ein Lager vor einen Araber geschleppt worden.

Auf Befragen schilderten sie denselben und zwar so genau, daß es fast so war, als erhielte man ein steckbriefliches Signalement von Buschiri vorgelesen. Wer vielleicht noch gezweifelt hatte, dem mußten die letzten Bedenken schwinden, Buschiri war selbst in höchsteigener Person da. Aber wie stand es mit dem Lager? Die Leute konnten nur angeben, daß es sehr, sehr groß wäre und Unmengen von Mafiti und auch eine Schaar von Arabern dort seien. Wie der Ort selbst oder andere Ortschaften in der Nähe hießen, wußten sie natürlich nicht.

„Wißt Ihr denn, wo es liegt?"

„Ja."

„Nun dann zeigt mir, wo es ist."

Wir befanden uns auf einer freien Plattform und ohne langes Zaudern zeigten die Leute in einer Richtung, die zwischen der Küste und dem Wege nach Dunda hinlief. Da beide findige Burschen waren, ließ sich annehmen, daß sie sich in dieser Beziehung nicht täuschten, die Richtung wußte man, nun kam es noch auf die Entfernung an.

„Wie weit ist es bis dorthin, wie lange seid Ihr gegangen?"

Die Menschenkinder besaßen natürlich keine Uhr, und als Leute aus dem Innern, die sich nie den Kopf über ein Zeitmaß zerbrechen, ließ sich befürchten, daß ich das schwerlich feststellen könnte. Doch der eine besann sich nicht lange, dann entgegnete er:

„In der Nacht haben wir unsere Stricke durchgerieben, als es anfing hell zu werden" (also kurz vor 6 Uhr) „schlichen wir uns aus dem Lager und als die Sonne dort stand," dabei zeigte er an den Himmel, es mußte demnach ungefähr 9 Uhr gewesen sein, „waren wir hier."

„Jombo!" riefen einige Jumbes, die beim Schauri saßen, und die ich gleich anderen Leuten zuhören ließ, denn sie erfuhren die Geschichte doch.

Jombo ist ein Ort oder richtiger ein kleiner Distrikt, südwestlich von Bagamojo, nach unserer Art zu gehen, etwa 4½ Stunden

entfernt. Das konnte sehr gut stimmen, denn die zwei Wasukuma hatten sich selbstverständlich nach Hause gesehnt und ein anderes Tempo angeschlagen, als wir Kulturmenschen es gewohnt sind.

So, nun wußte ich doch endlich, wo der Feind stand und freute mich nicht wenig, als ich Gravenreuth, der am selbigen Tage ankam, die bezügliche Meldung erstatten konnte. Gravenreuth selbst stellte gleich darauf, als er in Dar es Salaam ankam, dort ebenfalls dasselbe nochmals fest.

Die Truppen, soweit solche aufgebracht werden konnten, waren zur Stelle und abends gab Gravenreuth seine Befehle für die Expedition aus, die der Vorsicht wegen, man konnte ja nicht wissen, was dem einen oder anderen passirte, auch der nächstälteste Offizier in Bagamojo, Lieutenant Sulzer, mit in Empfang nahm. Sulzer war allerdings heftig vom Fieber heimgesucht gewesen, seitdem aber die aufregende Zeit hereinbrach, war er wieder ganz der alte, Tag und Nacht auf den Beinen, und voller Erwartung für unsern Zug.

Gravenreuth, für seine eigene Person rücksichtslos brav bis zur Tollkühnheit, ist ein begeisterter Anhänger der Offensive, die ja den Sieg in sich trägt. Deßhalb ging sein Streben sofort dahin: die Truppen sind zusammen, nun hinaus auf den Feind und kräftig zugefaßt. Sein Befehl lautete ungefähr:

„Vor allen Dingen kommt es nicht allein darauf an, die Mafiti zu vertreiben, sondern weit wichtiger ist es, Buschiri's habhaft zu werden. Unsere Truppen betragen 300 Mann. Ich formire 3 Kolonnen. Mit der einen fahre ich nach Dar es Salaam, marschire dann nach dem Kingani hinauf, je nach den Umständen nach Usungula oder Madimula. Von dort dringe ich nach Jombo vor, um den Feind auf Bagamojo zu drängen.

Eine zweite Kolonne unter Chef von Bülow geht von Bueni gegen den Kingani vor, und verhindert, daß der Feind zwischen mir und der Küste nach Süden entkommt. Abmarschzeiten u. s. w. befehle ich Bülow in Bueni (v. Bülow hatte damals die dortige Station).

Sie selbst mit Ihrer Kolonne marschiren so ab, daß Sie in 3 Tagen (am 18. Oktober) in Dunda sind. Dort beziehen Sie Lager, und sperren dem Feinde die Furt über den Kingani. Sie

ſchlagen nur, wenn der Feind angreift, Sie ſelbſt greifen keinesfalls an, der Gegner darf vor meinem Eingreifen nicht beunruhigt werden. Ich rechne beſtimmt darauf, Ihre Kolonne in Dunda zu finden, reſp. ſende Befehle dorthin. Wenn der Feind wider Erwarten abziehen ſollte, ſo ſuchen Sie ihn feſtzuhalten.

Den Schutz von Bagamojo während der Abweſenheit unſerer Truppen übernimmt die Kaiſerliche Marine, ich werde mit dem älteſten Offizier des Geſchwaders das Nötige vereinbaren.

Sehen Sie ferner zu, daß an dem Tage, nachdem Sie Dunda erreicht haben, den Waſaramo und Waſukuma Munition gegeben wird, und ſie bewogen werden vorzubrechen, um als Irreguläre den Feind zu beunruhigen. Geben Sie nochmals bekannt, daß auf Buſchiri 10 000 Rupien ſtehen, für jeden Maſiti erhalten die Waſukuma und Waſaramo 2 Rupien."

Der ganze Befehl zielte darauf ab, den Feind einzukreiſen, und ihn gleichzeitig von verſchiedenen Seiten zu faſſen. Das Prinzip war ganz richtig, dennoch erlaubte ich mir einen Einwurf wegen der Teilung in drei Kolonnen. Ich glaubte allerdings auch, daß jede einzelne ſtark genug ſei, um ſich zu halten, ja ſogar um angreifen zu können, denn wir alle kannten die Maſiti noch nicht, und unterſchätzten ſie wegen ihrer Bewaffnung. Was ich fürchtete war, daß die Verbindung unter den Kolonnen verloren ginge, denn die Orte, an denen bei Beginn der Operation die drei Kolonnen ſtanden, Mabimula und Dunda am Kingani, Bueni an der Küſte, lagen eine von der andern 30—40 Kilometer entfernt.

Auf ſolche Entfernung kann Kavallerie wohl noch Fühlung halten, aber Infanterie, noch dazu kleine Abteilungen, verlieren die Fühlung, und können, ſelbſt bei der Geſchwindigkeit der ſchwarzen Soldaten, die Verbindung nicht rechtzeitig wieder aufnehmen. Ich hätte vorgezogen, alles zuſammenhaltend, in einem ſcharfen Nachtmarſche den Feind zu umgehen, und dann nach kurzer Raſt mit allem anzugreifen. Auch fürchtete ich, daß der Gegner in dem ſehr durchſchnittenen Gelände, wenn er es ernſtlich wollte, doch den einzelnen Kolonnen ausweichen könnte.

Gravenreuth teilte diese Befürchtung jedoch nicht und blieb beim ersten Befehl. Folgenden Tages schon traf die Carola ein und nachdem mit Herrn Capitän Valette, der uns in liebenswürdigster Weise entgegenkam, die Festsetzungen zum Schutze von Bagamojo getroffen waren, dampfte Gravenreuth mit den Soldaten nach Dar es Salaam.

Ich hatte mich, da ich nicht schlagen durfte, entschlossen, nicht direkt auf Dunda zu marschiren, denn dabei wäre ich wahrscheinlich auf größere Theile des Feindes gestoßen. Ich wählte deshalb einen ziemlich großen Umweg über Mtoni auf dem linken Kingani-Ufer und um zu verhindern, daß der Feind, Buschiri hatte sicher Kundschafter in Bagamojo, meinen Marsch vorzeitig erkannte, sprengte ich das Gerücht aus, der Mtonipoſten sei bedroht, ich müßte ihm Proviant, Munition und Verstärkung bringen, sowie die Straße von Bagamojo nach dem Kingani freimachen.

Unter diesem Vorwand konnten in unauffälliger Weise die Lasten, deren wir bedurften: ein eiserner Mundvorrat für die Mannschaft, Proviant für die Europäer und Kisten mit Reserve-Munition, fertiggestellt werden.

Einen Tag später wurde Telekesa gerufen, und ich trug ihm auf, mir Träger zu schaffen. Er that das sofort und gab mir ausgesucht gute Leute. Ihm und den Wasaramo Jumbes teilte ich dann noch mit, daß sie nach meiner Rückkehr vom Kingani Munition erhalten würden, um mit uns zu Felde zu ziehen und dergl. Sichtlich erfreut gingen sie darauf ein und am Abend genoß ich ein wunderbares Schauspiel.

Telekesa hatte eine Menge Leute versammelt und hielt eine große Rede. Ich verstand zwar seine Sprache nicht, aber einzelne Worte, die sich wiederholten, wie Buschiri, Mafiti, Rupien u. s. w. zeigten mir, um was es sich handelte. Da, wo unsereiner beim Schreiben ein Ausrufungszeichen, und der Redner eine Kunstpause macht, um seine Worte wirken zu lassen, machte der alte Telekesa stets einen hohen Luftsprung, während dumpfes Gemurmel das Behagen und den Beifall der schwarzen Zuhörer kundgab. Die Wasukuma hatten sichtliche Neigung mit in's Feld zu ziehen, eine gute Aussicht für uns.

Zum Gefecht ſollten ſie ja nicht mitkommen, aber ihre dichten Schwärme waren ganz dazu angethan, dem geſchlagenen Feind gründlich zuzuſetzen, ihn ſo zu verfolgen, wie man es nur wünſchen konnte.

---

12. Marſch nach Dunda und Patrouillengang.

Der Morgen des ſiebzehnten Oktober fand meine Kolonne zum Aufbruch bereit, doch ſollte der Abmarſch erſt am Nachmittag erfolgen, damit der Kingani kurz vor Sonnenuntergang erreicht wurde. Ich wollte, um die Bewegung zu verbergen, erſt in der Dunkelheit überſetzen, dann die ganze Nacht hindurch marſchirend mit Tagesanbruch an der Furt bei Dunda eintreffen, dort den Fluß überſchreiten, eine geeignete Lagerſtelle ausſuchen und einrichten. Auf dieſe Weiſe konnte ich hoffen, überraſchend aufzutreten, und nicht vorzeitig in ein Gefecht verwickelt zu werden.

Außerdem war mir bekannt, daß ein großer Teil des zu durchziehenden Landes, einerlei, welchen Weg ich einſchlug, ſich ſehr ſchwer durch militäriſche Sicherheitsmaßregeln aufklären ließ, ein Umſtand, der ebenfalls dazu beitrug, möglichſt überraſchend auf einem Wege zu marſchiren, welcher eigentlich nie von Bagamojo nach dem mittleren und oberen Uſaramo, woſelbſt der Feind ſtand, eingeſchlagen wird.

Die Kolonne beſtand aus 4 Offizieren, — Lieutenant Sulzer, Lieutenant Langheld, der ſpäter Dr. Emin an den Victoria Nyanza begleitete, Dr. Brehme und mir — meinem Verwaltungsbeamten Herrn Grothe, 5 deutſchen Unteroffizieren und 100 ſchwarzen Soldaten, teils Sudaneſen, teils Sulus und Suahelis. Außerdem hatten ſich der Kolonne noch zwei Landsleute als Kriegsfreiwillige angeſchloſſen: der Vertreter der Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft in Sanſibar Frhr. von St. Paul und Herr Fröhlich.

Beide waren als liebenswürdige Kameraden, energische Männer und hervorragende Kenner der Landessprache uns allen hochwillkommen.

Die Offiziere trugen nur den Revolver bei sich, die Unteroffiziere das Magazingewehr, die schwarze Mannschaft, außer den Waffen, noch jeder 100 Patronen und mehrtägigen Proviant. Die Trägerzahl hatte ich sehr eingeschränkt, das einzige, was ziemlich reichlich mitgenommen wurde, war die Reservemunition, 50 Schuß pro Gewehr.

Da in dem verlassenen und von den Mafiti sinnlos verwüsteten Lande auf Proviant nicht zu rechnen war, führten wir durch Träger auch solchen auf 5 Tage bei uns, und ebenso wurden einige Schlachtochsen mitgetrieben. Die Anstrengungen mußten groß werden, deßhalb galt es, die Mannschaften möglichst kräftig zu verpflegen.

Mit Rücksicht auf den mehrmaligen Flußübergang war die Zahl der Reittiere auf zwei beschränkt, nur Lieutenant Sulzer, den das Fieber arg mitgenommen, und Herr v. St. Paul, der ebenfalls leidend war, durften reiten; alle andern, auch ich selbst obgleich der Führer, gingen zu Fuß.

Um keine Aufmerksamkeit zu erregen, ließ ich nicht die ganze Kolonne vor dem Abmarsch antreten, sondern revidirte nur die Träger mit ihren Lasten, während gleichzeitig, aber an verschiedenen anderen Stellen, die Offiziere ihre Abteilungen musterten.

Ziemlich frühzeitig schon landeten die von der Carola und Schwalbe als Besatzung bestimmten Matrosen. Capitän-Lieutenant von der Gröben, der während meiner Abwesenheit das militärische Commando in Bagamojo übernahm, zeigte ich die verschiedenen zum Schutze der Stadt zu besetzenden Gebäude, auf welche er seine Leute verteilte.

Dann begab ich mich zu Achmed Fahim, der gar zu gern die Expedition mitgemacht hätte. Ich mußte ihn jedoch zurücklassen, er war in Bagamojo nicht zu entbehren. Ihm legte ich besonders das Lazaret, neben welchem sich das Polizeigebäude befand, an's Herz. Den Schwestern im Hospital muß ich nachrühmen, daß sie

die ganze Zeit vorher und auch jetzt einen für Damen doppelt hoch anzuschlagenden, ruhigen Mut entwickelten. Beide wußten ganz genau, daß wir schon seit Tagen in einer kritischen Lage schwebten und doch bewahrten sie jederzeit ihre unbefangene Ruhe und Liebenswürdigkeit.

Die Stationsgeschäfte übergab ich einem jungen, erst kürzlich aus Europa eingetroffenen Kameraden, dessen leidender Zustand ihn am Mitgehen hinderte. Ihm empfahl ich nochmals die Wasaramo und Wasukuma mit Rücksicht auf deren Ausrüstung mit Munition.

Um recht unbefangen zu erscheinen, denn die Leute achten auf alles, was gerade in solcher Zeit der Bana kuba thut, durchzog ich noch einmal die Stadt, grüßte diesen und jenen, neckte einige schwarze Damen, bis ich mich dicht an der Mission befand. Einmal so nahe, beschloß ich auch dort vorzusprechen und erzählte, es waren gerade einige Indier und Araber gegenwärtig, daß ich heute nach Mtoni marschire. Als ich mich empfahl, begleitete mich Bruder Oskar, wie er zu thun pflegte, ein Stückchen durch den Palmenhain.

„Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Herr Hauptmann."

„Was meinen Sie denn, Bruder Oskar?"

„Nun, alle Welt glaubt, Sie wollten zum Kingani."

„Da gehe ich auch hin....."

„Und dann gleich zu den Mafiti," fiel er mir in's Wort. „So ist es, mir machen Sie kein X für ein U. Es freut mich, daß Sie den wüsten Gesellen jetzt zu Leibe gehen."

„Ja, es wird auch geschehen. Vorher konnte ich's wegen der Araber und Indier nur nicht sagen. Ich will nach Dunda, aber ich gehe auf dem linken Kinganiufer dorthin."

„Dann müssen Sie einen großen Umweg machen, denn am Fluß können Sie nicht marschiren."

„Ich weiß. Sie kennen den Weg also auch?"

„Das will ich meinen. Hinter der letzten Ortschaft, durch welche Sie kommen, Sangasero muß sie heißen, marschiren Sie dann durch sehr hohes Gras, dort nehmen Sie sich in Acht."

„Halten denn auch Sie die Mafiti für so schlimme Feinde?"

„Gewiß, Sie sind wie die Wahehe. Vielleicht gehen sie Ihnen aus dem Wege, ebenso gut können sie aber auch angreifen und dann tüchtig. Seien Sie vorsichtig, halten Sie Augen und Ohren offen, und schlafen Sie nicht zu fest, die Kerls kommen auch nachts."

„Na, wir wollen schon aufpassen."

„Thun Sie's ja, und nun behüt' Sie Gott, kommen Sie recht gesund wieder."

Damit schüttelte er mir zum Abschied die Hand. Unwillkürlich mußte ich ihm nachschauen, es schlug ein treues, deutsches Herz unter der schwarzen Kutte. In den letzten Tagen hatte die Mission ungeachtet unserer Wache ununterbrochen in Gefahr geschwebt, mit welchem Gottvertrauen, mit welchem männlichen Mute hatten die Braven alles ertragen. Fürwahr, ich habe in Afrika manche Missionare kennen gelernt, evangelische wie katholische, Deutsche wie Franzosen, denen man nachrühmen muß, daß es Leute waren von tiefster religiöser Überzeugung, kühne Männer dazu vom Scheitel bis zur Sohle, ohne Tadel in Handeln und Wandeln.

Um drei Uhr trat die Expedition den Marsch an, vorn die Soldaten, dann die Träger, zum Schluß wieder eine kleine Abteilung Soldaten. An der Spitze befand ich mich selbst mit einigen Jumbes, die zwar noch nicht wußten, daß es wo anders hin als nach Mtoni ging, die aber im ganzen Lande Weg und Steg kannten.

Ohne Zwischenfall ward der Kingani erreicht, auf dem Mtoniposten, war alles in bester Ordnung. Das war uns übrigens bekannt, denn alltäglich kam von dort eine schnelle Meldung durch Brieftauben, deren Vorrat immer wieder von Bagamojo ergänzt wurde. Während ein flotter Fußgänger zwei Stunden braucht, legt die Taube den Weg in zwölf Minuten zurück. Wäre der Posten angegriffen worden, so hätten wir so schnell in Bagamojo Kunde davon gehabt, daß wir nötigenfalls rechtzeitig Entsatz bringen konnten.

Um für alle Fälle sicher vor Beobachtung zu sein, mußte

zur Schonung meiner Leute jetzt die Mtoni-Beſatzung Patrouillen zur Aufklärung des Vorgeländes abſenden, während die Expedition ſich ſcheinbar lagerte. Die Dunkelheit hatte noch nicht lange begonnen, da ward der Flußübergang in's Werk geſetzt. Die Leute ſetzten im Boot über, Reittiere und Schlachtvieh mußten durchſchwimmen. Die Nacht war pechfinſter, nur in den Uferbüſchen ſchwirrten zahlloſe Leuchtkäfer, leiſe gurgelnd zog der Strom dahin. Die ganze Natur ſchien zu ſchlafen, nur ab und zu unterbrach der Schrei eines Nachtvogels oder das mächtige, Behagen ausdrückende Schnaufen eines unförmlichen Flußpferdes die feierliche Ruhe.

In tiefſter Stille ſchifften ſich die kleinen Abteilungen zum Überſetzen ein. Nur die nötigſten Kommandos wurden in leiſem Tone gegeben, ſonſt ſorgte jeder für ſich ſelbſt. Die ſchwarzen Soldaten erwieſen ſich ſehr geſchickt, wohl rutſchten die meiſten in der tiefen Finſterniß auf dem ſchlammig-ſchlüpfrigen und noch dazu ſteilen Ufer aus, aber trotzdem ertönte kein Ruf, kein Klappern von Waffen oder dergleichen. Die Tiere, Eſel wie Ochſen, zeigten ſich äußerſt vernünftig und kamen zu unſerer Freude hinüber, ohne von einem der Krokodile erfaßt zu werden.

Obgleich der Strom nur etwa 80 Meter breit iſt, dauerte es doch wegen der ſchlechten Ufer, der Dunkelheit und der geringen Größe des Bootes faſt zwei Stunden, bis Menſchen, Laſten und Tiere übergeſetzt waren.

Endlich war alles drüben und wieder geordnet. Den Jumbes hatte ich nunmehr mitgeteilt, wo ich hin wollte, und ſie zeigten uns den Weg.

Lange Zeit ging es ſchweigſam in dem breiten, dabei ganz flachen, nur mit Gras oder Binſen bewachſenen Kingani-Thale hin. Dieſer Marſch war recht einförmig, und langweilig dazu, weil man fortwährend ſcharf auf den Weg achten mußte; aber es ſollte noch beſſer kommen.

Am Horizont hob ſich ganz ſchwach eine dunkle Linie ab, ein Wald, wie ſich ſpäter zeigte, aber leider Gottes ein Mimoſenwald. Daß die Bäume trotz ihren zahlloſen Blättchen, wegen deren

winzigen Größe, keinen Schatten gaben, konnte zur Nacht gleichgültig sein, ja es hatte sogar den Vorteil, daß der Weg nicht noch mehr verdunkelt wurde. Ganz und gar nicht gleichgültig waren uns aber die langen, scharfen Stacheln. Alle Augenblick stieß man gegen einen Zweig, und durch die dünne Tropenkleidung piekte es bald hier, bald dort. „Verdammtes Zeug", hörte ich oft genug meinen Hintermann brummen, während ich selber mein möglichstes that, um dem schändlichen Gewächs aus dem Wege zu gehen, bis ich selbst auch schimpfend dachte oder sagte, ob das wohl noch ein Ende nimmt? Nun, ein Ende nahm's schon, wenn's auch lange währte.

Aus den Mimosen heraus betraten wir die Savanne, und zwar eine jener, wenn auch flachen, so doch nicht unmalerischen Baumsavannen. In der Dunkelheit war davon freilich nichts zu sehen, bald aber ging der Mond auf und übergoß alles mit seinem silbernen Licht.

Mondenschein übt auf jeden Menschen so wie so einen tiefempfundenen Reiz aus, was aber sind unsere Mondnächte gegen diejenigen des Südens! Der vielgefeierte südliche Sternhimmel hat mich nicht wenig enttäuscht, das gerühmte südliche Kreuz ist in Wahrheit unscheinbar gegen andere Sternbilder, und unser nordischer Sternhimmel ist in einer klaren, kühlen Sommernacht unvergleichlich schöner, als sein Bruder im Süden. Um so glänzender aber wirkt der Mond, sein Licht ist ebenso mild wie hier im Norden, und doch viel, viel heller.

Auch in jener Nacht erhielt die Landschaft durch ihn einen zauberhaften Reiz für jeden, der Sinn für die Natur und ihre Schönheiten hat. Wie herrlich erschien mir die Savanne! Bald glich sie einem heimatlichen Park, bald hätte man glauben können, man wäre dicht vor einem von malerischen Gärten, Zäunen und Bäumen umgebenen Dorfe, und es müßten die ersten Häuser bei der nächsten Wegebiegung zum Vorschein kommen.

Doch der Pfad windet sich rechts und links, nichts von Menschenhand geschaffenes läßt sich sehen. Hier ist alles unverfälschte, reine Natur, in majestätischer Ruhe liegt sie da, nichts unterbricht die lautlose Stille, als der leise Schritt der Menschen,

die auf dem Kriegspfade dahinziehen, zum Kampfe gegen ihre Mitmenschen. Mitmenschen? Nein, Unmenschen sollte man lieber sagen, doch davon später.

Ab und zu ward ein kurzer Halt gemacht, dann ging's wieder weiter, bis ich endlich gegen 2 Uhr eine längere Rast befahl. Zwar war hier vom Feinde nichts zu besorgen, dennoch wurden einige Posten ausgestellt, denn grundsätzlich soll man als Soldat die Wachsamkeit nie aus den Augen lassen, selbst da nicht, wo sie vielleicht überflüssig erscheint.

„Sind Sie müde, meine Herren?"

„Kein Gedanke," hieß es allgemein.

„Die Nacht ist wunderbar schön. Was würde mir da mancher Besitzer einer Gartenwirtschaft bezahlen, wenn ich ihm diese Abende, die es hier giebt, verkaufen könnte."

„Na," rief ein anderer, „ich gäb' sie schon hin, wenn ich dafür ein anständiges Glas Münchner hier hätte. Bei Gott, verdient hat man's."

„Wir werden noch mehr verdienen, der Weg ist noch lang, aber dann, dann giebt's auch ein Gläschen Sect."

„Ein Segen, daß es ein solches Getränk giebt, ein noch größerer, daß wir's mit haben. Wollen's man austrinken, bevor uns die Mafiti spießen und dann vielleicht braten."

„A bah, die fressen keine Menschen, übrigens kann es jedem einerlei sein, wenn er todt ist."

„Sagen Sie mal, Herr Grothe, wie geht's denn mit den Trägern?"

„Herr Chef, die Leute sind fleißig, aber wir müssen langsamer marschiren."

„Noch langsamer, das Tempo ist doch so wie so schon langsam genug."

„Jawohl, doch trotzdem kommen die Träger nicht mit. Die Lasten bleiben alle Augenblicke an den Zweigen der Büsche und Bäume hängen."

„Wohl denn, so soll es langsamer gehen."

Herr Grothe hatte ganz recht, die Träger hatten ein böses

Stück Arbeit. Am Tage geht's ja, aber in der Nacht, selbst bei Mondenschein, geräth die Last zu leicht an den einen oder anderen der zahlreichen Zweige, besonders bei den scharfen Wegebiegungen, die sich unausgesetzt folgen. Diese sind eine lästige Eigentümlichkeit der afrikanischen Wege, welche die Entfernung von einem Ort zum andern bedeutend erhöhen, doch ist die Erklärung für diese Schlangenwindung leicht.

Neben dem Wege steht z. B. ein Baum. Im Laufe der Jahre stürzt er um und gerade über den Pfad. Die ersten Leute, welche an dies Hindernis kommen, denken gar nicht daran, es zu beseitigen, das würde sie viel zu lange aufhalten, und daß auch spätere Wanderer gestört werden, kann ihnen höchst gleichgültig sein. Sie thun, was ihnen am leichtesten ist: sie umgehen den Baum. Ebenso handeln auch die Nachfolger und es entsteht eine neue Biegung. Der gefallene Baum verschwindet durch Witterungseinflüsse und zerstörende Insekten in gar kurzer Zeit, aber der alte Weg ist dann schon von Pflanzen überwuchert, deshalb folgt jeder der Krümmung. Das wiederholt sich bald hier, bald dort und läßt erkennen, woher jene Fußpfade ihre zahlreichen, im ebenen Lande sonst ganz unbegründeten Biegungen erhalten. —

Nachdem sich alles gründlich verschnauft hatte, ging's weiter, immer noch durch die Savanne hindurch, bis in später, oder richtiger früher Stunde, eine urwaldartige Waldparcelle erreicht war. Durch das dichte Blätterdach bringt selbst am Tage nur Dämmerlicht, der Mond aber vermochte nicht seine Strahlen hindurchzusenden, und so finster war es drinnen, daß man nicht einmal, und zwar im vollen Sinne des Wortes, die Hand vor Augen sah. Später ging ich den Weg auch am Tage, da war er ganz leidlich, jetzt aber in der Finsternis höchst lästig.

Bald stößt man an einen Stein oder stolpert über die Wurzel eines Waldriesen, dann rennt man wieder gegen seinen Vordermann. Wie oft ich gegen den Jumbe, der vor mir ging, anstieß, weiß ich nicht, er sagte aber stets, auch bei heftigen Stößen, recht geduldig:

„Bana, pole, pole" (sachte, sachte).

Na, pole, pole ging's auch, bis wir draußen und damit

wieder in der Savanne waren. An jener Stelle zweigt ſich der Weg von der großen Karawanenſtraße nach Tabora, dieſe war es, welche wir bis dahin benutzten, wieder ab, und wendet ſich auf's neue dem Kingani zu. Bald war Pigiro erreicht, oder vielmehr der Fleck, wo das Dorf einſt geſtanden. In den kriegeriſchen Zeitläuften hatte es arg gelitten und den verſuchten Wiederaufbau hatten die Maſiti jäh unterbrochen, denn bis hierhin waren über den Kingani anfangs einzelne ihrer Horden geſtreift.

Die Gegend nahm jetzt einen anderen Charakter an. Der ſtarke Baumwuchs verſchwand, an die Stelle der Laubbäume traten vereinzelt die für Afrika ſo charakteriſtiſchen Dum- und Boraſſuspalmen, die faſt geſpenſtiſch in der nebelig werdenden Atmoſphäre auftauchten. Die Dumpalme iſt wohl die einzige ihrer Familie, die ſich in Zweige gabelt, und zwar immer zu zweien. Zuerſt teilt ſich der Stamm, dann wieder die Zweige, bis das Ende eines jeden ein Büſchel fächerartiger Blätter bildet.

Noch ſonderbarer ſieht die Boraſſuspalme aus. Der Stamm iſt oben dicker als unten, macht faſt den Eindruck, als ſei er auf den Kopf geſtellt. Unter der dichten Krone fächerartiger Blätter ſitzen auffallend viele alte Blattreſte und auch am Stamm finden ſich noch zahlreiche Stiele, die ihm oft ein rauhes Ausſehen geben, beſonders im Vergleich zu der ſtattlichen Kokos-, der herrlichen Königs- und der ſchlanken Arekapalme. Von beiden Arten, der Dum- wie der Boraſſuspalme, werden die Früchte von Eingebornen gegeſſen, ſchmecken jedoch trocken und holzig.

Näher und näher kommt Sangaſero. Auch dieſes Dorf iſt verſchwunden, hat das Schickſal von Pigiro geteilt. Kurz vor den in Ruinen liegenden Häuſern ward nochmals Halt gemacht und aus den wohlgefüllten Taſchen, die die ſchwarzen Diener trugen, ein kräftiger Imbiß genommen. Meinen früheren Diener Manikumo hatte ich weggejagt, er hatte zu ſtehlen begonnen und wenn das ein ſchwarzer Diener anfängt, dann läßt er's ſo leicht nicht wieder, deshalb beſſer: fort mit ihm. Mein neuer Diener war zwar jünger und ſchwächlicher, aber er war doch wenigſtens ehrlich; nur war er leider nicht allzu erleuchtet und etwas bequem. Wenn es

aber an's Essen gieng, da stellte er seinen Mann, und auch wenn ich einmal auf Jagd zog, was selten genug geschah, war er stets von der Partie und ersetzte mir wenigstens im Apportiren einen Jagdhund.

Im Osten begann es leicht zu dämmern: „Meine Herren, wir müssen weiter, möglichst bald nach Sonnenaufgang müssen wir am Kingani sein."

„An die Gewehre, heia Pagasi" (vorwärts Träger), „marsch."

Rasch beginnt das Dämmerlicht sich zu verstärken, einzelne Antilopen werden sichtbar, die vorsichtig nach der Kolonne hinüberäugen, um dann in flüchtigem Laufe zu verschwinden. Langsam schweben mächtige Geier empor, höher und höher ziehen sie ihre Kreise, um nach Beute auszuspähen und nach dem scheußlichen Mahle, das ihnen die unmenschlichen Mafiti bereitet. Mancher von uns bekam später Dinge zu sehen, die selbst den gefühllosesten, rohesten Menschen empören mußten.

Wie grauenhaft sahen die Leichen der Ermordeten aus, die man drüben auf dem anderen Kinganiufer zu Gesichte bekam! Da lagen Weiber, den Leib bis zur Brust aufgeschlitzt, Männer, in ähnlicher grauenhafter Weise verstümmelt. Und alle die Armen waren harmlose, friedliche Leute gewesen, in sinnloser Rohheit ohne jeden anderen Anlaß, aus wilder Mordlust dahingeschlachtet! Am gräulichsten aber sahen die Leichen kleiner Kinder aus, die, an Händen und Füßen zusammengeknebelt, von den wüsten Gesellen offenbar lebend über Feuer gehängt waren, um sich an den Qualen der armen Geschöpfe zu weiden.

Oft schon hatten die Mafiti das arme Usaramo überfallen und dort gehaust, aber dieses Mal trug Buschiri die Schuld, er hatte diese Horden herbeigeführt. Und da konnte es zu Hause noch Leute geben, die glaubten, er hätte die Todesstrafe nicht verdient, man hätte ihm, der solches Unheil angestiftet, das Leben schenken sollen? Nein, tausend Mal nein! Man muß dem Orientalen vieles zugute halten, aber alles hat seine Grenze.

Für uns aber war das, was man hörte und nun selbst sah, eine ernste Mahnung, auf der Hut zu sein, scharfe Wacht am

Kingani zu halten, und unter keinen Umständen jener Gesellschaft lebendig in die Finger zu fallen.

Die Sonne war eben aufgegangen, da hatten wir kurz hinter Sangasero das hohe Gras erreicht, von dem Bruder Oskar gesprochen. So hatte ich es mir aber doch nicht gedacht, wohl hoch, aber doch nicht so dicht. Wenigstens drei Meter hoch waren die Halme und so dicht standen sie, wie bei uns das niedrige Gras auf der Wiese. Nach vorn konnte man den Weg kaum drei Schritte weit übersehen, überall neigten sich die hohen Halme über ihn weg, nach den Seiten hin war überhaupt gar nichts zu sehen als eine grüne Wand.

Wie niederträchtig war noch dazu der Weg selbst! Der schmale Pfad war ungefähr einen Fuß tief ausgetreten und vom starken Morgenthau so schlüpfrig, daß man alle Mühe hatte, nicht jeden Augenblick auszurutschen und hinzuschlagen; trotz aller Vorsicht lag aber bald der eine, bald der andere auf der Nase. Das hohe Gras war vom Thau, der in einzelnen Tropengegenden oft in unglaublicher Menge auftritt, mit glänzenden Tröpfchen übersät und im Nu waren wir in unserer leichten Tropenkleidung bis auf die Haut durchnäßt. Zuerst fühlte man ein leichtes Frösteln, dann aber begann man trotz der frühen Morgenstunde zu schwitzen wie ein Bär. Nie in meinem Leben bin ich zuvor oder nachher einen solchen, wie der Deutsche sagt, Hundeweg gegangen.

Ein Segen, daß wir zu solcher Zeit und unbemerkt gekommen waren; hätte uns der Feind dort in dem infamen Grase erwischt, dann — nun dann hätte es nur ein kurzes Handgemenge gegeben und die Sache war erledigt. — Ich dankte meinem Schöpfer, als wir aus dem Dinge heraus waren; es hatte zwar nicht lange gedauert, höchstens 20 Minuten, aber das war genug, mehr als genug.

Vor uns lag jetzt wieder die mit kurzem Gras bewachsene Kingani-Ebene. Der Flußlauf markirte sich deutlich durch Bäume und Büsche und mehr noch durch die hohen steilen Ufer, welche ihn hier auf der anderen Seite begleiten. Am Fluß fanden wir noch drei verborgen liegende Hütten, dicht vor uns huschten einige schwarze Gestalten in das Ufergras hinein. Es waren jedoch keine

Feinde, sondern friedliche Landleute, die sich bis dahin in wunderbarem Leichtsinn, der den Neger oft auszeichnet, in ihren Hütten aufhielten.

So! Am Flusse waren wir, wo aber war die Furt? Der Weg hörte plötzlich auf und nichts ließ erkennen, an welcher Stelle das trübe Wasser flach genug war, um es zu durchschreiten. Die schilfbewachsenen Ufer waren überall so abschüssig, daß man nur auf's Geradewohl in's Wasser hinabgleiten oder springen konnte, dazu aber zeigte keiner sonderliche Lust.

Einerseits wußte jeder ganz genau, was für unangenehme Bewohner das Wasser barg, andererseits aber wußte er nicht, ob nicht außerdem der Untergrund vielleicht zäher Morast war. Wir mußten die oben geflüchteten Bewohner wieder zur Stelle haben, um sie zu befragen, doch wo steckten die Kerle? Jedenfalls waren sie in der Nähe und konnten uns hören, aber alles Rufen, alle Freundschaftsversicherungen waren umsonst, keiner der Schwarzen ließ sich sehen. Während ich einige Soldaten das jenseitige Ufer beobachten ließ, schickte ich andere in's Gras hinein, um die Flüchtlinge aufzutreiben.

Nach einiger Zeit brachten denn auch Sudanesen einen zitternden Greis, der in sichtlicher Todesangst schwebte. St. Paul sprach ihm beruhigend zu, versicherte ihn unserer Freundschaft, ich klopfte ihm auf die Schulter und gab ihm dann eine blanke Rupie. Allmählich erholte er sich von dem ausgestandenen Schreck und zeigte uns dann die Furt. Der Abstieg war an dieser Stelle leidlich und nur durch die Büsche und das Schilf verborgen geblieben.

Ohne langes Besinnen ging's in's Wasser hinein, da scholl auch schon vom andern Ufer eine Stimme: Lieutenant Sulzer war es, der, meist schwimmend, den Fluß durchquert hatte und sich freute, wieder einmal der Erste zu sein. Mit Schwimmen hätten wir jedoch nichts erreicht, denn die Lasten konnten auf diese Weise nicht befördert werden, auch waren manche unserer Leute des Schwimmens überhaupt unkundig.

Einer dicht bei dem andern durchzogen wir die Furt. Glücklicherweise hatte der Fluß hier nur wenig Strömung, sonst wäre man

kaum hindurch gekommen, reichte das Waſſer doch bis zur Bruſt hinauf. Langſam nur kamen wir deßhalb vorwärts, obgleich jeder ſich nach Kräften beeilte, denn es iſt ein unbehagliches Gefühl, ein ſo übelberüchtigtes afrikaniſches Waſſer ſchutzlos zu durchqueren. Das jenſeitige Ufer ſtieg wenigſtens 20—25 Meter ſchroff in die Höhe. Oben angekommen benutzte ich die Zeit, während die Kolonne ſich allmählich ſammelte und einige Sudaneſen als Patrouillen vorgeſchickt waren, um mich etwas zu orientiren.

Die Stelle, an der wir uns befanden, war ſehr günſtig und hatte die Form einer kleinen, nach der Kinganiſeite ſchroffen Bergnaſe. Die Furt war von hier aus ſcharf markirt und vollſtändig beherrſcht. Das ganze jenſeitige Uferland lag weithin vor Augen und auch den Fluß ſelbſt konnte man ein großes Stück ſtromauf wie ſtromab überſehen und unter Feuer halten.

Nach der Landſeite zu ſchnitt an einer Stelle eine kleine ſteile Schlucht ein, die wenig bewachſen und deshalb überſichtlich war, während oben am Rande Feigenkaktus ein Hinab- oder Hinaufklettern abſchnitt. Im übrigen verlief das Land erſt flach, dann ſanft anſteigend, auch hier war das Schußfeld gut, einige Dornbüſche gewährten außerdem Schutz gegen überraſchenden Angriff, und die Reſte eines zerfallenen Hauſes boten Material, um ſich etwas im Biwak einrichten zu können.

Hier hatte die alte Dundaſtation gelegen. Ich entſchloß mich, ſofort eine kleine Feldwache, die leiblich ſicher ſtand, auszuſetzen, um durch ſie direkt die Furt zu beobachten reſp. zu ſperren. Mit der Hauptmacht konnte ich der Europäer wegen dort nicht lagern, die übermäßig feuchte Luft des Flußthales war zu gefahrdrohend und hätte den meiſten jedenfalls ſchweres Fieber eingetragen.

Deßhalb erſah ich zum Lager den Platz, auf welchem die ſpätere ſogenannte neue Dundaſtation angelegt war und ſetzte, nachdem die Flußwache inſtruirt war, den Marſch dorthin fort. Der Weg war nur kurz, etwa 500 Meter und lief ſchnurgerade über eine leichte Erhöhung fort. Letztere war mir äußerſt erwünſcht, durch ſie wurden der Haupttrupp und jene Wache, obgleich nahe bei einander, doch ſelbſtändig, d. h. konnten bei einem etwaigen

Angriff nach allen Seiten hin feuern, ohne den andern Teil zu gefährden. Später erwies sich dies als äußerst vorteilhaft.

Die „neue Dundastation" machte freilich nichts weniger denn einen neuen Eindruck. Die drei rechtwinklig zu einander gelegenen Gebäude, aus denen sie bestanden hatte, waren zerstört, Fenster und Thüren ausgebrochen, die Dächer abgerissen und nur die festen Hausmauern noch vorhanden. Trotzdem konnten wir zum Biwak uns keinen besseren, d. h. geschützteren Platz in der Nähe des Kingani wünschen, und ohne Zaudern ward mit der Lagereinrichtung begonnen, nachdem die nötigen Sicherheitsmaßregeln ergriffen, also Posten ausgestellt und Patrouillen vorgeschickt waren.

Die Einrichtung des Platzes übertrug ich meinen Offizieren, ich selbst setzte den Marsch sogleich fort, um die weitere Umgebung, besonders auch am Flusse hin und in der Richtung nach Madimula, von wo ich Gravenreuth erwarten mußte, zu rekognosziren.

Von Europäern nahm ich keinen mit, hatten wir doch, es war inzwischen halb acht Uhr geworden, einen sechzehnstündigen Marsch hinter uns. Das will in Afrika schon etwas sagen, besonders für Leute, deren Körper durch die Einwirkung des Tropenklimas angegriffen ist. Bei mir lag die Sache anders, ich litt nicht unter dem Klima.

Als passionirtem Fußgänger wurde es mir daher nicht allzu sauer, den Marsch gleich fortzusetzen. Lästig blieb allerdings die nasse Kleidung, zum Umkleiden war jedoch die Zeit zu knapp. Außer sechs schwarzen Soldaten gehörten zu der kleinen Patrouille noch zwei Jumbes sowie ein anderer Neger, die aus der dortigen Gegend stammten. Die beiden ersten führten jeder ein Gewehr bei sich, natürlich scharf geladen und zwar so scharf, daß wie gewöhnlich der halbe Lauf voll Pulver und Kugeln steckte. Ein wahres Wunder, daß die Gewehre sich diese Behandlung gefallen lassen und beim Feuern nicht in die Brüche gehen. Der dritte Begleiter führte nur ein altes Araberschwert, auf das er nicht wenig stolz zu sein schien, vielleicht war's ein Erbstück eines seiner Ahnherren.

Kühn schritten die Führer voran und so flott, als ob hier gar

nichts los sei und man nirgends Umschau zu halten brauche. Ich selbst hatte keine Neigung, so auf's Geradewohl los zu wandern und bewog die Herren, etwas vorsichtiger zu sein, wußte ich doch ganz genau, daß ihre Kourage nur vorhielt bis der Feind da war, dann aber ergriffen die leichtfüßigen Führer sicher das Hasenpanier. Vielleicht hätten die zwei mit den Flinten rasch noch losgeschossen, zum Wiederladen sich aber schwerlich Zeit genommen.

Zunächst lenkte ich die Schritte nach dem Kingani. Es war mir aufgefallen, daß weiter stromauf der Fluß nicht dicht an den Höhen floß; sein Bett erschien dort weniger eingeengt und vielleicht mochte sich da noch eine Furt finden. In der That verhielt sich's auch so, nach kurzem Suchen war eine neue Furt gefunden.

Voll Erstaunen blieb ich stehen, denn an jener Stelle, der Boden war hier ganz weich, war eine Unzahl von Fußspuren abgedrückt. Allem Anschein nach waren sie ganz frisch, der Boden war noch feucht von dem Wasser, welches die Füße aus dem Fluß mitgebracht hatten, denn alle Spuren führten vom Flusse weg.

Es waren also doch Mafiti gleichzeitig mit uns am andern Ufer gewesen, aber diese Leute waren nicht über Sangasero, sondern, wie ich drüben am niedergetretenen Grase sah, aus der Richtung von dem viel weiter südlich gelegenen Pangiri herangekommen. Sehr gern hätte ich auch diese Furt besetzt, ich durfte mich jedoch nicht zersplittern und die dortige Wache, weil sehr weit abgelegen, hätte sehr stark gemacht werden müssen. Außerdem bot der Platz keine feste Stellung und nicht einmal freies Schußfeld. Ich beschloß den Spuren zu folgen, aber vorsichtig, sehr vorsichtig.

Daß der feindliche Trupp ungemein stark gewesen sein mußte, ließ sich sofort daraus schließen, daß nicht etwa blos der Weg benutzt, sondern auch das Gras resp. die Pflanzen der Felder in ziemlicher Breite so vollständig niedergetreten waren, als sei hier Infanterie in Sektions-Kolonnen marschirt. Der Vorsicht wegen mußte je ein Soldat links und rechts vom Wege vorgehen, während ich die andern bedeutete, aufzupassen, ob nicht Spuren nach den Seiten hin abzweigten. Bald ging es an einem halbzerstörten

Dorfe — Magongolo — vorüber, kurz hinter dieſem teilte ſich plötzlich die Spur nach verſchiedenen Seiten hin.

Das machte mich ſtutzig, es war möglich, daß die Feinde jetzt nebenan in den zahlreichen Büſchen ſaßen, bei unbedachtem Vordringen gerieten wir dann in eine fatale Lage. Deßhalb hieß es, durch Büſche verdeckt, ſeitwärts abbiegen, ſo daß die Patrouille zwiſchen Dunda und dem Feinde blieb. Nunmehr ging's in raſchem Tempo und auf einem Pfade hin, wo unſere Spur nicht auffallen konnte, es war das reine Indianerkriegſpielen. Bald ſtießen wir wieder auf neue Spuren, doch dieſe waren älter, wie auch meine Begleiter feſtſtellten, denn auf den niedergetretenen Pflanzen ſaßen noch Thautropfen, die anderenfalls der darauf geſetzte Fuß hätte abwiſchen müſſen. Trotzdem wurde die äußerſte Vorſicht gebraucht, denn zum ernſten Kampf war die kleine Abteilung viel zu ſchwach, ſie ſollte ja auch nur eine Schleichpatrouille ſein.

Mit meinem bischen Kiſuaheli machte ich den Begleitern klar, auf was ſie alles zu achten hätten. In ſolcher Lage, überhaupt auf jedem Kriegsmarſch in Afrika, muß man auf alles, ſogar die unſcheinbarſten Dinge achten und ſelbſt z. B. das Verhalten von Thieren, ſpeziell Vögeln, die ſehr oft zum Verräther eines heranſchleichenden Feindes werden können, nicht überſehen. Teilweiſe iſt dies zwar durch die Beſchaffenheit des Landes erſchwert, teilweiſe auch leichter durchführbar, weil es ſich in der Hauptſache nur um die allernächſte Umgebung handelt.

Inzwiſchen war es ziemlich zehn Uhr geworden, die Hitze ſtieg und die Sache fing an ungemütlich zu werden. Ich hatte die Wahrnehmung gemacht, daß in der That der Feind ſo ſtark ſein mußte, wie es die für übertrieben gehaltenen Meldungen angaben. Gewandt war er ebenfalls, faſt inſtinktiv drängte ſich zum erſten Mal die Überzeugung auf, daß man beobachtet wurde ohne ſelbſt etwas zu ſehen.

Die Mafiti erfüllten offenbar alle Bedingungen wilder Krieger: Man ſieht ſie nicht, man hört ſie nicht, man ahnt ſie blos, bis ſie — da ſind.

Ich gab nunmehr den Führern Befehl, nach Dunda zurückzugehen. „Ja, Herr," hieß es. Aber die Racker thaten's nicht, wie

sich gleich zeigte, denn plötzlich stießen wir in einem kleinen Thal auf ein paar ganz versteckte alte Hütten und schwupp, war der Säbelträger in dem einen Haus. Gleich darauf erschien er wieder und was brachte er mit? Einen großen Krug mit Pompe (Hirsenbier). Bevor ich noch über mein Erstaunen weg war, saß die Gesellschaft schon da, um eine solenne Kneiperei zu beginnen. Das war doch etwas stark. „Sofort weitermarschirt!“ hieß es.

„Gleich, Herr, aber erst trinken.“

Da hörte die Gemütlichkeit auf, ich nahm den Revolver, das Abschiedsgeschenk eines lieben, verehrten Vorgesetzten, hielt ihn dem einen Jumbe an den Kopf: „Geh' oder ich schieße!“ und damit war's heiliger Ernst.

Das wirkte. Der Säbelträger lud den Krug auf den Kopf und nun ging's schnurstracks nach dem Lager.

Dort war alles in schönster Ordnung. Nach drei Seiten war das Biwak durch die Mauern der zerstörten Häuser, nach der vierten einigermaßen durch Buschwerk und Bäume geschützt. Die Zwischenräume zwischen den Häusern waren an einer Ecke ebenfalls durch Strauchwerk gedeckt, an der anderen Ecke hatte ein früherer Pionier-Unteroffizier, Sergeant Gilmeister, ein ebenso tüchtiger wie fleißiger Mann, unter Zuhilfenahme eines großen Loches die Latrine errichtet und dadurch in der That Sturmfreiheit hergestellt.

Auch sonst war Gilmeister nicht unthätig gewesen. Inmitten der Biwaks erhob sich ein herrlicher Mangobaum, unter dessen schattenspendenden Zweigen die Lagerstatt der Europäer lag. Dort hatte Gilmeister aus alten Balken und Brettern eine lange Tafel und zwei Bänke für uns konstruirt. Auf ersterer dampfte schon, es war fast 12 Uhr, eine Erbswurstsuppe. Hungrig genug war man und während des Essens wurden die Meldungen der vom Lager ausgeschickten Patrouillen entgegen genommen.

Diese bildeten eine Ergänzung zu meiner eigenen Wahrnehmung: Der Feind durchzog überall in starken Trupps die Gegend, alle Hauptspuren wiesen nach Jombo, wo wir das Lager vermuten mußten.

Nach Tisch sandte ich sofort Meldung nach Bagamojo und zwar per Brieftaube, von denen ein Korb voll mitgenommen war und die Sergeant Gilmeister, der in einer deutschen Festung der Taubenstation vorgestanden hatte, unter seiner speziellen Obhut hielt. Alltäglich ging Nachricht nach Bagamojo, welches die Tauben bei ihrer kolossalen Geschwindigkeit in dreiviertel Stunden erreichten. Die Schwarzen sahen dem Verfahren stets neugierig zu, wunderten sich, was die Europäer alles konnten, wußten aber sehr genau, was vor sich ging, denn mehr als einmal hörte ich sie beim Aufsteigen der Tauben rufen: Sie bringt den Brief nach Bagamojo.

Wir selbst erhielten von dort keine Mitteilung, Boten konnten nicht durchkommen, und einige, die es versuchten, wurden von den Mafiti erschlagen. Immerhin war es schon etwas wert, daß man am Hauptort fortlaufend über unser Thun und Lassen Bescheid wußte.

Eine kleine Siesta war nach der Mahlzeit den Europäern sehr wohl zu gönnen, sie waren ziemlich erschöpft, während die Schwarzen sich so frisch und munter zeigten, als sei gar nichts los gewesen.

Mit einbrechender Dunkelheit ward die Wachsamkeit verdoppelt; vor dem Lager standen Doppelposten, Patrouillen durchstreiften das nähere Vorgelände und im Lager selbst blieben, um für alle Fälle gesattelt zu sein, stets zwei Europäer und eine stärkere Abteilung wach und bei den Gewehren. Selbstverständlich waren auch die Plätze bestimmt, welche diese Mannschaft im Falle eines Angriffs sofort zu besetzen hatte.

Was zur Sicherung geschehen konnte, war gethan und ruhig durfte sich der dienstfreie Teil von uns dem Schlafe überlassen.

---

13. Kämpfe mit den Mafiti.

Friedlich war die Nacht verstrichen, nichts Feindliches hatte sich gezeigt, und die tiefe Stille, die ringsum herrschte, unterbrach nur der monotone Ruf der Posten, die sich gegenseitig anriefen. Die

Sudaneſen hatten ſich in den ſchweren Kämpfen, welche ſie früher gegen die Mahdiſten beſtanden, mit dieſer Sitte befreundet und wir behielten ſie bei. Auf dieſe Weiſe hat man eine ununterbrochene Gewähr dafür, daß die Poſten noch wach und ſämmtlich vorhanden ſind. Letzteres zu wiſſen iſt an exponirten Stellen ſehr wichtig, denn mit Leichtigkeit kann ein gewandter Feind, verdeckt durch die zahlreichen Pflanzen, ſich heranſchleichen, urplötzlich den Poſten überraſchen, ihm den Garaus machen und ſich dann unbemerkt dem Lager nähern. Durch den Ruf wird dem Nebenpoſten ſowohl als der Wache im Lager ſtets gezeigt, daß alles in Ordnung iſt.

Die Befürchtung, daß jene Rufe die Stellung des Poſtens verraten, hat nicht viel auf ſich. Ein geſchickter Feind wird dieſe doch auskundſchaften und der Rufer ſelbſt ſetzt ſich keiner erhöhten Gefahr aus, da er ſeinen Platz wechſelt.

Früh morgens ungefähr um 8 Uhr lief von der Flußwache die Meldung ein: „Mafiti ſind da, und zwar am andern Ufer.“

Hurrah, das war eine Freude! Schleunigſt eilte ich mit St. Paul und einer ſtärkeren Patrouille zu jener Wache. So ſcharf wir aber auch von dort ausſpähten und trotz unſerer Gläſer vermochten wir nichts zu entdecken. Die Schwarzen blieben bei ihrer Behauptung und zeigten bald dahin, bald dorthin. Hieraus könnte man faſt folgern, der Blick jener Leute wäre ſchärfer geweſen, als ſelbſt das mit dem Fernglas bewaffnete Auge des Europäer's. Solches iſt aber nicht der Fall, wohl aber iſt der Eingeborene mehr als der Europäer gewohnt, in der für letzteren fremdartigen Umgebung die einzelnen Gegenſtände von einander zu ſcheiden. Das Ganze iſt alſo nur Übungsſache.

„Dort, dort,“ hieß es wieder, und in der That, da ſah man plötzlich ziemlich fern im Graſe dunkle Punkte auftauchen.

„Zum Kuckuck noch mal, das ſind doch keine Menſchen! Was iſt das denn? Halt ich hab's, es ſind Schilde.“

In der That ſo war's auch, und neben den Schilden zeigten ſich bald auch Köpfe. Die Mafiti hatten, um beſſer durchkommen zu können, ihre großen Schilde empor heben müſſen. Schon im nächſten Moment war nichts mehr zu ſehen.

Dann, aber schon viel näher, zeigte sich an der einen oder andern Stelle, rasch wieder verschwindend, ein Oberkörper oder Kopf. Das Gras war frei von Büschen, die Leute mußten also wohl oder übel, um Umschau zu halten, sich auch selbst sehen lassen. Staunen erregend war die Gewandtheit, mit welcher unser Gegenüber es fertig bekam, in dem kaum bis zur Brust reichenden Grase sich nach der einen oder andern Richtung zu bewegen, ohne daß auch nur die Spur zu bemerken war, und doch standen wir auf einem überhöhenden Punkte, blos noch 400 Meter entfernt.

Plötzlich erschien der Feind auf 300 Meter, die Abteilung war jedoch klein, nur 40—50 Mann stark. Die Soldaten bezeigten große Neigung zum Feuern, doch verbot ich's, ich hoffte, diese Gesellschafft noch näher heranlassen zu können.

Darin hatte ich mich nicht getäuscht. Kaum 200 Schritt von uns lag eine freie Stelle, wohl ein brachliegendes Feld, und hier, durch unser ruhiges Verhalten jedenfalls dreist gemacht, erschien jetzt eine Anzahl Mafiti. Noch durfte nicht geschossen werden, das uns allen neue Schauspiel war zu fesselnd. Fast fühlte ich mich in die Kindheit zurückversetzt, in die Tage, da man als Knabe Kooper's Romane verschlang. Da standen sie plötzlich leibhaftig vor einem: echte Söhne der Wildniß im phantastischen Kriegsschmuck, auf dem Haupte einen wallenden Kopfputz, der oft bis auf den nackten Rücken herabreicht. Wie sie herüberäugten, offenbar unsere Stellung von der Rückseite rekognoszirend!

Doch nun ward's Zeit, lange bot sich das Ziel nicht mehr und krachend sandten die Gewehre unsern ersten Gruß. Getroffen hatten wir, aber blitzschnell war mit den Lebenden auch wer zusammenbrach verschwunden, denn auch die Mafiti ließen, wo's irgend ging, keinen der Ihrigen zurück. Weit hinten erst tauchten sie wieder auf, um gleich wieder verschwindend und einen weiten Bogen beschreibend, in sichtlicher Eile dem Kingani zuzustreben.

Eine Abteilung, die entsandt ward, um die Ankömmlinge dort würdig zu begrüßen, wurde ihrer leider nicht habhaft. Wenn einige von uns aus diesem Verhalten des Gegner's darauf schlossen, daß er Gewehren gegenüber furchtsam sei, so war dies

ein arger Irrtum. Daß jene Mafiti bei ihrer geringen Zahl und unserer gesicherten Stellung sich nicht nutzlos den Kugeln aussetzten, war durchaus kriegsgemäß.

Der Mittag nahte heran, wir rechneten alle auf eine Nachricht von Gravenreuth oder ihn selbst, allein nichts ließ sich sehen und hören, obwohl es der Tag war, an dem ich vermuten mußte, daß er sich mit uns vereinigte. Wir alle warteten schmerzlich auf das Eintreffen der Hauptkolonne oder einen Befehl, der es endlich erlaubte, dem Feind auf den Pelz zu rücken und nicht mehr, fast mit Gewehr bei Fuß, dazustehen. Gar zu gern wäre ich vorgedrungen, und ebenso meine Begleiter, allein es war ja verboten, und der Soldat muß vor allem gehorchen, so lange nicht höhere Rücksichten ihn zwingen, auf eigene Verantwortung hin zum Wohle des Ganzen anders zu handeln.

Übrigens war es nicht ausgeschlossen, daß Gravenreuths Marsch verzögert worden war, sei es durch natürliche Hindernisse, sei es durch Scharmützel mit dem Feinde. Einige Stunden beschloß ich noch zu warten, dann aber eine weite Patrouille in der Richtung auf Madimula zu gehen, um womöglich mit der Hauptkolonne Fühlung zu gewinnen.

Kurz nach 3 Uhr traten wir den Marsch an. Außer mir gingen noch Lieutenant Langheld, Dr. Brehme, der, obgleich Arzt, auch Offizierdienste that und dringend gebeten hatte ihn mitzunehmen, 10 Soldaten und 3 Wasaramo mit.

Über eine Stunde lang marschirten wir ohne Zwischenfall vorwärts, als bei einer neuen Kreuzung mir die Wasaramo erklärten, der links abbiegende Pfad sei der von Madimula nach Jombo. Derselbe wurde genau untersucht, keine Spur verriet, daß hier Leute mit europäischem Schuhwerk gegangen seien, Gravenreuth hatte also diese Stelle noch nicht passirt.

Wir waren etwas weiter nach Madimula vorgedrungen, als ein Askari lauschend stehen blieb.

„Was giebt's?"

„Es wird geschossen."

„Wo denn?"

„Dort," und dabei zeigte er nach links.

Lautlos blieben wir stehen und horchten. Nichts ließ sich hören, der Mann blieb aber bei seiner Behauptung. Da der Weitermarsch nach Madimula von hier ab doch keinen Zweck mehr hatte, bogen wir in der angegebenen Richtung ab. Bald war ein freier, etwas höher gelegener Platz erreicht, und in der That, der Mann hatte recht, jetzt hörte man deutlich schießen, nicht etwa einzelne Schüsse, nein, anhaltendes Schnellfeuer, bald klang es näher, bald weiter entfernt.

Einen Augenblick überlegte ich, ob es nicht geraten sei, sofort nach Dunda zu eilen und mit der ganzen Kolonne nach dem Gefechtsfeld zu ziehen. Ein Blick auf die Uhr lehrte mich jedoch, daß dies ganz unangebracht war. Schon war es halb fünf Uhr, und wenn wir uns noch so sehr beeilten, unter einer Stunde konnten wir nicht in Dunda sein, resp. dort abmarschiren, denn selbstverständlich hätte ich einige flinke Schwarze mit dem Befehl zum Antreten vorausgesandt. Die Kolonne durfte jedoch ohne uns nicht weg, auch hätte es ohnehin bis zu unserer Ankunft gedauert, ehe Posten und Patrouillen eingezogen waren.

Das Gefechtsfeld, von welchem wir das Feuern vernahmen, war von uns sicher drei viertel Stunden, von Dunda mindestens ein und eine halbe Stunde entfernt, und deßhalb nicht vor 7 Uhr zu erreichen. Wir hätten also zwei Drittel des Marsches in der Dunkelheit zurücklegen müssen, ohne die Stelle des Gefechtsfeldes zu kennen. Höchstwahrscheinlich würden wir es garnicht in der Dunkelheit gefunden, dafür aber den befohlenen Dundaposten aufgegeben haben, und wenn Gravenreuth uns dort suchte, war das Nest leer, die schönste Konfusion fertig. Konnte ich doch nicht einmal ein Zeichen mit Angabe des Ortes zurücklassen, nach welchem ich abmarschirt war.

Wohl aber vermochte ich direct nach dem Kampfplatz zu eilen, um den Kämpfenden Nachricht über die Dunda-Abteilung und zugleich Unterstützung zu bringen, denn bei der Schwäche unserer Kolonnen fielen 3 Europäer und 10 schwarze Soldaten schon in's Gewicht. Kleineren Masititrupps war die Patrouille ge-

wachſen, die feindliche Hauptmacht zog unbedingt nach dem Kampfplatz, ſomit konnten wir, ohne lange Umſchau zu halten, beſchleunigt vorgehen.

Darum vorwärts, ſchnell vorwärts. Der Marſch wurde zur wahren Hetzjagd. Das Gelände zeigt hier hohe Hügelketten, berg-ab ging's oft im Laufſchritt, bergauf ſo ſchnell Beine und Lungen es konnten, denn Zeit war nicht zu verlieren.

Als die zweite Höhe erklommen war, bot ſich ein freier Aus-blick. Von Schüſſen war nichts mehr zu vernehmen, dagegen wälzten ſich dichte Rauchwolken am Horizonte dahin, ſprechende Beweiſe für das Geſchehene: das Gefecht war verſtummt, die feindliche Poſition, wahrſcheinlich irgend ein Dorf, denn Jombo mußte viel weiter wegliegen, erſtürmt und in Brand geſteckt. Die Unſrigen hatten geſiegt. Trotzdem ward weiter marſchirt, um mit jener Kolonne, es mußte nach unſerem Dafürhalten Bülow ſein, Fühlung zu gewinnen.

Höhe nach Höhe ward erſtiegen, die Rauchwolken aber kamen nicht näher, die klare afrikaniſche Luft hatte uns Deutſchen, ja ſelbſt den ſchwarzen Begleitern einen Streich geſpielt, und über die Entfernung gewaltig getäuſcht. Die Sonne ging ſchon zur Rüſte, jede Ausſicht ſchwand, den erſehnten, aber ſehr weit entfernten Platz erreichen zu können. Mißmutig ging's darum nach Dunda zurück.

Kurz darauf ſtießen wir auf ein flüchtendes Weib. Die Strickreſte an Armen und Beinen zeigten, daß ſie gefangen ge-weſen und entflohen war. Ihrer Erzählung nach war ſie während des Kampfes den Maſiti entwiſcht, vom Gefecht hatte ſie nichts geſehen, wußte auch nicht, wie der Ort hieß, nur daß er ſehr weit fort lag.

Die Dämmerung ſetzte ein, nicht weit von uns leuchtete eine brennende Hütte, Schatten huſchten durch die Büſche, waren es Flüchtlinge oder Feinde? Bald fielen unweit von uns Schüſſe, die Schützen waren in der einbrechenden Dunkelheit nicht zu finden. Wie ſich ſpäter erwies, war es eine Patrouille unter Feldwebel Schwarz geweſen, welche einige Maſiti auf's Korn genommen hatte und ziemlich gleichzeitig mit uns im Lager eintraf. Dort hatte man

vom Gefecht überhaupt weder etwas hören noch ſehen können und lauſchte geſpannt der Erzählung.

Es liegt auf der Hand, daß den ganzen Abend von jenem Ereigniß die Rede war und alle möglichen Vermuthungen laut wurden, die ſchließlich immer darauf hinausliefen, daß Bülow auf dem Marſch von Bueni her jedenfalls angegriffen und des Feindes Meiſter geworden ſei. Der Gegner war nun einmal bekämpft worden, jetzt hatte für mich das befohlene Warten keinen Zweck mehr, ich entſchloß mich am folgenden Morgen, nachts war es unmöglich, frühzeitig auf die Hauptſtellung gegen Jombo vorzugehen, Bülow durch eine Patrouille zu benachrichtigen und in unſerm bisherigen Lager, deſſen Spuren nicht zu überſehen waren, in augenfälliger Weiſe für Gravenreuth eine Meldung zurückzulaſſen; jedoch keine Leute, denn dieſe ſchwebten zwecklos in Gefahr, und ließ ich viel zurück, zerſplitterte ich die ohnehin ſchwache Abteilung.

Mit dieſem Gedanken legte ich mich zur Ruhe. Wie lange wir geſchlafen hatten, weiß ich nicht, als plötzlich heftiges Gewehrfeuer uns weckte. Wie der Blitz fuhr jeder in die Höhe, doch ſchon war die Bereitſchaftsabteilung auf ihren Plätzen, während die andern Schwarzen des Befehls gewärtig lautlos bei ihren Gewehren ſtanden. Kurze Zeit nur noch knallte es in die Nacht hinaus, dann trat Grabesſtille ein, kein Stöhnen Verwundeter, kein Geräuſch anſtürmender oder abziehender Gegner ließ ſich hören.

Sollte alles nur blinder Lärm geweſen ſein? Nein, die vorſichtig in's Dunkel hinausſchleichenden Patrouillen kamen zurück, draußen lagen die deutlichen Beweiſe: gefallene Maſiti.

In der Dunkelheit oder Eile hatte der Feind nicht vermocht, die Todten ſämmtlich fortzuſchleppen. Geräuſchlos und ſchnell war der Angreifer gekommen; ebenſo geräuſchlos und ſchnell war er verſchwunden, als er alles bereit und einen warmen Empfang fand.

Vielleicht hatten die Maſiti, erbittert durch das am Tage ſtattgehabte Gefecht und wohl wiſſend, daß jene Abteilung jetzt auf der Hut ſei, uns überfallen, und ihre Rache an uns kühlen wollen, vielleicht wollten ſie auch nur die Furt für ihren Rückzug erkämpfen.

Aber das eine wie das andere war ihnen vollständig mißlungen und auch am Flusse unten alles in bester Ordnung. Die dortige Wache, lauter Schwarze, hatte sogar vorzüglich aufgepaßt und den Gegner ganz gründlich bezahlt.

Zunächst blieb alles munter, erst nachdem etwas später der Mond aufgegangen war, legten wir uns noch zu einer kurzen Ruhe nieder.

Bevor es hell wurde, befanden wir uns schon wieder auf den Beinen und mit dem ersten Dämmerlicht wurde festgestellt, daß feindliche Abteilungen an verschiedenen Stellen versuchten, den Fluß zu überschreiten. Damit zeigten die Mafiti, daß sie den Rückzug antraten. Der Plan, jetzt nach Jombo zu gehen, wurde dadurch hinfällig.

Das war ja recht schade, aber noch viel bedauerlicher blieb es, daß der Feind nirgends in großer Masse auftrat, so daß man ihn wirksam hätte fassen können. In ausgedehnter Linie gingen lauter einzelne Trupps an den Fluß heran, und ihnen jetzt so viel Abbruch wie möglich zu thun, mußte unser einziges Ziel sein.

Das Lager blieb so besetzt, daß es gesichert war, die Hauptmacht verwehrte an verschiedenen Stellen den Flußübergang. Bald knallte es stromauf und stromab im Kinganithal. Die Wirkung dieser Maßnahme machte sich schnell geltend, beim Gegner riß eine Panik ein. Am vorigen Tage offenbar übel zugerichtet, bei seinem nächtlichen Angriff arg enttäuscht und jetzt überall unter Feuer genommen, kannte er nur noch ein Bestreben: Fort aus dem Bereich der Gewehre, hinüber über den Fluß, wie und wo es ging.

Sonst trennen sich die kriegerischen Mafiti nie von ihrem Schild und den Speeren, jetzt aber kam es vor, daß sie selbige wegwarfen, um schwimmend den Fluß zu durchqueren, ein sprechender Beweis, daß ihr Mut gebrochen war.

Da die Gefechtslage früh morgens den Abmarsch auf Jombo verhinderte resp. überflüssig erscheinen ließ, war nur eine Patrouille dorthin entsandt worden, die gegen Mittag zurückkehrte und berichtete, daß daselbst Unmengen gefallener Mafiti lägen, von Europäern und

schwarzen Soldaten sei jedoch nichts zu bemerken, nur leere Patronenhülsen ließen erkennen, daß unsere Kameraden dort gefochten hätten.

Wo jene siegreiche Abteilung sich hingewendet, war nicht festzustellen, wir hatten den Tag über auch alle Hände voll zu thun, um den Gegnern an der sie hindernden Flußbarriere noch möglichst zuzusetzen; nur hier konnte man ihnen noch schaden, eine regelrechte Verfolgung über den Fluß hinüber hatte keinen Zweck, denn dort vermochten die Flüchtlinge überall auszuweichen. Mit den Beinen zu verfolgen führte zu nichts, die Mafiti sind zu flink, flinker jedoch waren die Kugeln, denen sie sich wohl oder übel am Kingani aussetzen mußten.

In früher Morgenstunde des 20ten Oktober traf endlich Bülow ein und — wußte gar nichts von dem stattgehabten Gefechte. Auf dem Marsch fortwährend von massenhaften Mafiti umschwärmt, hatte er die ganze, ihm eigene Umsicht und Gewandtheit aufgeboten, um dem Gegner keine Blöße zu geben, war aber auch selbst nie in die Lage gekommen, schlagen zu können.

Nun blieb natürlich nichts übrig, als daß Gravenreuth gefochten und bald, er traf gleich darauf ein, löste er uns selbst das Rätsel.

Gravenreuth hatte schon in Dar es Salaam seinen zu Anfang mitgeteilten Plan dahin erweitert, daß er einen bestimmten Tag für den Angriff auf Jombo in's Auge faßte und den andern Kolonnen von Dar es Salaam, und Madimula aus entsprechende Befehle sandte. Nachdem dies geschehen, ging er in der Erwartung, dort mit uns zusammenzutreffen, direkt auf die feindliche Stellung los und fand bei Jombo ein großes Lager. Die Mafiti waren abwesend, Buschiri mit seinen Arabern dagegen zur Stelle.

Ohne Besinnen griff Gravenreuth an, warf die Araber, erstürmte das Lager und ließ es in Flammen aufgehen. Doch die gen Himmel steigenden Rauchwolken, sonst in Afrika die Verkünder des Sieges, hätten der tapferen Schar fast zum Verderben gereicht, denn sie zeigten den überall umherstreifenden Mafiti an, daß ein Feind das Lager erstürmt hatte und ihr ganzer aufgestapelter Raub in Flammen aufging. Ergrimmt ob dieser unerwarteten Wendung,

stürmten sie von allen Seiten herbei und warfen sich mit rücksichtsloser Wut auf den Sieger.

Gravenreuth, rasch die drohende Gefahr erkennend, vermochte es noch, seine Truppe fest zusammen zu schließen. Glücklicherweise stürmten die Scharen der Mafiti, sowie sie eintrafen, an und warteten nicht, bis sich größere Massen zu einem einzigen, gewaltigen Stoße sammelten. Aber auch so war die Lage sehr kritisch. Nur Gravenreuth's geschickte Leitung und Besonnenheit, unterstützt von der kaltblütigen Ruhe wie guten Schulung der deutschen Offiziere und Unteroffiziere, verhüteten eine Katastrophe.

Anerkennung gebührt auch der ausgezeichneten Haltung der schwarzen Soldaten, die sich plötzlich einem ganz neuen Feinde gegenüber sahen, gegen dessen Kampfweise die überlegene Bewaffnung nur teilweise ausgenutzt werden konnte.

Mit schier unglaublicher Gewandtheit benutzten die Mafiti Gras und Büsche als Deckung, entzogen sich dem Auge der Schützen und es war erst möglich zu feuern, wenn der Gegner ganz nahe vor den Gewehren aufsprang, um zum Sturme zu schreiten. Mit vollster Wucht und erstaunlicher Bravour führten die Mafiti jedesmal den Angriff aus, dessen Gewalt sich stets erst unmittelbar vor den Gewehrmündungen brach. Ja einzelne der wilden Gesellen sprangen sogar rücksichtlos in die feuernden Abteilungen hinein, dort mehrfach mit ihren leichten Speeren die braven Sudanesen niederstoßend.

So attackirte ein Haufen nach dem andern, bisweilen auch mehrere gleichzeitig, bis an 300 todte Mafiti des Gefechtsfeld bedeckten, eine enorme Zahl, wenn man bedenkt, daß unsere kleine Schar nur 120 Gewehre zählte. Erst nach diesen schweren Verlusten erlahmte der Ansturm.

Zum Glück fehlte beim Feind eine einheitliche Führung, denn hätten die wilden Krieger gleichzeitig angegriffen, dann würde die tapfere Gravenreuthsche Schar kaum einem traurigen Schicksal entronnen sein.

Von den 4—5000 Mafiti, die Buschiri herbeigeführt, hatten wohl 2000 bei Jambo gefochten, die übrigen waren im Lande zer-

ſtreut, oder durch Bülow's und meine Kolonne abgezogen und gefeſſelt. Ein ſchlimmer Punkt für Gravenreuth war es, daß Munitionsmangel drohte und dieſer zwang ihn, die Nacht aufmerkſam wachend, am folgenden Morgen, nachdem der Feind abgezogen war, direct nach Bagamojo zu marſchiren.

Von der nächtlichen Schießerei bei Dunda hatte man in Jombo nichts vernommen. Gravenreuth vermutete nicht, daß meine Kolonne, ſeiner erſten Anordnung gemäß, und weil die ſpäteren Befehle ſämmtlich nicht angelangt waren, noch bei Dunda ſtand. Er fürchtete vielmehr, nachdem er die große Zahl, Kampfweiſe und Tapferkeit der Mafiti kennen gelernt, daß den andern Abteilungen ein Unglück zugeſtoßen ſei.

In Bagamojo jedoch erfuhr er aus den ſtetig geſandten Taubenmeldungen den Stand der Sache. Trotzdem beſorgt, daß doch noch ſchwere Kämpfe folgen könnten, eilte er ſelbſt herbei, um dann mit Bülow und mir zuſammenzutreffen.

Zwei Befehle waren es, die mir Gravenreuth nachgeſandt. Der erſte erreichte Bagamojo, als ich es ſchon verlaſſen hatte. Ein Mann des Arabers Said Magram ſollte den Befehl nachbringen, aber obgleich dieſer Bote ein äußerſt gewandter und landeskundiger Mann war, fiel er dennoch dem Feind in die Hände und ward erſchlagen. Den andern Befehl ſollte eine Patrouille von Madimula überbringen, erreichte indeſſen Dunda nicht, ſondern vermochte nur ſich nach Bagamojo durchzuſchleichen.

Ich ſelbſt habe mich wenig darüber gewundert, denn kleine, von entſchloſſenen Feinden umringte Kolonnen, die weit von einander ſtehen, können die Verbindung nicht aufrecht erhalten. Jeder vermag dann nur, wie es geſchehen, nach den erſten Anordnungen zu handeln, und die Oberleitung iſt außer Stande, zu jeder beliebigen Zeit ein Zuſammenwirken der einzelnen Teile zu erreichen.

War nun auch leider dies Zuſammenkommen nicht möglich geweſen, ſo konnten wir trotzdem mit dem erzielten Erfolg ſehr zufrieden ſein. Die Mafiti hatten eine Lehre empfangen, die ihnen gehörig in den Gliedern lag. Noch fernerhin einige ſolcher Lectionen und ſie werden dann einſehen, daß ſie im Bereiche des deutſchen Armes

ablaſſen müſſen von ihren wüſten, empörenden Raubzügen. Bis ſie jedoch vollkommen gebändigt ſind, darf man den kriegeriſchen Suluvölkern gegenüber nie die Gebote der Vorſicht und militäriſchen Sicherung aus den Augen laſſen, ſonſt ſetzt man ſich ſehr leicht recht unangenehmen Erfahrungen aus.

Buſchiri ſelbſt zu fangen war zwar nicht gelungen, aber auch für ihn waren dieſe letzten Kämpfe der Anfang vom Ende. Von den erbitterten Maſiti mußte er ſich ſchleunigſt trennen, ſeine Anhänger ſtoben auseinander, nur ein kleines Häuflein, Leute, die ſelbſt nichts zu hoffen hatten, folgte ihm bei dem letzten Verſuch, ſich durch Ukwere und Uſeguha nach dem äußerſten Norden zu flüchten, um vielleicht nach Sanſibar oder Pemba zu entkommen.

---

14. Wiſſmann's Rückkehr von Mpapua, Buſchiri's Ende.

In wilder Eile hatten die Maſiti ſich ihrem Heimatlande zugewendet, Uſaramo athmete auf. Die Waſaramo kehrten zu ihren friedlichen Hütten und Dörfern zurück, aber eins nahmen ſie mit ſich: das Gefühl, daß ſchützend über ihnen eine ſtarke Hand ruhte. Mehrfach ſchon hatten die Ärmſten in ſolcher Not geſchwebt, jetzt zum erſten Male waren ihre Peiniger von einem ſcharfen Schlag getroffen. Wiederum war das deutſche Anſehen geſtiegen und gleichzeitig damit das Vertrauen zu uns.

In Bagamojo fand ich alles ſo wie ich es verlaſſen. Die anſtrengende und doch ſo ſchöne Zeit, da man nur Soldat ſein durfte, war dahin. Der Bürgermeiſter, Landrat und Friedensrichter verlangten wieder ihren Platz neben dem Kommandanten, die ewig gleichgeſtellte Geſchäftsuhr war wieder im Gange. Nur eins kam hinzu, ich lernte Vaterſorgen kennen, denn ich war vielfacher Waiſenvater geworden.

Draußen im Lande, bei unſeren gewagten, kecken Patrouillengängen, die Büchſe in der Hand, bereit, im nächſten Augenblick

einem Menschen das Lebenslicht auszublasen, hatten wir doch zugleich ein Werk der Menschenliebe verrichtet. Zahlreiche Kinder, oft winzige Geschöpfchen, trafen wir an, die wimmernd, hungernd und oft mit Wunden bedeckt umherirrten. Die armen Wesen hatten sich dort vor den Unholden verkrochen, sei es, daß ihre Eltern erschlagen oder die Hütte überfallen wurde, als der Vater und die sorgende Mutter, noch dazu zu ihrem Glück, nicht daheim waren.

Die Kleinen fühlten rasch, daß wir Freunde waren und auch die schwarzen Soldaten zeigten ihr Mitgefühl. Freundlich wurden die Verlassenen mitgenommen, und waren sie noch zu klein, um Schritt zu halten, na dann trugen sie unsere Landsknechte auf den Armen oder Schultern. Im Lager gab's dann „Schakulla mingi sana" (viel zu essen) und Dr. Brehme erbarmte sich in liebevollster Weise der Verletzten. Hätte damals ein Unkundiger unser Biwak gesehen, er hätte schwanken können, ob es ein Kriegslager oder eine Kinderheilanstalt wäre.

Wenn ich die Schar ansah, hätte ich mich bei der Frage: was nachher damit anfangen? fast hinter den Ohren gekratzt. Glücklicherweise gab's aber die Mission, und der wackere Père Etienne nahm die schwarzen kleinen Kobolde mit christlicher Liebe auf, indem er sagte:

„Von manchen werden wohl noch die Eltern oder Verwandten sich einfinden, die erhalten natürlich die Kinder zurück. Die Verwaisten dagegen werden wir pflegen und auferziehen zu brauchbaren Menschen und Christen."

Die Vatersorgen war ich also los. Versprengte Mafiti und Anhänger Buschiri's trieben sich immer noch im Lande herum und hinter ihnen waren die Wasaramo riesig scharf her. Sie machten mit den Erwischten kurzen Prozeß und mancher Mafiti und Buschirimann fiel unter den Streichen der voher gequälten und auf's höchste erbitterten Landbewohner.

Ein einziges Mal nur brachten sie mir vier gefangene Männer und ein Frauenzimmer, „Buschiri's Suria" (quasi Köchin), wie sie behaupteten.

„Heb' sie gut auf, es sind schlimme Gesellen, die schon oft

gegen Euch gefochten und auch uns Böses zugefügt haben. Jetzt haben sie mit den Mafiti zusammen gemordet und gestohlen. Wenn Du sie nicht sehr gut aufhebst und sie kommen los, dann rächen sie sich an uns."

So ungefähr wenigstens lautete das, was die Wasaramo sagten und diese Angaben wurden von verschiedenen Leuten aus Bagamojo bestätigt. Das Verhör, welches ich anstellte, ergab nicht viel. Die Gefangenen räumten unumwunden ein, daß sie stets mit Buschiri gegen uns gefochten und auch jetzt mit den Mafiti gemeinsam gearbeitet hatten. Alle anderen Fragen beantworteten sie überhaupt nicht, sahen den Frager gleichgültig an oder lächelten höhnisch. Durch die Angaben zahlreicher Leute, unter denen zuverlässige Menschen waren, wurde indessen mehr als zur Genüge festgestellt, daß es verbrecherische Elemente waren, deren Fang nur mit Freuden begrüßt werden konnte. Deshalb ward auch Sorge getragen, daß ihnen ihr gefährliches Handwerk für immer gelegt wurde.

Aus dem Frauenzimmer konnte ich anfangs gar nichts herausbringen, sie war äußerst ängstlich und auf ihre Aussagen zunächst nichts zu geben. Aus diesem Grunde überlieferte ich sie dem Komoren Ali mit der Weisung, selbige gut zu verpflegen und mit seinen Sklavinnen zusammen zu lassen, damit wir etwas erfuhren. Nachdem die nicht gerade junge oder hübsche Negerin gemerkt hatte, daß es ihr nicht an den Kragen gehen sollte, und überhaupt einem Weibe keinerlei Gefahr drohte, begann sie aufzuthauen und nun erfuhren wir mancherlei. Ich glaube auch, daß jene Angaben im allgemeinen richtig waren.

Buschiri sollte demnach, nachdem er Wissmann im Innern wußte und ihm ausgewichen war, sich an die Mafiti gewendet haben. Er ließ ihnen sagen, Wissmann sei mit fast allen Soldaten in Mpapua, so daß sich an der Küste nur noch sehr wenig Askaris und fast gar keine Deutschen befänden. In Bagamojo sei jedoch sehr viel Elfenbein und die Läden der Indier wohl gefüllt. Die Mafiti möchten ihn begleiten, sie wollten dann gemeinsam Usaramo überfallen, die Deutschen todtschlagen oder verjagen und Bagamojo plündern.

Buſchiri ſelbſt hatte das entſchieden durchzuführen gehofft, ſich aber nur in Wiſſmann's Vorſicht getäuſcht, denn dieſer hätte den Zug in's Innere nicht unternommen, wenn er ſeine Truppe nicht ſtark genug wußte, um die errungene Küſte zu ſchützen.

Jener arabiſche Räuberführer, denn dazu war er herabgeſunken, hatte ſich alſo gewaltig verrechnet, wie er zu ſeinem Schaden erfuhr, denn bevor er ſeinen allerdings ſchlau erſonnenen und wirklich gefährlichen Angriff auf Bagamojo ausführte, traf ihn unſer Schlag.

Nach den Angaben jenes Weibes waren die Maſiti am Abend des Gefechtes von Jombo, wo Gravenreuth ſie mit blutigen Köpfen heimgeſchickt hatte, ſo ergrimmt, daß Buſchiri ſich heimlich drückte, und als den Maſiti auch die nächtliche Affaire bei Dunda ſchief ging, hatte er alle Urſache, ſeine Abreiſe bei Nacht und Nebel zu beſchleunigen, ſonſt hätten ihn die bisherigen Bundesgenoſſen erſchlagen, denn deren Wut gegen ihn kannte nach der ſchweren Enttäuſchung keine Grenzen mehr. Buſchiri floh in der Dunkelheit über den Kingani, wohin, wußte die Negerin nicht, denn am Fluſſe mußte ſie zurückbleiben, um wenige Tage ſpäter den Waſaramo in die Hände zu fallen.

Was uns außerdem in den Ausſagen noch intereſſirte, war der Umſtand, daß zwei Häuptlinge der Maſiti gefallen waren; dies erklärte es auch mit, weshalb jene Wilden bei dem überall erhaltenen Feuer ein ſo paniſcher Schrecken ergriff.

Der Fang, den die Waſaramo gethan, war gut geweſen, und ſelbſtverſtändlich erhielten ſie eine Belohnung. Hierdurch verleitet, kamen jetzt häufiger Landleute mit Gefangenen, denen ich jedoch regelmäßig die Freiheit ſchenkte, da keine belaſtenden Dinge vorlagen. Überhaupt muß man in dieſer Beziehung vorſichtig ſein, denn die Waſaramo lügen oft ganz gehörig, bald ſchlau, bald auch unbegreiflich dumm.

So ſchleppten ſie mir eines Tages zwei ſchlimme Buſchirileute, wie ſie behaupteten, zur Station, und als ich nachſah, was fand ich da? Einen halbwüchſigen Burſchen und einen Knaben, die Hände zuſammengebunden und mit einigen Waffen beladen. Die

armen Bengel waren dem Heulen näher als allem anderen, sie fühlten in ihrer Angst schon einen Strick um den Hals.

Natürlich wurden ihre Bande sofort gelöst, den Häschern aber, die in ihrer Dummheit und Habsucht, denn sie erwarteten ein Geschenk, sich zu diesem jammervollen Streich herbeigelassen hatten, wurde gründlichst der Kopf gewaschen. Es fehlte nicht viel und ich hätte ihnen als Geschenk ihre Naturhosen ausklopfen lassen.

Am 29. October erreichte uns die frohe Botschaft: Wissmann kommt zurück, morgen schon trifft er am Kingani ein. Er hatte durch unsere Meldungen erfahren, was an der Küste los sei und kannte die kriegerischen Sulustämme genau genug, um die drohende Gefahr nicht zu unterschätzen. In Eilmärschen war er von Mpapua herbeigezogen, den langen Weg in 9½ Tagen zurücklegend. Die Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und als ich etwas später am Feierabend den üblichen Spaziergang machte, da wurde ich fortwährend angeredet:

„Bana kuba" (seit der Mafiti-Affaire war ich viel mehr kuba geworden, als vorher), „hast Du gehört, daß Bana Wissmann kommt?"

Und was für Gesichter machten die Leute! Überall sah ich den Ausdruck ungeschminkter Freude, selbst die sonst so zurückhaltenden Araber gingen aus sich heraus. Ich war fast verblüfft, denn wenn ich auch wußte, daß Wissmann beliebt war, das hätte ich doch nicht gedacht, daß er in so kurzer Zeit derart die Herzen gewinnen würde.

Eigentlich fühlte ich fast etwas wie Eifersucht. Ich war ja fortwährend mit den Leuten in Berührung, hatte mir wirklich Mühe mit ihnen gegeben und nun war ich auf einmal ganz nebensächlich geworden. Dabei hatte aber diese kindliche Anhänglichkeit etwas Rührendes, aus ihr ersah ich zum ersten Male so recht deutlich, daß auch das Herz jener Leute, die oft viel zu ungünstig beurteilt werden, sich erwärmen kann.

Später, als ich Afrika verließ, habe ich's auch empfunden, und es beruhte auf Gegenseitigkeit, denn ich selbst konnte mich nicht ohne Rührung von manchem der braven Burschen trennen und von mehr denn einem Araber habe ich sogar geradezu herzlichen Abschied

genommen, bei dem es mir weich um's Herz und in den Augen naß wurde.

Wissmann gönnte ich seine Beliebtheit mit Freuden, fühlte ich mich doch selbst zu ihm hingezogen.

Wohl weicht unsere Anschauung und Lebensweise in manchen Dingen von einander ab, aber bei welchen Menschen ist das nicht der Fall? Der Freundschaft that es keinen Eintrag, denn ich schätze und verehre in Wissmann einen Kameraden, der nicht nur als Afrikamann den Kopf, sondern auch das Herz auf dem rechten Fleck hat.

Am folgenden Morgen ritt ich natürlich mit einigen anderen Herren zur Mtoni-Fähre heraus, um Wissmann zu begrüßen und ihm gleichzeitig als meinem Vorgesetzten Meldung zu erstatten.

Als ich durch die Straßen der Stadt kam, traute ich kaum meinen Augen: Araber, Indier und Neger, sie alle hatten ihre Häuser geschmückt durch mächtige, in den Boden eingesetzte Palmenwedel. Wie in einem grünen Laubgang zog man dahin, und das hatten die Leute aus eigenem Antriebe gethan, keiner von uns Deutschen hatte auch nur den leisesten Anstoß gegeben, die Häuser der Europäer waren die einzigen, welche schmucklos dastanden.

Ich schämte mich im Stillen etwas, denn ich konnte nichts Besseres thun, als das Versäumte so viel wie möglich nachholen lassen.

Einige Stunden später schüttelten Wissmann und Bumiller uns kräftig die Hand, beide waren frisch und munter. Sie waren mit einer Anzahl von Soldaten in beschleunigtem Tempo vorausgeeilt, die übrigen konnten erst am folgenden Tage eintreffen.

Daß die Mafiti geschlagen waren, hatte Wissmann unlängst aus der ihm von Gravenreuth übersandten Meldung erfahren. Ich mußte nunmehr den Hergang in den Hauptzügen genauer schildern, nur von kurzen Zwischenfragen unterbrochen. Nachdem ich geendigt, sprach Wissmann seine Ansicht aus, welche ungefähr dahin ging:

„Der erreichte Erfolg ist sehr gut, wir alle können ihn nur freudig begrüßen, wir sind ein tüchtiges Stück wieder vorwärts

gekommen. Dennoch kann ich nicht mit allem, was geschehen ist, übereinstimmen. Vor allem ist der Fehler begangen, den Feind zu unterschätzen. Sie kannten, von den Arabern sehe ich ab, bislang nur die Küstenbevölkerung sowie Karawanenleute und beurteilten danach schlechtweg die Neger aus dem Innern. Wie oft habe ich Ihnen allen schon gesagt, daß dies falsch ist. Es giebt auch kriegerische Stämme, welche man sich hüten soll, so mir nichts dir nichts als Gegner anzusehen, die vor einigen Hinterladern gleich weglaufen. Das thun sie nicht, sie warten nur auf den richtigen Augenblick, und zu dieser Gesellschaft gehören auch die Suluvölker. Jetzt haben Sie sie kennen gelernt und werden sich das merken!"

„Vor allem hebe ich ausdrücklich hervor: „niemals sich teilen, am allerwenigsten auf große Entfernungen, wenn man nicht sehr stark ist. Sie haben die Nachteile davon gesehen und können froh sein, daß, allerdings unterstützt von Aufmerksamkeit und Vorsicht, alles so gut abgelaufen ist."

„Sie (dabei meinte er mich) hätten nicht so weite und gewagte Patrouillen selbst gehen, resp. durch Europäer führen lassen sollen. Schicken Sie tüchtige schwarze Soldaten allein mit einem klaren Auftrag. Diese Leute kommen überall viel eher durch, laufen nicht annähernd solche Gefahr, wie der Weiße. Allein gelassen passen sie auch besser auf, ist dagegen ein Europäer dabei, so verlassen sich die Schwarzen nur allzu oft auf diesen, glauben, daß er alles doch besser wisse, alles sehe und höre."

Von dem Erfolg seiner Expedition war Wissmann in jeder Beziehung befriedigt. Überall war es ihm gelungen, mit den Eingeborenen und Häuptlingen nicht nur gut auszukommen, sondern sie sogar vollständig für uns zu gewinnen. Zumal ein einflußreicher Häuptling in Usagara, Kingo genannt, war in ein ausgesprochenes Freundschaftsverhältnis getreten.

Die ganze wichtige Karawanenstraße war nunmehr frei und sicher. In Mpapua selbst blieb Lieutenant von Medem mit einer Compagnie. An der Station war fleißig gebaut worden, so daß sie ein leidliches Unterkommen bot, und auch hinreichende Befestigungen aufwies.

„Nun muß ich Ihnen aber noch ganz was Besonderes mitteilen," sagte Wissmann. „Ich habe Nachricht von Emin Pascha und Stanley. Beide sind aus aller Not heraus und werden in ungefähr einem Monat in Bagamojo eintreffen. Chef Schmidt habe ich mit einigen Soldaten zurückgelassen, um beide zu empfangen und zur Küste zu geleiten."

Ich war nicht wenig erstaunt und freute mich, diese afrikanischen Berühmtheiten persönlich kennen zu lernen.

„Jetzt machen Sie sich nur beizeiten daran," fuhr mein Kommandeur fort, „um in Bagamojo alles zu würdiger Aufnahme und einem entsprechenden Feste vorzubereiten."

Schon tags darauf fuhr Wissmann nach Sansibar weiter. Wenige Tage später hatte ich zum letzten Male mit der Mafitisache zu thun. In der ihnen benachbarten Missionsstation zu Tumunguo waren jene Leute als Bittende erschienen und ließen mir sagen, sie wünschten Frieden, dafür aber möchte ich doch diejenigen ihrer Landsleute, die noch in Usaramo wären, denn es fehlten sehr viele, frei ziehen lassen und dafür sorgen, daß keiner derselben mehr erschlagen werde.

Damals aber gab es schon keine Mafiti mehr in Usaramo, und was die fehlenden anbelangte, so lagen die meisten bei Jombo und eine ganze Zahl bei Dunda. Der kriegerische Volksstamm hatte zum ersten Male einen entschlossenen Gegner gefunden, wie groß aber die Verluste waren, das merkten die Geschlagenen erst, als die flüchtenden Abteilungen sich wieder sammelten. Die Zahl der Gefallenen war so bedeutend, daß die Mafiti es anfangs gar nicht recht begreifen konnten.

Ich ließ ihnen zurücksagen, von ihren Landsleuten sei niemand mehr in Usaramo, im übrigen wären wir mit dem Frieden einverstanden, und so lange sie sich ruhig verhielten, würde keinem Mafiti von uns etwas angethan.

Für längere Zeit verhielten sie sich auch hübsch still, dann betraten sie freilich wieder den Kriegspfad; nach Usaramo aber gingen sie nicht, dort war ihnen gar zu übel mitgespielt worden.

Die schon erwähnten friedlichen Arbeiten nahmen jetzt meine

ganze Zeit in Anspruch, doch freute man sich dieser Thätigkeit, war doch zu erkennen, daß damit erfreuliche Erfolge erzielt wurden.

Die Bauten hatte Herr Lautherborn tüchtig gefördert, mit besonderer Genugthuung begrüßten wir die Fertigstellung des Rathauses, in welchem einst die Waniamwesi wohnten. Jetzt wurden das Verwaltungsbüreau und einige Offizier- und Unteroffizierwohnungen dorthin verlegt und dadurch endlich das überfüllte Stationsgebäude entlastet.

Auch das Offizierkasino, an dem selbstverständlich die Beamten teilnahmen, hielt dort seinen Einzug. Jedermann freute sich, daß wir endlich einen größeren Raum für diesen Zweck besaßen. An das Casino schloß sich eine große, etwa 14 Meter lange und 8 Meter breite Veranda an. Diese wurde aller Welt Lieblingsplatz und besonders abends, wenn vom Meer herüber eine frische Brise wehte, verbrachten wir dort manch fröhliches Plauderstündchen.

In jenen Tagen erlebte ich das einzige kleine Abenteuer, welches mir in 1½ Jahren, die ich in Afrika verweilte, überhaupt mit gefährlichen Tieren zustieß. Es werden ja ungemein viele, oft haarsträubende Geschichten erzählt, ich bin jedoch in dieser Beziehung stets etwas mißtrauisch gewesen. Gewiß fehlt es nicht an wilden Bestien und der Krokodile habe ich schon oft erwähnt.

Auch Panther in ziemlicher Zahl und Löwen fanden sich an der Küste. Von seltenen Ausnahmen abgesehen, gehen diese Tiere jedoch dem Menschen am Tage aus dem Wege, und nachts wieder sucht sie der Durchschnittsmensch nicht auf.

Thu' du mir nichts, ich thu' dir auch nichts, denken für gewöhnlich beide Teile. Bietet sich eine günstige Gelegenheit zur Jagd, so wird diese selbstverständlich ausgenützt, solche Gelegenheiten sind jedoch recht selten.

Oft genug habe ich Spuren von Panthern sowie von Löwen gesehen und auch das mächtige Brüllen des letzteren gehört, begegnet sind wir uns aber nie, geschweige denn, daß ich jemals zum Schuß gekommen wäre. So lange ich draußen war, hatte nur Herr Janke, dessen ich schon erwähnte, das Glück, einen mächtigen alten Löwen zu erlegen, sonst niemand.

Die Geſchichte, welche mir paſſirte, kommt ſchon leichter vor.

Zur Mittagsſtunde, denn dies war die einzige freie Zeit, während andere Sieſta hielten, lief ich, trotz der reichlich bemeſſenen Hitze, meiſtens draußen herum, um meine zoologiſchen Kenntniſſe oder Sammlungen zu bereichern. Wohlgemut wanderte ich durch das Gras, als ich plötzlich etwas über und zwiſchen den leichtbeſchuhten Füßen hingleiten fühlte.

Wunderbar, wie ſchnell der Menſch denken kann! Wie ein Blitz fuhr mir's durch den Kopf: eine Schlange, und gleichzeitig machte ich ſchon einen Sprung, der vielleicht ſelbſt im Circus Ehre eingelegt hätte. Ein ſo guter Turner ich auch war, ſo hoch, weit und ſchnell bin ich vorher nie geſprungen. Ebenſo ſchnell war ich auch ſchon herum, immer dem Feind die Stirn zugekehrt, das iſt das Beſte.

Richtig, da balancirte über dem Graſe ein züngelnder Kopf, deſſen breite Form mit der ſtumpfen Schnauze — das meiſt charakteriſtiſche Schwanzende war nicht zu ſehen — erkennen ließ, daß es eine Giftſchlange ſein mußte. Wer von uns beiden von der unerwarteten Begegnung unangenehmer berührt war, weiß ich nicht, ſofort regte ſich aber bei mir die Jagdluſt. Die ziemlich häufige Clotho arictans (Puffotter) ſchien es nicht zu ſein, deshalb war ich doppelt eifrig im Angriff. Das Tier zog jedoch den Rückzug vor, und obgleich Giftſchlangen nicht allzu ſchnell ſind, verſchwand dieſe zu meinem Bedauern im Geſtrüpp.

Die Folgen eines ſolchen Zuſammentreffens können ſehr unangenehm ſein. Iſt man ohne ſchnelle Hilfe, wirkt der blitzſchnell ausgeführte Biß meiſt tödtlich, und ſelbſt wenn Hilfe ſtatt hat, leiden die Betroffenen oft ſehr ſchwer, wie einer meiner Bekannten, der wochenlang zwiſchen Leben und Sterben ſchwebte und erſt nach Monaten langſam genas.

Übrigens beißen Schlangen eigentlich nur aus Angſt, oder wenn ſie gereizt ſind; bei einem Zuſammenſtoß iſt aber, wenn man die Tiere auch nur zufällig berührt, immer das eine oder andere der Fall. —

Gravenreuth, deſſen Name jetzt noch mehr als zuvor bei den

Eingeborenen genannt wurde, hatte seine Geschäfte an Wissmann übergeben und zog in's Innere, um so zu sagen eine militärische Rundreise zu machen und überall, wo es noch nicht geschehen war, die Häuptlinge in Ukwere und Usugara für uns zu gewinnen.

Auf dieser Expedition traf er mit Emin und Stanley zusammen und blieb lange Zeit draußen im Lande thätig, bis zu den Tagen, in welchen die Kämpfe mit Bana Heri begannen, dessen Stellung in Pallamakalla Gravenreuth bei einer sehr geschickten Rekognoszirung angriff. Ich selbst hätte sehr gern, denn die Mehrzahl der Expeditionstruppen stammte aus Bagamojo, diesen Zug unternommen, die große Arbeitslast meiner Station erforderte jedoch leider meine dortige Anwesenheit.

In jenen ersten kleinen Kämpfen gegen Bana Heri erhielt einer meiner besten Unteroffiziere, Sergeant Bauer, leider einen recht unangenehmen Schuß, an welchem der kräftige Mann lange danieder lag. Bauer hatte sich auch schon, als wir in Dunda lagen, durch eine ebenso schöne, als kühne That ausgezeichnet, indem er einen unserer schwarzen Soldaten, der allzu waghalsig in den Kingani hineingesprungen war, mit eigener Lebensgefahr vom Tode errettete. Für diese brave That ziert jetzt die Rettungsmedaille seine Brust. Dies Vorkommnis zeigt aber auch, daß nicht blos die Schwarzen für uns, sondern auch wir, wo es nötig war, für die braven Burschen eintraten.

Gravenreuth hatte es auf seinem Zug noch ganz besonders auf Buschiri's Person abgesehen. Der schlaue Fuchs wich ihm allerdings überall aus, doch ward ihm derart zugesetzt, daß er, auf anderem Wege und in anderer Weise, als er's sonst gethan hätte, die Flucht nach dem Norden beschleunigen mußte. Bei den Eingeborenen hatte er jeden Anhang verloren, und die Waseguha meldeten seine Ankunft sofort dem Stations-Kommando in Pangani, denn Chef Dr. Schmidt hatte es ganz ausgezeichnet verstanden, Araber wie Neger für sich zu gewinnen.

Schleunigst brach Chef Dr. Schmidt mit einer Truppenabteilung auf, wußte sehr geschickt Buschiri's Lager zu finden und nachts zu überfallen. Ein Teil der Feinde fiel im Gefecht, der

Rest, etwa 40 Mann, ward gefangen. Buschiri selbst war es abermals gelungen, sich noch rechtzeitig seitwärts in die Büsche zu schlagen. Doch sein Maß war voll. Die Eingeborenen hatten seine Wühlereien satt, sie litten selbst sehr unter der fortwährenden Unruhe und Unsicherheit, fingen jetzt den Rebellenführer ein, fesselten ihn und benachrichtigten Chef Dr. Schmidt, der Buschiri in Empfang nahm und nach Pangani brachte.

Wissmann war gerade dort anwesend und befahl ein Kriegsgericht. In früheren Tagen hätten die Richter vielleicht weniger scharf geurteilt, doch die letzten Blutthaten in Usaramo konnte selbst der mildeste, aber gerechte Mensch nicht verzeihen, und der Spruch lautete auf: Tod durch den Strang. Niemand hatte es anders erwartet und Wissmann bestätigte ohne Zaudern das Urteil, das wenige Stunden später vollstreckt ward.

An demselben Tage traf ein Dampfer von Pangani in Bagamojo ein und überbrachte mir diese wichtige Mitteilung. Dienstliche Angelegenheiten riefen mich nach Sansibar, und ich fuhr sofort mit dem Dampfer dorthin. Niemand hatte daselbst von jenem Vorgang eine Ahnung. Auf der Mnasi moja traf ich einige mir bekannte Araber:

„Wißt Ihr, daß Buschiri gefangen ist?"

„Nein, Bana, ist das wahr?"

„Ja, es ist wahr, und er ist schon todt."

„Es wird ja oft manches erzählt."

„Ich fuhr mit einem Dampfer, der von Pangani kommt, dort ist Buschiri gefangen und heute hingerichtet worden."

Mit Windeseile durchflog jetzt diese Kunde Sansibar, alles interessirte sich lebhaft dafür, Europäer, Indier, Araber und Neger. Buschiri's Gefangennahme und Tod war einer der schwersten Schläge, welcher die deutschfeindlichen Elemente treffen konnte.

Von Sansibar hatte der Aufstand und seine Führer immer noch neue Kräfte geschöpft, Geld, Waffen, Munition und selbst Mannschaften waren in aller Verborgenheit ihnen zugeführt worden, und zwar geschah dies keineswegs nur durch die Araber, sondern auch durch andere Leute, welche zwar nicht offen und

unmittelbar, aber im ſtillen und mittelbar dazu beitrugen, uns Deutſchen große und kleine Steinchen in den Weg zu legen.

Mit Buſchiri's Tod trat eine Wendung ein, welche den uns feindlichen Elementen die Möglichkeit benahm, auf dem früheren Wege weiter zu arbeiten. Alle, auch die gewöhnlichen Leute, fühlten die Bedeutung dieſes Ereigniſſes, das jetzt bei Sonnenuntergang bekannt ward. Am Hafen, auf der Straße ſagte es einer dem andern, der Nachbar eilte zum Nachbar, um es ihm zu verkünden.

Da plötzlich ſtrahlte es am Sultans-Palaſt auf, der große Bau erſtrahlte im elektriſchen Lichte und hellſchimmernden Lampen und Lichtern, unten auf dem Platze ſchmetterte die Sultanskapelle ihre luſtigen Märſche, als ſei ein hohes Feſt. Siehe da: einen Augenblick ſpäter, da glänzt es eben ſo hell vom Hafen herüber: die Schiffe des deutſchen und engliſchen Geſchwaders prangen in einem Lichtermeer, das ſich in der Meeresflut widerſpiegelt.

Die Bewohner der Stadt, ſie ſehen's voll Staunen, ſie können's nur mit Buſchiri's Tod zuſammenbringen.

Doch damit hatte es nichts zu thun, nur ein eigentümlicher Zufall war im Spiel. Der Sultan hatte an jenem Tage eine Ordensauszeichnung von Sr. Majeſtät dem Deutſchen Kaiſer und der Königin von England empfangen. Dieſem Ereignis galten die Illuminationen und der Trompetenſchall, deſſen Jubeltöne hinaufſchmetterten zum Herrſcher von Sanſibar, während der Telegraph die Kunde von Buſchiri's Ende hinaustrug in die weite Welt.

In Deutſchland hat mancher den Tod jenes Mannes nicht richtig beurteilt, indem vielfach von falſchen Anſichten ausgegangen wurde. Vor allem darf man in Buſchiri keinen Helden erblicken, der eingetreten ſei für ſeines Heimatlandes und ſeiner Landsleute Freiheit und Unabhängigkeit; man darf in ihm keinen Mann ſehen, der ehrenvoll für ſein Vaterland gekämpft. Dieſe Motive lagen ihm fern.

Jener Araber, in deſſen Adern eine Miſchung mit etwas Negerblut floß, war bei Pangani anſäſſig, ſeine Güter jedoch verſchuldet, ſo daß er hierdurch, wie auch in Folge anderer Dinge,

schon mehrfach sich recht unangenehmen Erfahrungen ausgesetzt hatte. Anfangs nicht unfreundlich gegen die Deutschen, schloß er sich doch sofort dem beginnenden Aufstande an. Zu verlieren hatte er nicht viel, aber er hoffte Großes zu erreichen. An Schlauheit, vielleicht auch an scharfem Verstand, verbunden mit orientalischer Liebenswürdigkeit, gebrach es ihm nicht, so daß er binnen kurzem sich zum Führer der kriegerischen Bewegung aufschwang.

Anfänglich zeigte er sogar mehrfach Eigenschaften, denen sich eine gewisse Ritterlichkeit nicht absprechen läßt. Als z. B. ein anderer Bandenführer die Mission bei Dar es Salaam (Pugu) überfallen, einen Teil der Bewohner erschlagen und andere gefangen hatte, zögerte Buschiri nicht, sofort einzugreifen, jede weitere derartige Unternehmung gegen die Mission streng verbietend. Die Gefangenen gab er gegen ein Lösegeld frei, doch behielt er letzteres nicht selbst, sondern überließ es dem Bandenführer, der Pugu zerstört hatte und dem dieses Geld versprochen war.

Nicht viel später jedoch geriet er auf abschüssige Bahn. Es kamen Rohheiten vor, wie jene gegen den armen Dunia, dem die Hände abgeschlagen wurden, die Ermordung des Herrn Nielsen, eines Dänen in Mpapua und dergleichen, bis endlich die schauderhafte Verwüstung Usaramo's den Schändlichkeiten die Krone aufsetzte.

Im Gefecht ist von Buschiri keine Handlung bekannt geworden, die ihn als Helden erscheinen ließ, und als er den Tod vor Augen sah, da suchte er sein Leben zu retten, indem er die ihm vom Kriegsgericht zur Last gelegten Thaten, welche sich direkt als Verbrechen darstellten, seinen mitgefangenen treuesten Anhängern in die Schuhe schob. Allein keine dieser Angaben entsprach der Wahrheit. Als Ritter hat er vielleicht seine Laufbahn begonnen, als Räuber sie fortgesetzt und als Schwächling vollendet.

Der entseelte Körper ward den Arabern zu Pangani überlassen, die ihn in aller Stille bestatteten.

Mit dem Tode waren die Vergehen gesühnt, dem todten Feinde trägt man keinen Groll nach, und wenn sich um den Namen Buschiri vielleicht in Ostafrika einst eine arabische Legende

rankt, so mag das sein, es verkörpert sich in ihr der arabisch-muhamedanische Sinn, das Andenken an die Zeit, in der noch die Bekenner des Islam die Herren im Lande waren.

---

15. Emin Pascha und Stanley.

Mit der Erzählung von Buschiris Ende habe ich dem Gang meiner ostafrikanischen Erlebnisse etwas vorgegriffen, denn früher schon trug sich in Bagamojo ein Ereigniß zu, welches die Gemüter eines großen Teils der gebildeten Welt in Bewegung setzte: die Ankunft Emin Pascha's und Stanley's.

Am 10. November waren beide in Mpapua eingetroffen, und nunmehr sandte Chef Schmidt, der sie begleitete, regelmäßige Nachrichten über ihr Näherkommen, während Gravenreuth, dessen Abmarsch schon erwähnt ist, ihnen entgegenzog. Die eingehenden Nachrichten wurden sofort an Wissmann weiter gesandt.

Ich selbst wußte nicht recht, wo mir der Kopf stand, denn in unseren einfachen Räumen wurde alles um und um gekehrt, um die Erwarteten, soweit als möglich, würdig zu empfangen. Allerdings erhielten wir Zufuhr der verschiedensten Dinge von Sansibar, trotzdem aber war's eine tüchtige Arbeit, die jetzt neben der alltäglichen Beschäftigung einherlief. Es wurden ja nicht nur die aus dem Innern kommenden Gäste erwartet, sondern auch eine Anzahl Besucher aus Sansibar waren angekündigt.

Solche nützliche Einrichtungen wie Hotels waren bei uns natürlich nicht vorhanden, nicht einmal Kellner u. dergl., die sonst doch die Welt durchziehen, hatten sich bislang in den stillen Erdenwinkel verirrt. Ich kam mir auf einmal vor wie ein Hotelbesitzer beim Beginn einer stark besuchten Saison, nur daß mir alle Vorkenntnisse und tausenderlei der nötigsten Dinge fehlten. Deshalb glaube man aber ja nicht, daß dies meine Gefährten und mich verdrossen hätte. Kein Gedanke daran, wir freuten uns vielmehr in dem Gedanken, doch vielleicht etwas Leibliches zuwege zu bringen und deshalb war jeder doppelt thätig.

Endlich waren die Zimmer eingerichtet, Herr Grothe hatte für ein Frühstück und Festessen einen famosen Speisezettel zusammengestellt, der sich auch an der gewähltesten europäischen Tafel sehen lassen konnte, und daß die Getränke in guten Marken, sowie in Fülle vorhanden waren, verstand sich von selbst.

Herr Maler Weidmann, der mir schon manche große Gefälligkeit erwiesen und der überall freudig Hand anlegte, hatte in künstlerischer Weise für Ausschmückung der Festräume gesorgt, während die ganze Stadt ebenso dekorirt ward, wie damals, als Wissmann einzog.

Kurz bevor es so weit war, erschien schon ein Reporter des Neu-York Herald, um Stanley entgegen zu ziehen. Er war ein fideler und vielseitig gebildeter Mann, Gott Bacchus zwar nicht abhold, dabei aber immer für seine Zeitung auf dem Posten. Trotz unsers Abratens ritt er abends den vorausgesandten Lasten nach zum Kingani. Seinem Esel mochte die späte Stunde wohl nicht recht passen und er streifte, rücksichtslos durch eine Dornhecke schlüpfend, den Reiter ab. Vicitelli, so hieß er, lachte, als er bei uns wieder ankam, selbst darüber, und nachdem noch einmal auf eine glückliche Reise angestoßen war, setzte er es doch noch durch, in derselben Nacht an den Kingani zu kommen. Der arme Esel wurde dann am folgenden Tage, zum großen Kummer seines Besitzers und jedenfalls zur Strafe für den nächtlichen Frevel, von den Krokodilen angeknabbert.

Endlich war der ersehnte Tag, es war der 4. Dezember, erschienen. Auf der Rhede draußen wiegten sich sanft deutsche und englische Kriegsschiffe, fremde Gäste vom deutschen, englischen und italienischen Konsulat, sowie Herren der ostafrikanischen Gesellschaft befanden sich schon am Land, während Wissmann zur Begrüßung bis an den Kingani entgegen geritten war. Von ihm geleitet, und mit dem Salut unserer Stationsgeschütze begrüßt, trafen um 11 Uhr Stanley, Emin, Kasati und die Missionare Schynse und Girot ein.

Am Rathaus begrüßte ich die Herren, und den Eindruck, den ich gleich zu Anfang empfing, will ich hier wörtlich wiedergeben, wie ich ihn damals aufschrieb:

„Stanley ist weiß geworden, sieht aber sonst frisch aus. Die kleine, gedrungene Figur mit dem energischen Gesicht macht einen militärischen Eindruck. Emin ist nicht so kräftig, sieht aber wohl aus. Er ist ein Mann mit Herz und Gemüt, sehr bescheiden und patriotisch. Kapitän Foß (ältester Offizier des Geschwaders) hat ihm einen Gruß unseres Kaiserlichen Herrn überbracht, von welchem Emin tief gerührt und hochbeglückt war, sagte er mir doch selbst: „Wie hätte ich so etwas erwarten können, einen Gruß vom Kaiser! Das entschädigt mich reichlich für meine fünfzehnjährigen Mühen in Afrika." Auch Kasati macht einen ungemein sympatischen Eindruck, für gewöhnlich ruhig, kommt bei ihm nur bisweilen die italienische Lebhaftigkeit zum Durchbruch."

„Pater Schynse, geborner Rheinländer, ist ein kluger, sehr durchbildeter Mann, dessen ganzes Wesen einen ungewöhnlich hohen Grad von Energie erkennen läßt. Auch tief im schwarzen Kontinent hat er es nicht verlernt, deutsch zu fühlen und zu denken. Père Girot, ein Franzose, besitzt die Eigenschaften, welche so lange Zeit eine Zierde seiner Landsleute waren, vor allem eine gewinnende Liebenswürdigkeit; mit dieser paart sich eine ruhige Bestimmtheit. Beide Geistliche kommen vom Viktoria Nyanza und haben einen großen Teil der Reise mit Stanley zusammen gemacht, ohne jedoch zu dessen Karawane zu gehören."

Während des zwanglosen Frühstücks saß ich mit Emin lange Zeit zusammen, dessen Unterhaltung und ganzes Wesen mich in hohem Grade fesselte. Vor allem ist Emin Gelehrter, selbst in den schwersten Lebenslagen hat er immer noch Zeit für wissenschaftliche Beobachtungen und Sammlungen gefunden. Dabei ist er gerade nach dieser Richtung hin erstaunlich uneigennützig, bei Sammlern eine seltene Erscheinung, denn kaum hatte er es herausgefunden, daß ich mich speziell mit Entomologie beschäftigte, da bat er mich schon, aus den von ihm mitgebrachten Sachen mir das auszusuchen, was mir fehlte. Und so aufrichtig war es gemeint, daß mir nichts übrig blieb, als seinen wiederholten Bitten nachzugeben. Er hatte Recht, es waren wirklich hübsche Sachen darunter, die bislang ganz unbekannt waren.

Nachmittags um 4 Uhr traf die eigentliche Expedition ein. Was wahr ist, soll auch wahr bleiben, und mag Stanley sein, wie er wolle, das muß ich ihm lassen, seine Leute waren vorzüglich im Zug, scharf disziplinirt und alles in bester Ordnung. Nicht nur ein Afrikareisender, sondern auch jeder Soldat konnte da nur Beifall zollen. Die Offiziere der Expedition Herr Jephson, Nelson und Stairs ebenso wie Dr. Parke machten einen sehr guten Eindruck.

Um so mehr habe ich mich dafür später über Herrn Jephson's Buch und vieles, was er darin sagt, gewundert. Ich glaube, seine Notizen sind nicht genau gewesen, oder er hatte für die Menschen und ihre Handlungen nicht das richtige Verständnis, sonst konnte er unmöglich solche Dinge schreiben, wie es dort geschehen ist, besonders in Bezug auf Emin und das Verhalten der Deutschen. An jenem Tage lautete auch das Urteil über Stanley — ich kann jedoch nicht bestimmt behaupten, ob gerade Herr Jephson dies sagte — ganz anders, als später und damals war der Eindruck noch frisch im Herzen und Gedächtniß.

Abends gegen 6 Uhr vereinigte alle Anwesenden ein vorzügliches Festmahl, zu welchem die Musik eines unserer Kriegsschiffe konzertirte. Wissmann hieß Emin und Stanley in schwungvoller Rede willkommen, dann antwortete Bulo matari. So nennen die Schwarzen Stanley, und er übersetzt es gern als Felsenbrecher. Man glaube aber ja nicht, daß mit diesem Namen das Überwinden gewaltiger Hindernisse gemeint sei, so poetisch denken und sprechen die Neger nicht. Wörtlicher ist die Übersetzung: der Mann, der Steine zerschlägt, und wie mir von glaubwürdiger Seite erzählt wurde, stammt diese Bezeichnung von einer Gelegenheit her, bei der Stanley, allerdings zum Erstaunen der Eingeborenen, einen Steinblock zertrümmerte.

Stanley's Rede war schwungvoll, malte in poetischer Weise so manches aus, war aber offenbar gleichzeitig mit für die Zeitungen berechnet. Er stand ja auf der Höhe seines Ruhms, wußte, daß der Telegraph seine Rede zahlreichen Augen und Ohren zutrug.

Er drückte seinen Dank für den Empfang aus, sprach von den Schwierigkeiten, die er zu überwinden gehabt, von den Gefahren,

die ihm gedroht, von dem Danke gegen die Vorsehung, die ihn so herrlich aus allen Fährlichkeiten herausgeführt.

„Hören Sie, welche Rednergabe, welches Schauspielertalent!“ sagte ein neben mir sitzender Herr, ich weiß nicht mehr, wer es war, Pater Schynse oder Girot.

„Schauspielertalent?

„Gewiß, Schauspielertalent, denn jener Mann glaubt an nichts, achtet nichts als das, was seinem Vorteil und Ehrgeiz dient.“

„Er hat Sie wohl auch schlecht behandelt, so wie es vielen anderen ergangen ist?“ fragte ich halblächelnd.

„Schlecht behandelt? Einmal hatte er bei mir überhaupt nichts zu behandeln, wir reisten für uns, und dann, glauben Sie, daß ich mich hätte schlecht behandeln lassen?“

Nein, das glaubte ich allerdings nicht, denn danach sah der Sprecher ganz und gar nicht aus.

Höher und höher gingen die Wogen der Feststimmung, Deutsche, Engländer und Italiener waren ein Herz und eine Seele. Bald plauderte ich mit diesem, bald mit jenem, bis ich wieder mit Emin Pascha zusammensaß. Er war in sehr aufgeräumter Stimmung, etwas angeheitert, aber durchaus nicht des süßen Weines voll.

Bald waren wir in lebhafter Unterhaltung, an der sich auch andere, z. B. Père Etienne beteiligten. Das Gespräch drehte sich nur um rein wissenschaftliche Dinge, etnologische und geographische Fragen. Ich war ganz erstaunt, Emin jetzt so vollkommen klar zu finden, denn an einem Tage wie jenem, wo er nach jahrelanger Abgeschlossenheit im Begriff stand, wieder in civilisirte Lande zurückzukehren, wo Kämpfe und Gefahren ohne Zahl glücklich hinter ihm lagen, wer hätte sich da gewundert, wenn er, trotz seiner Mäßigkeit, einen Tropfen mehr genossen hätte als sonst, wenn der solchen Genusses entwöhnte Körper der Wirkung des Weines unterlegen wäre?

Halb zehn Uhr mochte es sein, als der Pascha sagte:

„Meine Herrn, ich werde mich doch jetzt einmal etwas ausruhen, es wird sonst vielleicht zu viel.“

Damit trat er durch eine hinter ihm liegende Thür, die in

das Zimmer führte, welches Herr Grothe bewohnte. Natürlich dachte ich, der Paſcha wolle dort etwas ausruhen.

Kurz darauf kam ein ſchwarzer Diener an mich heran:

„Bana, eben iſt ein Europäer heruntergefallen.“

„Wo iſt er, zeig' ihn mir.“

Ich folgte dem Vorangehenden, indem ich dachte: dieſe infame ſteile Treppe, wir müſſen ſie ändern, natürlich iſt da jemand, der nicht mehr taktfeſt war, hinabgeſauſt. Doch unten lag niemand, ich ging durch den Flur auf das breite Trottoir vor dem Hauſe, auch dort lag niemand. Jetzt zeigte mir der Diener eine Stelle mit einem dunkeln Fleck, es war Blut. „Hier hat er gelegen,“ hieß es. Auf meine Frage, wo er hin ſei, erklärten einige dortſtehende Eingeborene: „Die Leute haben ihn aufgehoben und nach dem Hoſpital gebracht.“

Schleunigſt eilte ich nach und bald war eine Gruppe von Negern erreicht, die ganz behutſam einen Bewußtloſen trugen. Zu meinem Erſtaunen und Schrecken erkannte ich Emin Paſcha.

Die guten Kerls machten ihre Sache recht geſchickt, ich konnte mich alſo damit begnügen, mit nach dem Hoſpital zu gehen.

Dr. Brehmer, der abends noch Dienſt hatte, war glücklicherweiſe ſchon vom Feſte nach Hauſe zurückgekehrt, und nahm ſich ſofort, von den Schweſtern unterſtützt, des Verletzten an.

Über die Verletzung ſelbſt vermochte der Arzt nicht ſogleich Beſtimmtes anzugeben und ſprach ſich nur mit Sicherheit dahin aus, daß die Verwundung ſehr ſchwer, höchſtwahrſcheinlich ein Schädelbruch in der Nähe der Baſis hinter dem rechten Ohr ſei, auch eine Quetſchung der Bruſt ſei vielleicht vorhanden.

Dieſe erſte Feſtſtellung erwies ſich am folgenden Morgen als durchaus richtig.

Ich ging zum Natuhaus zurück. Emin's Fall, der allgemeine Beſtürzung hervorrief, war ſchon bekannt geworden, der Feſtjubel verhallt.

Vielfach wird immer angenommen, Emin habe des Guten zu viel gethan und ſei deshalb geſtürzt. Emin ſelbſt vermochte ſpäter nichts anzugeben, durch die ſchwere Erſchütterung war die Erinne-

rung verwischt. Ich selbst kann der vorher angeführten Annahme nicht beistimmen und zwar um so weniger, als ich unmittelbar vorher noch eingehend mit dem Pascha gesprochen und mich hierbei hatte überzeugen können, daß er durchaus nicht in einer Verfassung war, welche ihn nicht mehr vollkommen Herr seiner Sinne sein ließ. Anderenfalls würde ihn auch der eine oder andere von uns nach Hause begleitet haben, denn seine Wohnung lag nicht im Kasino, sondern im Stationsgebäude. Deshalb kann ich mir die Sache nur so erklären:

Während wir glaubten, Emin wolle im Nebenzimmer nur etwas ruhen, hatte er die Absicht, wie man zu sagen pflegt, sich auf französisch zu drücken. Das Zimmer, in welches er eintrat, hielt er für einen Durchgang, an welchen sich die Treppe, die oft im Freien liegt, anschloß. Die arabischen Fenster reichen immer sehr tief herab, oft bis einen Fuß hoch über den Boden des Zimmers und sind deshalb meist im unteren Drittel vergittert. Leider war dies bei jenen Fenstern nicht der Fall, ja das eine Fenster ging sogar so tief herab, daß es einer Thür, die stets sehr hohe Schwellen haben, glich.

Der Pascha hat daher dieses Fenster für eine Thür gehalten und ist bei seiner großen Kurzsichtigkeit, er trägt Brille Nr. 4, in dieser Ansicht durch ein kleines Wellblechdach bestärkt worden, welches dicht unter dem Fenster begann und, eine Veranda überschattend, ihm im nächtlichen Dunkel als Treppe erschien.

Er ist somit herausgetreten, sofort ausgerutscht und kopfüber auf das harte Trottoir gestürzt.

Der Ärmste that uns allen von Herzen leid, und ich beeilte mich, ihn am folgenden Morgen zu besuchen. Natürlich war der Kranke nicht zu sprechen, er war noch bewußtlos. Dr. Brehme hatte die Überzeugung gewonnen, daß seine erste Diagnose ganz richtig war. An Emin's Lager fand ich Casati, mit dem ich dann nach Hause zurückkehrte. Bei dieser Gelegenheit drückte er den Wunsch aus, in Bagamojo zu bleiben, um seinem schwer kranken Freund nahe zu sein. Ich konnte diesen Entschluß nur billigen und sprach Casati meine Freude darüber aus, daß wir ihn noch länger als unseren Gast bei uns sehen würden. Diese Freude

war aufrichtig und keine Phraſe, denn Caſati iſt ein prächtiger Menſch.

Unterwegs begegnete uns Stanley, der ebenfalls zum Lazaret gehen wollte. Caſati teilte ihm ſeinen Wunſch mit, in Bagamojo zu bleiben. Stanley ſah ihn mit kühler Verwunderung an.

„Sie müſſen bei Ihren Leuten bleiben, was wollen Sie denn hier?“ ſagte er ungefähr.

„Ich möchte meinen langjährigen Freund, den Paſcha, jetzt nicht verlaſſen.“ Stanley zuckte die Achſeln: „Was wollen Sie denn hier? Helfen können Sie doch nichts. Sie müſſen mit nach Sanſibar, von dort können Sie ja dann herüber fahren, ſo oft Sie Luſt haben.“

Stanley hatte ja recht, Caſati konnte nichts helfen, aber dennoch war ſeine Abſicht ſehr begreiflich. Stanley's Ton war froſtig, die ganze Art, in der er ſprach, genau ſo, als ob er nicht von Emin, ſondern von dem gleichgültigſten Dinge der Welt, vielleicht irgend einem Stück dürren Holze, geſprochen hätte. Welcher Unterſchied zwiſchen dieſem Stanley und dem Manne, wie ich ihn geſtern bei ſeinem Trinkſpruche geſehen!

Ich ſelbſt hatte mit der Sache nichts zu thun, es war eine Angelegenheit jener Expedition, die mich nichts anging, aber als Menſch fühlte ich mich ſo abgeſtoßen wie ſelten. Ich bedauerte, den Mann, den ich als kühnen Afrikaforſcher bewunderte, von ſolcher Seite kennen zu lernen. Afrika mit ſeinen Entbehrungen und Gefahren macht hart, aber nur der Körper, nicht Herz und Gemüt braucht ſtahlhart zu werden.

Über Stanley ſprachen wir in den nächſten Tagen natürlich manchmal; er war zwar mit ſeinen eigenen, wie Emin's Leuten ſchon am zweiten Tage nach Sanſibar gedampft, ſtand aber, gleich Emin, im Vordergrund des allgemeinen Intereſſes. Bekanntlich wird er nicht nur jetzt, ſondern wurde er damals ſchon heftig angegriffen. Auch in unſeren Unterhaltungen fiel manches ſcharfe Wort, und dabei muß ich hervorheben, daß Wiſſmann ſich ſeiner lebhaft annahm, teils vielleicht gerade weil Stanley nicht zugegen war, teils auch wohl als Kollege, denn beide waren ja durch ihre Afrikaforſchungen groß und berühmt geworden.

Ich entsinne mich noch, daß Wissmann einmal sagte: „Meine Herren, viele dieser Angriffe sind nicht richtig, sie gehen von falschen Voraussetzungen aus. Die meisten Leute, welche solches sagen, wissen gar nicht, mit was für Schwierigkeiten man gerade tief im Innern, abgeschnitten von der Kulturwelt, fern von allen Hilfsquellen, zu kämpfen hat. Diese Schwierigkeiten werden außerdem sehr oft durch die begleitenden Europäer, besonders wenn sie auf derselben gesellschaftlichen Stufe stehen, nicht verringert, sondern noch erhöht, und gerade diese Leute sind es, die später am meisten Lärm schlagen.

Wissmann mochte Recht haben, aber dagegen ward ihm eingewendet, daß seine Reisen doch ganz andere waren. Stanley hat seine größten Reisen mit enormen Hilfsmitteln unternommen; kam er nicht im Guten durch, nun so ging's mit Gewalt. Wissmann aber hatte mit wenig Mitteln zu rechnen gehabt, seine beiden kühnen Durchquerungen Afrika's mit den damit verbundenen Forschungen waren sein eigenstes Verdienst, nur seine Umsicht, Kühnheit und gleichzeitige Vorsicht hatten zum Erfolge geführt. Das war ein ganz anderes, schweres Werk, als wenn man mit Hunderten guter Hinterlader den Kontinent durchzieht.

Von Stanley wurden zahlreiche, geradezu krasse Geschichten draußen erzählt, deren Wahrheit ich jedoch nicht verbürgen kann, denen ich zum Teil ihres Inhaltes wegen keinen Glauben schenken möchte, und die ich deshalb mit Stillschweigen übergehe.

Stanley hat, das ist keine Frage, unserer deutschen Sache zu schaden und England zu nutzen gesucht, das kann ihm unsere Sympathie nicht zuwenden. Wer aber gerecht sein will, muß sagen, daß er als Engländer hierzu gleichsam die Pflicht hatte, und ich würde mich freuen, wenn auch jeder Deutsche jederzeit ebenso handelte. Ob Stanley dabei einem gewissen nationalen Zuge folgte oder egoistische Zwecke im Auge hatte, ändert an der Sache nichts, sondern fällt nur der Person zur Last.

Soweit ich ihn kennen lernte, und das war nur kurze Zeit, und ihn aus bestimmten Thatsachen beurteilen kann, ist er grenzenlos ehrgeizig, ohne tiefere Empfindung, rücksichtslos bis zum Äußersten wo es seinen Vorteil gilt und sehr von sich eingenommen.

Wo es ihm nützen oder seinen Ruhm heben kann, übertreibt er auch nach der einen oder anderen Seite hin, wobei ihm seine Redegewandtheit zu statten kommt. Gründliche wissenschaftliche Bildung ist ihm nicht eigen, er hat dafür auch kein Verständnis, nur das Reale gilt ihm etwas, von Idealen spricht er vielleicht, doch innerlich verspottet er sie.

Andererseits soll man aber auch seine wirklich hervorragenden Eigenschaften nicht verkennen: Eiserne Willenskraft, scharfen Verstand und große Umsicht. Er ist ein Mann, den wenige lieben, viele nicht achten können, dem aber niemand eine hohe Bedeutsamkeit absprechen kann.

Emin, dem es zu unser aller Freude allmählich besser ging, sprach sich über Stanley nur zurückhaltend aus, obgleich man deutlich herausfühlen konnte, daß zwischen ihm und jenem Manne eine tiefe Kluft bestand. Selbst als Stanley später Emin rücksichtslos angriff, bewahrte dieser doch stets eine vornehme Ruhe und Gelassenheit. Wohl hätte er vieles vorbringen können, allein er that es nicht, Hader und Zank, selbst schriftlich ausgefochten, sind ihm zuwider. Emin ist entschieden eine nach dieser Seite hin vornehm angelegte Natur. Wo Stanley vielleicht zu kalt, ist der Pascha vielleicht zu herzlich. Er freut sich, wenn er auch anderen eine Freude bereiten kann.

Die wilde Energie, die Stanley beseelt, ist ihm fremd. Daraus darf man aber nicht, wie Stanley es thut, folgern, Emin fehle es an Energie, er schwanke ohne Entschluß herüber und hinüber. Der Pascha weiß, was er will, nur geht er seinen eigenen Weg. Findet er den geraden Weg zu schwierig oder gewagt, nun so umgeht er das Hindernis oder wartet, aber an's Ziel kommt er gewiß. Diese Art des Handelns hat er durch seinen langen Aufenthalt im Orient gelernt, und ich glaube, sie hat ihm bei der kritischen Lage in Wadelai mehr genutzt, als wenn er sich zu kühnen, jedoch unbedachten Handlungen hätte hinreißen lassen, wie manche es als richtiger bezeichnen. Dabei ist ihm physischer und moralischer Mut ganz entschieden sehr zu eigen und ebenso organisatorisches Talent. Emin ist ein gründlicher Kenner weiter Gebiete Afrika's und seiner Bewohner. Alles, was er sagt, ist wohlüberlegt und wahr, er dient, im schroffen Gegensatz zu Stanley, nicht seiner Person, sondern der Sache, die er vertritt und der Wissenschaft.

Anerkennung freut Dr. Emin, denn auch er besitzt Ehrgeiz, aber einen angenehmen Ehrgeiz, der nicht gleichbedeutend ist mit Egoismus.

Eins nur habe ich lebhaft bedauert, daß der Pascha nicht zu bewegen war, Deutschland zu besuchen. Er hätte das schon seiner Augen wegen unbedingt thun sollen, doch alles Zureden war vergebens: „Jetzt noch nicht, später vielleicht," erwiderte er mir.

In Deutschland wurde ich später oft gefragt, ob er wirklich Muhamedaner sei. Ich habe diese Frage nie berührt und hätte ich ihm z. B. gesagt: Pascha, schreiben Sie den Leuten doch einmal, daß Sie nicht Muhamedaner sind, dann hätte er sicher geantwortet: Wozu denn? Diejenigen, die glauben, ich sei Muhamedaner geworden, werden doch nur lächeln, wenn ich sage, ich sei es nicht. Lassen wir die Leute von mir denken was sie wollen, denn das kann man doch durch einige Worte nicht ändern.

Die Araber halten ihn sicher für einen Glaubensgenossen und der Pascha läßt sie dabei. Sein Einfluß ist hierdurch um so größer und er kann unendlich viel Gutes schaffen, das ist ihm die Hauptsache. So lange Zeit ich übrigens auch mit ihm zusammen war, habe ich nie gesehen oder gehört, daß er eine Moschee betreten hätte, eine Sache, welche der Muselmann nie versäumt.

Wissenschaftlich gründlich durchbildet, ist er Gelehrter mit Leib und Seele, und was er mitteilt, ist absolut richtig, niemals übertreibt er zum Bösen oder Guten. Als wirklichem Gelehrten sind ihm diese Forschungen auch keine Arbeit, sondern ein Vergnügen.

Viele interessante Stunden habe ich mit ihm zugebracht und dabei oft gestaunt, daß er trotz seiner langjährigen Abgeschlossenheit doch nichts weniger denn einseitig geworden war; ihn interessirte alles was die Natur anbetraf und ebenso alles Gute und Schöne. Hand in Hand mit diesem Interesse gingen tiefe fachmännische Kenntnisse, die zu groß waren, als daß ich als Laie mir ein Urteil erlauben könnte.

Zunächst freilich konnte ich mich mit dem Pascha nicht viel unterhalten, obgleich er, sobald einigermaßen Besserung eintrat, dringend Unterhaltung wünschte. Diesem Wunsche durfte jedoch nicht nachgegeben werden, da Dr. Brehme mich bat, für die größte Ruhe zu sorgen.

Sobald nämlich der Kranke sich unterhalten hatte, trat jedes-

mal ein heftiger Hustenreiz ein, welcher durch die damit verbundenen Erschütterungen die schlimmsten Folgen nach sich ziehen konnte.

Ich wandte mich deshalb auch an das Reichscommissariat nach Sansibar mit der dringenden Bitte, die zahlreichen von dort kommenden Besuche so viel als möglich abzuschneiden. Es war dies um so nötiger, als Stanley Emin immer durch Briefe und Abgesandte zu bearbeiten versuchte, um ihn der deutschen Sache fern zu halten. Diese Versuche führten auch heftige seelische Erregungen herbei, und es war geradezu meine Pflicht, solche Dinge dem Kranken fern zu halten.

Wissmann stimmte mir hierin vollkommen bei, und es ist geradezu unbegreiflich, daß, wenn man so sagen darf, die andere Partei unser Vorgehen nicht begreifen konnte oder wollte, es gleichsam als Intrigue darstellte. Dr. Brehme hatte jedoch entschieden recht und auch Herr Dr. Lotsch, welchen Herr Kapitän Foß liebenswürdigerweise mit einem Lazaretgehülfen zusammen an Land kommandirt hatte, stimmte ihm bei.

Nur Ferida, ein allerliebstes kleines Mädchen von etwa 6 Jahren, die wie ein süd-italienisches Kind aussah, durfte den Pascha, ihren Vater, besuchen.

Um dem Verwundeten die nötige Ruhe zu schaffen, sah ich mich nach kurzer Zeit veranlaßt, einen Posten vor das Lazaret zu stellen, welcher in der Straße jeden Lärm verbot, und nachts mußten meine Bürger ihre Esel dingfest machen, denn es ist, wenn man an die hiesigen Esel denkt, unglaublich, wie lebhaft und lärmend diese Tiere oft des Nachts die Straßen durchjagten, so schwer sie auch am Tage gearbeitet hatten.

Allgemach war Weihnachten herangekommen. Leider war die Post noch nicht da, dennoch aber wurde der Weihnachtsabend nicht nur festlich, sondern auch fröhlich begangen. Auf dem Tische brannte der Weihnachtsbaum und zwar ein Tannenbaum, d. h. eine Kasuarine. Unter dem Baume lag eine reiche Zahl von Geschenken, die verloost wurden, und nach dem Abendessen wurde, ganz wie daheim, gesungen und Klavier gespielt, da glücklicherweise kurz vorher Gravenreuth dem Casino ein ausgezeichnetes Pianino verschafft hatte, das erste und einzige in Deutsch-Ost-Afrika.

Natürlich flogen die Gedanken an jenem Abend nach der fernen Heimat, und dennoch war keinem von uns wehmütig um's Herz, wie's leicht sein kann, wenn man im nordischen Winter, gerade an diesem Feste, der Familie fern bleiben muß. Das Land und die Temperatur ließ die echten Weihnachtsgedanken nicht aufkommen, bei uns draußen war's ja immer Sommer, und was für ein Sommer, denn vom Dezember bis März ist die heißeste Jahreszeit.

Heiter und lustig, wie wir waren, ging's erst in später Nachtstunde zur Ruhe.

Das Jahr ging zu Ende, der Sylvesterabend brach an und hurrah, da kam auch noch die Post. Welche Freude! Doppelt groß, da man nunmehr zu Hause alles gesund und munter wußte. Für mich aber kam noch nachträglich ein Geschenk, das Schönste, das es für einen Soldaten giebt: ein Kriegsorden, den Se. Majestät der Kaiser mir verliehen.

Wie hell klangen am Abend die Gläser, wie herzliche Grüße und Wünsche flogen der nordischen Heimat, den lieben Angehörigen und Freunden zu. Da dachte man auch der Kameraden, denen jetzt die Schneeflocken um die Nase flogen, während über uns Palmen rauschten. Da gedachte man der alma mater der Soldaten: der Armee, die unser deutsches Vaterland unter ihrer Könige und Kaiser Führung zu dem gemacht hat, was es jetzt ist.

Zum ersten Mal hatten deutsche Soldaten für deutsche Interessen jenseits des Oceans gefochten, und der Gott, der keinen Deutschen verläßt, hatte auch uns nicht verlassen. Das vergossene Blut war nicht umsonst geflossen: das Land war es wert.

Nur zielbewußt, mit klarem Kopf, festem Arm und warmem Herzen weiter gearbeitet, dann kann und wird aus Ostafrika etwas Tüchtiges werden, ein Besitz, an welchem kommende Geschlechter sich einst erfreuen.

Wie froh und stolz blickten wir auf das zurück, was geschehen war, wie freudig und vertrauensvoll in die Zukunft. Es war ein herzerhebendes Gefühl, daß man sich sagen konnte: auch hier in der weiten Ferne, wo wir gearbeitet und gefochten haben, ist unsere deutsche Flagge fleckenrein und unser Schild blank und makellos.

ND

DT 446 .R5 A3
Meine Erlebnisse in der Wiesma
Stanford University Libraries
3 6105 041 534 327

DT446
R5A3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

APR 18 1977